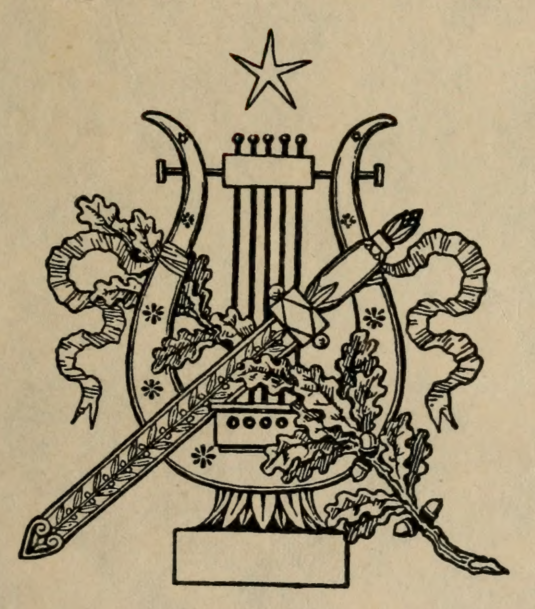
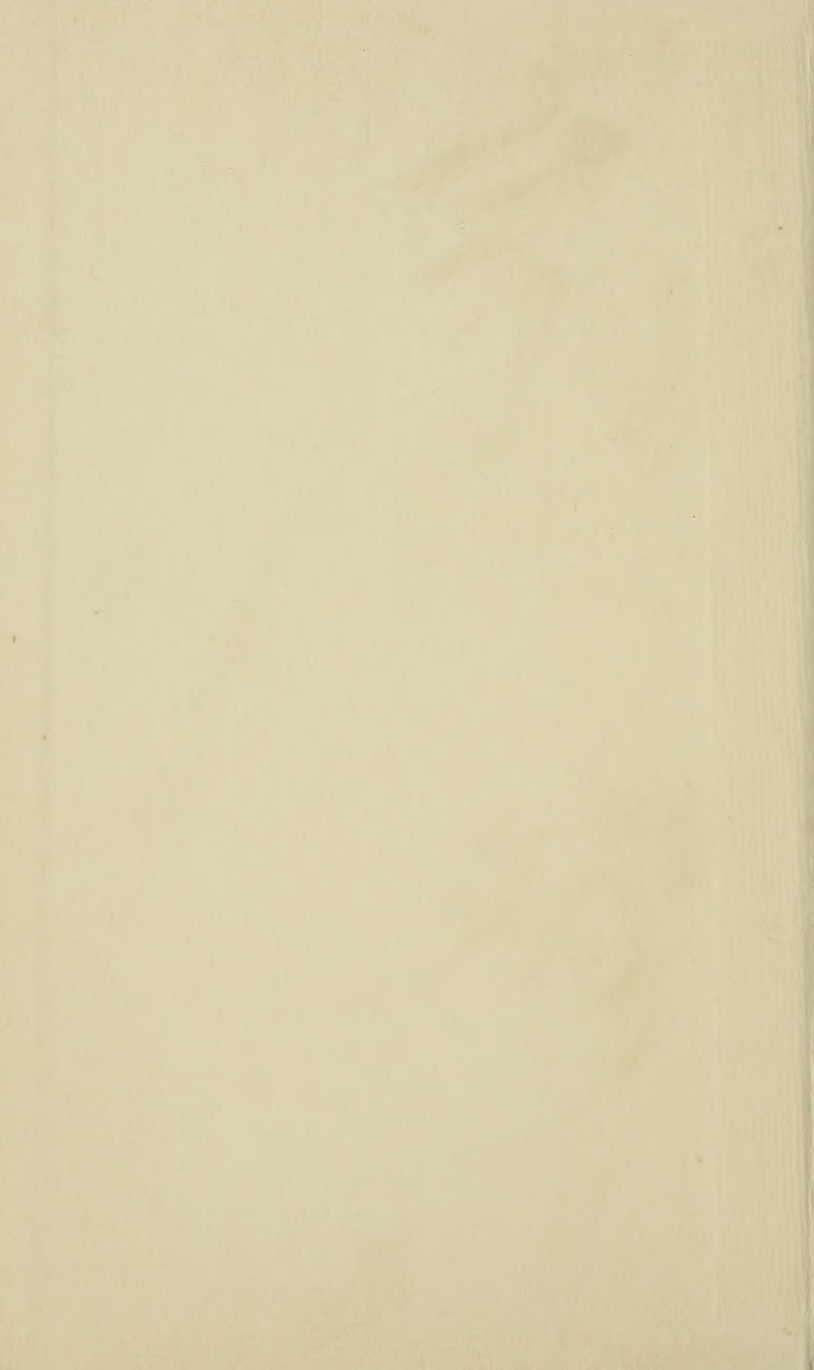
Das große Jahr



1914-1915

S. Fischer/Verlag
Berlin



H. Hagemann.

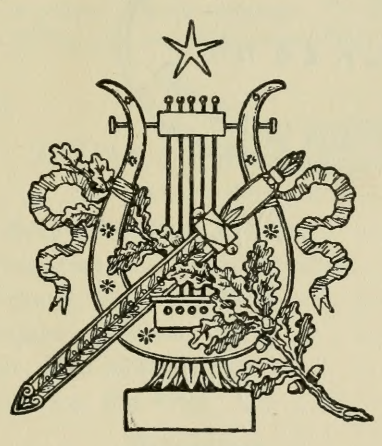
1906.




S F
V

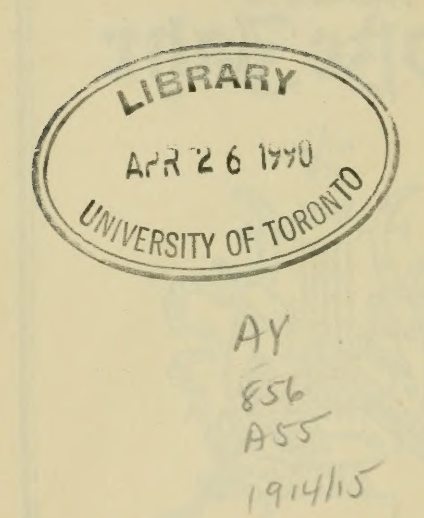
Das 28. und 29. Jahr
des Verlags

Das große Jahr



1914-1915

S. Fischer/Verlag
Berlin



Ausgegeben November 1915.
Mit 79 Abbildungen, darunter die Porträte der Autoren der neuen Bücher 1914/15.

Inhalt

Die mit einem Stern versehenen Beiträge der ersten Abteilung „Das große Jahr" stammen aus der „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte", die Beiträge ohne Quellenangabe aus der „Neuen Rundschau"; alle diese Beiträge, mit Ausnahme der Gedichte, sind vom Verlag aus größeren Arbeiten ausgezogen. Die andern Beiträge sind den in der Bibliographie aufgeführten neuen Büchern entnommen.

Politik und Völkerpsychologie

Zur Gestaltung des Friedens

Der Krieg als Erlebnis

II. Die Bücher des Jahres

III. Bibliographie

I

Das große Jahr



Einleitung

Der Dichter und der Krieg

Das Jahrbuch für 1914 ist nicht erschienen; während wir es vorbereiteten, brach der Krieg aus. Wir hatten natürlicherweise so wenig Trieb, unsre Arbeit zu vollenden, wie wir in irgendeinem Menschen Trieb voraussetzen konnten, sie zu lesen. Stockte doch das Herz des ganzen Volkes, — wie hätte nicht für eine Weile jede Tätigkeit, jedes seinem eigenen Zweck nachstrebende Bemühen stocken sollen!

Wenn man heute die Straßen und Straßenecken, die vertrauten und die zufällig begegnenden Menschen, die Wirtshäuser und Zeitungsstände in einem Blitz der Erinnerung so wiedersieht, wie man sie in den Augusttagen von 1914 gesehen hat, so fühlt man mit Erschütterung den Abstand der beiden einander so nahen Zeiten; man fühlt, wie für unser Herz und Bewußtsein der Krieg sich verändert hat; man fühlt, wie das Leben der Menschen, trotz Leid und Bedrängnis, so stark ist, daß es auch den Krieg noch in sich aufnehmen konnte und aufnehmen mußte. Wer sah damals eine Batterie ausreiten, ohne daß ihm die Tränen in die Augen stiegen! wer mochte nach Hause gehen, solange noch die unglaublich neugewordenen Lieder hinter den Scheiben der Kaffeehäuser klangen! — heute hat längst wieder die Arbeit ihr segenvolles Gesetz zur Herrschaft gebracht. Damals schien nur die

Kraft herausgefordert, und der Rausch der Kraft glühte durch alle Häupter; heute wissen wir, daß die Ausdauer mehr noch als die Kraft herausgefordert war, und wir sehen sie grau und hart wie das Eisen bestehen, dessen Erze aus der dunkeln Erde gebrochen und im Flammenofen zerkocht werden.

Nicht nur die Arbeit, die unmittelbar dem Krieg und seinen Waffen zugekehrt ist, hat ihr Recht wieder angetreten. Der Landmann, der sein Feld bestellt, wie sehr er immer wissen mag, daß so und so das goldene Korn in dem belagerten Land schwerer wiegen wird als in dem nach allen Grenzen offenen, auch er tut seine Arbeit doch, wie alle Arbeit getan wird: aus der treuen Gewohnheit seines Daseins. Wie er, so jedermann.

Und so wurde auch wieder gelesen; es wurde geschrieben und wurde gedruckt. Ein Verlag ist allerdings keine Industrie, und man sagt ihm nicht ohne weiteres etwas Rühmenswertes nach, wenn man findet, daß er sich schnell und geschickt für den Krieg umgeschaltet habe. Wohl stellt der Krieg, sofern er ein geistiges Ereignis ist, sofern er zu einem geistigen Ereignis werden soll, auch ihm Aufgaben mancher Art; aber wenn er sie erfüllt, ist sein eigenstes Werk noch nicht getan. Denn nicht nur soll auch er den Forderungen einer im Fordern unnachsichtigen Zeit gerecht werden; — er hat die noch größere Pflicht, ihm anvertrautes Gut durch die Brandung eben dieser Zeit heil hindurchzutragen.

Wohl kein Gebiet menschlicher Tätigkeit war durch den Ausbruch des Krieges schwerer getroffen als das der Literatur und der Kunst. Es half der Kunst nicht einmal, daß sie von Beginn des Krieges an einen Triumph erlebt hat. Oder waren nicht Text und Melodie des durch das ganze Land wogenden Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" mehr als ein Armeekorps wert? Aber freilich war dieses Lied, mit

dem die jungen Freiwilligen in Flandern stürmten, zur Tat geworden; und so unmittelbar sich in Tat und Gesinnung zu verwandeln, liegt nicht im Wesen der Kunst. Was sie zu wirken hat, braucht Zeit und Umweg. So mußte sie denn, als mit einem Schlage eine einzige ungeheure Aufgabe, ein einziger ungeheurer Zweck bedingungslos und unerbittlich das ganze Volk ergriff, bis ins Herz erschrecken. Sie, die von Natur schon für alles Schicksalhafte empfindlicher als der bürgerliche Sinn ist, mußte sich obenein von heimlichen und öffentlichen Feinden sagen lassen, daß die große Stunde nicht ihre Stunde sei, und sie erlebte buchstäblich das Gleichnis des griechischen Dichters:

„Hoch in die Wolken entführte die Nachtigall plötzlich der Habicht,
Fest in den grimmigen Klauen die liebliche Sängerin haltend.
Jämmerlich klagte die Arme ihr Leid. Doch herrisch begann er:
Törichte, schreie nicht so! Viel mächtiger bin ich an Stärke.
Wie mir beliebt, so schlepp ich dich fort, wie schön du auch singest.
Habe ich Lust, so speise ich dich. Sonst magst du entrinnen!
Also zur Nachtigall sagte der dunkelbefiederte Habicht."

Jedoch der Habicht ist ein Prahler. Er glaubt wohl, daß er die Sängerin verspeisen könne, doch er tut es nicht. So scharf seine Fänge sind, unversehens und ihm selbst zur Überraschung, ganz unbegreiflicherweise muß er sie öffnen, und das befreite Lied behält seine Macht und seinen Sieg.

Der Dichter, um von ihm besonders zu sprechen, war aber nicht nur durch die äußeren Gewalten, die der Krieg entfesselte, von der jähen wirtschaftlichen Bedrängnis angefangen, bis zu dem niederdrückenden Übergewicht aller Kräfte der Tat über die der Einkehr, in seinem Lebensgrundgefühl erschüttert;

er hatte auch eine innere Verwirrung seiner Instinkte zu bestehen. Sein Werk ist Friedensarbeit; — doch wäre Friede das Weltgesetz, gäbe es dann überhaupt noch dieses sein Werk? Alle ganz konsequenten beati pacifici müssen Verächter des Dichters sein; und sie sind es auch, wenngleich sie die Konsequenz vermeiden. Friedenswerk ist es zwar, was der Dichter schafft; doch immer vor dem Hintergrund des Krieges, wie der Regenbogen vor der Wetterwolke leuchtet: ewige Sonne und zeitliche Wolke, dazwischen steht der zeitlich ewige Bogen im Menschenauge. Genau so steht das Werk des Dichters. Ohne die Gewalten, deren äußerste Erscheinung der Krieg ist, kann kein geistiges Leben gedacht werden; und dennoch sagt alles geistige Leben: Friede!

Dieser zeugende Widerspruch, im Wesen des Dichters begründet, mußte durch den wirklichen, körperlich rasenden Krieg in eine vorher nicht geahnte tragische Spannung versetzt werden. Der Halm ist mehr als das Feld, so denkt jeder Dichter. Als der Name des ersten im Kriege Gefallenen in der Zeitung verkündet wurde — man kann es glauben, daß das Herz des Dichters davon einen so heißen Stich des Schmerzes empfing wie kein andres, — oder jedes andre Herz war in diesem feierlichen Augenblick auch das Herz eines Dichters. Seitdem ist Sommer, Winter und wieder Sommer vergangen, der zweite harte Winter ist herniedergefallen, und jede Jahreszeit hat unendliche Felder abgemäht; das Mysterium des Halmes scheint stumm geworden.

Die Arbeit des Friedens geht davon aus, daß der einzelne Mensch etwas Kostbares sei. Der Arzt sorgt und ringt um seine Gesundheit, der Richter schützt ihn, der Erzieher hütet ihn wie einen Schatz. Für die Religion ist er Gottes Bild und für den Dichter Gottes Gleichnis. Jetzt ist das Kostbare sehr wohlfeil geworden, wer darf es tadeln, wenn auf Augen-

blicke Menschheitsverzweiflung die echtesten, die tiefsten Seelen verdüstert? Aber ein schmerzhaft weiter Atemzug, und die Augen werden wieder fest, der Wille wird wieder klar. Hunderttausende von gefallenen, hingemähten Männern verrücken die Wage des Rechtes nicht, in der das Leben eines Einzelnen, eines Verbrechers gewogen wird; kein Richter wird das Todesurteil über einen Verlorenen deswegen leichtherziger fällen, weil in derselben Stunde so viele Brüder auf den Schlachtfeldern sterben müssen; kein Arzt den Siechen im Stich lassen. Der Krieg ist in der Welt, und eben darum kennt der Dichter wieder sein Werk. Nicht den Krieg zu verherrlichen, nicht ihn zu schmähen, ist seine Aufgabe. Sondern den Frieden zu wirken; wieder kostbar zu machen, was wohlfeil geworden ist: den einzelnen Menschen, die einzelne Seele, den Schauplatz alles Krieges und alles Friedens.

*

Die Neue Rundschau

Anders als der Verlag im allgemeinen hatte sich naturgemäß seine Zeitschrift, die Neue Rundschau, zum Kriege zu verhalten. Für sie mußte er das ausschlaggebende Thema und eine Verschärfung ihrer Pflicht und Verantwortung sein. Der Krieg liest ja uns allen ein höchst grimmiges Kolleg über Geschichte, Geographie und Politik; und auch wer sich früher vom Gefühl der Sicherheit hat treiben lassen, sieht jetzt als dringlich an, was er vordem läßlich zu nehmen geneigt war. Die vielen wichtigen, einander kreuzenden Fragen der Zeit lassen sich in zwei Gruppen einteilen: was hat uns zum Kriege geführt, und wohin wird der Krieg uns führen? Zur Beantwortung beider bringt die Rundschau mit möglichster und wachsender Vollständigkeit Material. Sie untersucht in eingehenden, von Kennern herstammenden Aufsätzen die machtpolitischen, diplo-

matischen und kulturellen Voraussetzungen des Krieges. Nicht eine akademische Absicht leitet sie darin, sondern die Überzeugung, daß jede Klarheit, die über die Vergangenheit gewonnen wird, auch der Zukunft zugute kommt. Und schließlich ist es diese Zukunft, der alle Gedanken und alle Arbeit, Gefühl und Leidenschaft, Einigkeit und Kampf, in hoffender Kraft zu dienen haben. Schon beim Beginn des Krieges hat darum die Neue Rundschau ihr Augenmerk auf den einstigen Frieden gerichtet. Ihn geistig zu gestalten, an den Grundlagen des politischen und des inneren Lebens des Volkes mitzuarbeiten, ist ihre Aufgabe. In einer

Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte

tritt ihr, erweiternd und ergänzend, eine Publikation zur Seite, die die umfangreicheren und abschließenderen Aufsätze in Buchform bringt.

Sowohl in dieser Sammlung wie in der Neuen Rundschau finden wir das ganze Gebiet des Krieges behandelt: das tief getroffene und herausgeforderte Gefühl des Volkes, das Erlebnis des Einzelnen und die beginnende und aufbauende Arbeit an einem Frieden der Kraft, der Schönheit und der Gerechtigkeit.

Der Krieg bricht los

Hermann Stehr: Der Krieg bricht los

Der Krieg lag eingescharrt in einem Furchengrabe
Zehn Schuh tief in die Erde, und es bog
Sich wogend über ihm die goldne Gabe
Des Korns im Sommerwind, rotflackernd flog
Der Mohn, das Bienlein trug zur Wabe,
Die Wachtel schlug, der Schnitter dengelnd zog
Die Sense auf dem Amboß hin und her,
Und Deutschlands Herz war fried- und segenschwer.

Da schnitt's erst durch die Luft wie Habichtspfeifen,
Und Sonnenwolken wurden schreckensweiß,
Dann spürte man ein dumpfes Bangen schweifen
Hin durch den Leib der Städte, furchtvoll-leis,
Zuletzt, wie Rosseshufe jagend greifen,
Sprang's durch die Lande und schrie fieberheiß:
„Krieg, wache auf! Franzosen dräun am Rhein,
Und der Kosak brach schon in Schlesien ein!"

Allein, der eingescharrte grause Reiter
Blieb still im Bodenloch, schob nur vergällt
Die Knochenhand zurecht und brummt': „Schreit weiter!
Ich steh nicht auf. Denn, habt ihr in der Welt
Mich nicht verlästert, daß ihr eure Streiter
Stets nur dem Frieden schmachvoll zugesellt?

Nun schwenkt nur immer eure Taubenreiser!
Ich rühr mich erst beim Ruf von Deutschlands Kaiser!"

Indessen rang mit allen Todesscharen
Einsam und ernst im Schlosse zu Berlin
Der zweite Wilhelm. Blutig sah er fahren
In Rauch und Feuer seines Lebens Mühn
Und wußte doch, durch Knechtschaft nur bewahren
Konnt er des Friedens bettelhaftes Blühn.
Und als er dies gesonnen, war er frei.
Er zog das Schwert und rief den Krieg herbei.

Das Kaiserwort fuhr durch das Brustgegitter
Dem Erdenraufer wie ein Lanzenstoß,
Daß rasselnd sich erhob der Menschenschnitter
Und finster in die Höh wuchs riesengroß.
Im nächsten Augenblick, wie ein Gewitter,
Ging erdentief dumpfes Gepolter los:
Sein Roß stand da. Und Sprung und Sporenstich,
Der schwarze Reiter in die Lande strich.

„Verlaßt die Höfe und die Häuserstuben!"
Schrie gell der Krieg durch seine hohle Hand,
„Ergreift die Wehr vom Graukopf bis zum Buben,
In Todesnöten schwebt das deutsche Land!
Heraus! Heraus!! Denn sonst kartätscht zu Gruben
Der Feind die Städte, und der Räuberbrand
Frißt euch vom Herd die Kinder und die Weiber
Und schändet eurer Jungfraun reine Leiber!"

Da hub zu dröhnen an der Mund der Glocken.
Aus Städten quoll, aus jedem Dorfe rann

In ernster Größe, mit des Augs Frohlocken
Ein unabsehbar Heer, Mann eng bei Mann.
Sie kamen armverschlungen, unerschrocken
Und boten strahlend stolz ihr Leben an,
Die Züge faßten kaum die teure Fracht,
Die endlos herschwoll Nacht und Tag und Nacht.

„Sei uns gegrüßt," so sang der Chor der Krieger,
„Du heilger Kampf! Es geht um unser Sein.
Knechtschaft und Qual erwartet den Erlieger,
Russische Ketten, welscher Rache Pein.
Es können Mörderhelfer nicht die Sieger,
Nicht Kains Genossen unsre Herren sein.
Des Erdballs Wage zittert im Gericht,
Und Gott ist's, der durch unsre Waffen spricht."

Das griff dem rauhen Krieg selbst in die Rippen:
Der Opfertod, zu dem ein Volk bereit,
Und bebend packt er in die Zügelstrippen
Des Gauls. Sein fleischlos Auge weit,
Vor Rührung klirrten seine Knochenlippen,
Und staunend sprach er: „Solche Herrlichkeit
Sah ich noch nie! Die Geister nur der Recken
Von Siebzig fehlen noch. — Ich geh sie wecken!"

Noch ehe er erreicht die Grabkapelle
Des Sachsenwaldes, sprengte in die Luft
Des Eisenkanzlers ries'ge Schemenhelle.
Der alte Wilhelm stieg aus seiner Gruft,
Roon und der Schweiger. Von der Todesschwelle
Die Helden schwebten aus der Jenseitskluft.
Millionen drunten, in der Höh die Geister!
Nun, deutsches Volk, wirst du Europas Meister!

Gerhart Hauptmann: „O mein Vaterland"

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Wie erbleichtest du mit einemmal?
Banger Atem ging durch Feld und Tal,
Bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand.

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Wer denn rief das Wetter dir herein,
Daß des fahlen Hasses gelber Schein
Dich umzucket wie ein Weltenbrand?

„Das tat meine Ehr, die untadlig war,
Tat mein unbeflecktes Friedenskleid,
Tat, die mich gebar, die große Zeit,
Und die große Zeit, die ich gebar!"

Ist es so bestellt, fürcht ich keine Welt!
Weh ihr, wenn dein Herz uns nicht mehr schlägt,
Deine heilige Seele uns nicht trägt,
Und dein Strahlenblick uns nicht erhellt.

Doch, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Welche Prüfung mußt du nun bestehn!
„Kind, sie muß geschehn, muß vorübergehen,
Nimm du nur die Sichel in die Hand!

Denn du mußt ein Gras mähn mit fester Faust,
Mußt es furchtlos mähn in Wetternacht,
Mähn, ob Blitz und Donner um dich kracht,
Blutiger Eisenhagel dich umsaust.

Und es ist ein Gras, das vom Blute träuft!
Kein Erbarmen kann dir sein erlaubt.

Zischend sinkt vom Halme Haupt um Haupt
Und zu Leichenbergen wird's gehäuft.

Unermüdlich mußt du stehn und mähn,
Schnitter, dich entbindet nur der Tod:
Erst nach einem blutigen Morgenrot
Darfst du neue Körner in mich säen.

Wenn dein Arm erlahmt, wenn dein Herz erbebt,
Tilgt mich Gott von dieser Erde aus,
Schutt und Asche wird dein Elternhaus
Und der deutsche Name hat gelebt."

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Was du sagst, ich will es gerne tun:
Mähen will ich, mähen, und nicht ruhn! —
Eh ich nicht die letzte Garbe band

Und der Tod mich löst aus meiner Pflicht,
Bin ich mit dem letzten Hauche dein.
Deine Ernte soll geborgen sein,
Schwör ich dir vor Gottes Angesicht!

Und wie ich, dein Kind, sind sie all gesinnt,
Die dein heißgeliebter Boden groß gesäugt,
Sei gewiß, daß sie kein Wetter beugt,
Weil sie eines, deines Blutes sind.

Und dann harrt ein Tag, sonnenstark und frei,
Wo dein Himmel sich uns wieder klärt,
Deinen Söhnen neu und treu bewährt.
Komme, komme, deutscher Völkermai!

Richard Dehmel: Gebet ans Volk

Dank dem Schicksal, Volk in Waffen,
Deutschland gegen alle Welt!
Nicht um Beute zu erraffen,
uns hat Gott zum Kampf geschaffen,
rein zum Kampf im Ehrenfeld,
Heldenvolk!

Ja, so sind wir stark geworden;
Volk, bewähr es in der Not!
Lüstern nahn die fremden Horden,
um zu plündern, um zu morden;
nun sei stärker als der Tod,
sei dir treu!

Was sind Hab und Gut und Leben?
alles Dinge, die vergehn!
Daß wir vor Begeistrung beben,
wenn wir uns zum Kampf erheben,
das wird ewig fortbestehn,
das will Gott!

Gott ist Mut in Kümmernissen,
ist das Edle, das uns treibt:
Ehre, Treue, Zucht, Gewissen!
Volk, drum fühlst du hingerissen,
daß dein Geist unsterblich bleibt:
Geist von Gott!

Er verlieh dir Macht und Rechte:
sieh, nun prüft er deine Kraft!
Alles Schlimme, alles Schlechte,

Räuber, Söldner, Schufte, Knechte,
hat er plötzlich aufgerafft
um dich her!

Über Jedem blitzt das Eisen,
das ihn auf die Probe stellt.
Freu dich, Volk, wir wolln erweisen,
daß du wert bist, dich zu preisen
über alles in der Welt,
deutsches Volk!

Richard Dehmel: Gelöbnis

Nach Arthur Rimbaud

Sie ist wieder geweiht!
Wer? Die Ewigkeit.
Nun küßt tagbereit
die Sonne das Meer.

Meine ewige Seele,
deinen Eid nimm in acht,
trotz der täglichen Hölle
Und der einsamen Nacht!

Also los von den menschlichen
Bettelschlichen,
Dem gemeinen Hinan!
Dann steigst du, dann.

Nie mehr Hoffnung, mein Geist,
kein Jüngstes Gericht.
Nur Geduld, du weißt:
sichre Marter in Sicht.

Nichts von Morgenrot.
Glühende Kohlen aufs Brot!
Nur solche Glut
ist Pflicht, ist gut.

Sie ist wieder geweiht!
Wer? Die Ewigkeit.
Nun küßt nachtbereit
die Sonne das Meer.

Hans Kyser: Gott tröstet die Erde

Schon umfangen mit Morgengesängen die Himmel, getröstet
und jung, den Schöpfer-Allmächtigen,
Horch: immer aufstöhnt eine ungelöste, verborgene Welten-
zunge empor aus dem Chaos-Nächtigen.

Beugt sich der göttliche Helfer zur Tiefe — sie flutet gebändigt
zurück —, er redet ergrimmt: „Erde, sprich!
Warum störst du mit finstrem Gebelfer die himmlischen
Stimmen? Was trotzt du an gegen mich?"

Löst sich die stammelnde Zunge, sie bettelt: „Mein Schöpfer,
auch ich bin emporgegangen
Wie die Himmel aus deinem Herzen. Wie die Himmel nach
deinem Herzen reißt auch mich mein Verlangen.

Und ich stöhne unablässig durch das Dunkel, daß mich deine
heilige Stärke
Nicht vergesse bei dem letzten deiner heiligen Schöpferwerke."

Bläst der Herr sie an im Fluge: Sterne stürzen ihr entgegen,
Furchtbar entzündet die Sonne den Osten, den Westen verdunkelt fruchtbar der Regen.

Aus den Bergen geschüttelt reißen sich Ströme herab, daß Meer sich mit Meer umarme,
Paradiesische Wälder wachsen herauf aus dem Dampfenden-Feuchten ins Segnende-Warme

Und es brechen auf die ungeheuer angestauten Lebensfluten brüllend,
Mit der Zeugung gewaltigen Lauten, mit dem Schrei der Geburt die schmerzkeuchende Erde erfüllend.

Neigt sich der göttliche Helfer herab, er redet in Liebe erbrennend: „Erde, was stöhnst du empor?
Siehe: schon bricht aus dem Leib dir dein Schöpfer, der Mensch! Nun juble auch du, Getröstete, mit in der Himmlischen Chor!"

Moritz Heimann: Der Krieg

Der Krieg von 1870/71 hat uns die nationale Einheit gebracht; dieser soll uns die moralische Einheit bringen. Wir haben erreicht und wollen es nicht mehr verlieren, daß wir miteinander reden können.

Was ist denn international? Der Luxus und die Materie, nichts weiter. Selbst die Technik nicht. Es ist dem Menschen nicht verstattet, irgend etwas zu berühren, ohne daß sogleich der Geist es berührte; und wir hoffen überschwenglich fest, daß nicht die Maschinengewehre den Ausschlag bringen, sondern der Geist, der sie regiert.

Den Erzherzog Franz Ferdinand hat — wer ermordet? Ein unreifer, gewalttätiger junger Bursche. Und doch war der Täter „Serbien" selbst, denn ein Kessel platzt immer an seiner dünnsten Stelle; und mit Recht wird dieses ganze Serbien verantwortlich gemacht: in so hohem Grade ist ein Volk solidarisch. Aus solcher Solidarität der Nationen leiten sich Pflichten der Nächstentreue her, zu denen wir uns neu zu sammeln und anders als bisher zu trennen und zu vereinigen haben. Wir werden ganz und gar umgeschichtet werden.

Das Reich über den Reichen bleibt darum doch bestehen. Die Sterne werden schimmern, wenn der wildeste Brand der Städte verlodert ist, und die Zeit wird wiederkommen, daß ein Lied aus Vogel- oder Menschenkehle die Herzen mächtiger erregt als Donner aus stählernen Geschützen.

Doch kommt allabendlich aus diesem Reich eine Botschaft, uns zu prüfen. Wer vermöchte zum Sommerhimmel aufzusehen, ohne zu denken, über welchen Graus er friedlich hinflimmert! Zerrissene Leiber, starr von Tod in der Verzerrung des letzten Augenblicks oder immer noch blutend oder stöhnend unter der Hand der Ärzte, Leiber von Brüdern, von jungen, jungen Menschen. Wir wissen es doch von jeher, daß Menschen unter Qualen sterben, auf daß Menschen in Ruhe leben; in jede Brücke, fast in jedes große Haus ist ja Lebendiges mit eingemauert. Was hilft uns jetzt so ein Gedanke gegen Tränen? Zwar schämt man sich der Tränen; aber warum denn? auch Scham ist ein Kind des Geizes.

Daß es so viele sind! Da spüren wir's, daß wir ein Volk sind und daß sie dem Volke, uns, zu unserm Bau und Werke fehlen.

Denn das kreaturliche Leid läßt sich nicht zur Summe rechnen. Das Leid der Menschheit gleicht einem der Brunnentröge im Gebirge; unaufhörlich, aus nie erschöpften Quellen fließt das Wasser hinein, doch sein Spiegel im Brunnen steigt nicht.

Eines Volkes Leiden kann zu- und abnehmen; das der Menschheit bleibt sich ewig gleich; jeder einzelne hat es ungeteilt zu tragen und zu brechen. Ein Freund schreibt mir aus dem Felde: „Die knappe Uniform reißt einen zusammen, man zieht sich den Dienst über die Ohren und weiß sonst nichts. Es wird schon gehn!“ Wir wissen aus der bloßen Phantasie, daß das Grausige und Drohende, unbestimmt vorgestellt, uns in Flucht und Wanken bringt; bestimmt aber und genau, in alle seine Falten vorgestellt, hebt es bis zur Schwerelosigkeit in Wut und Heilung. So wollen wir unsre Brüder sehen und uns ihrer getrösten: die Kraft in ihnen, „den Zorn des Lebens und des Menschen Lust, den Tod zu überwinden, sei's im Tod“.

Bekenntnis

Jakob Wassermann: Nationalgefühl

In der Tat kann das Nationalgefühl gar nicht auf eine Person fixiert, von einer Person allein beansprucht werden. Es ist etwas wie das Firmament über uns allen. Alle haben teil daran, keinem wird es zum Eigentum. Ein Mensch ohne Nationalgefühl ist wie einer ohne Glauben und ohne Gott. Freischwebend sammelt und bindet es die zerstreuten Glieder zu einer ewigen Gemeinschaft.

Der Gemeinschaft angehörig ist, wer sich zu ihr bekennt und mit seiner Leistung für sie einsteht. Erinnerung und Vollbringung, die Vergangenheit und der Tag weihen ein Bündnis, das die Pulse in Millionen Leibern zu gleichem Takte zwingt. Die Arbeit des einzelnen befruchtet das Ganze, am Glück des Ganzen hängt alles private Wohlergehen. Die Ahnen gebieten den Enkeln, jedes Geschlecht baut Wohnungen für das folgende. Es bedarf aber keines tausendjährigen Testimoniums, um als Mitarbeiter aufgenommen zu werden; eine lebenskräftige Organisation kennt keine Exklusivität, die die Gefahr der Verarmung in sich trägt. Willigkeit und Tüchtigkeit sind bessere Bürgschaften für das Gedeihen als zur Schau gestellte Gesinnung oder verbriefte und dann mißbrauchte Vorrechte. Wenn die Fähigkeit und der Entschluß zur Anpassung, zur Einfügung vorhanden sind, ist das neue Blut niemals von Unsegen. Juden und Emigranten beweisen es.

Im Anschauen deiner Sterne, Himmel, werde ich meiner Seele erst bewußt; in deinem Schoße, Vaterland, ruht sie unsterblich.

Robert Musil: Europäertum, Krieg, Deutschtum

Der Krieg, in andren Zeiten ein Problem, ist heute Tatsache. Viele der Arbeiter am Geiste haben ihn bekämpft, solange er nicht da war. Viele ihn belächelt. Die meisten bei Nennung seines Namens die Achseln gezuckt, wie zu Gespenstergeschichten. Es galt stillschweigend für unmöglich, daß die durch eine europäische Kultur sich immer enger verbindenden großen Völker heute noch zu einem Krieg gegeneinander sich hinreißen lassen könnten. Das dem widersprechende Spiel des Allianzensystems erschien bloß wie eine diplomatisch sportliche Veranstaltung.

Tagelang, da der phantastische Ausbruch des Hasses wider uns und Neides ohne unsre Schuld Wirklichkeit geworden war, lag es über vielen Geistern noch wie ein Traum. Kaum einer, der sein Weltbild, sein inneres Gleichgewicht, seine Vorstellung von menschlichen Dingen nicht irgendwo entwertet fühlte. Man darf vielleicht gerade diese Erschütterung, die sich jedem so deutlich einprägte, nicht überschätzen; denn fühlt einer sein letztes Stündlein in der Nähe, denkt er anders über seine Pläne und faßt Vorsätze, die auszuführen später keinen Sinn hat, weil man wieder für das Leben lebt und nicht für den Tod. Trotzdem bleibt ungeheuer, wie die plötzlich erwiesene Möglichkeit eines Krieges in unser moralisches Leben von allen Seiten umändernd eingreift, und wenn heute auch nicht der Zeitpunkt ist, über diese Fragen nachzudenken, wollen wir, vielleicht auf lange hinaus letzten Europäer, in ernster Stunde doch auch nicht auf Wahrheiten baun, die für uns keine mehr waren, und haben, bevor wir hinausziehn, unser geistiges Testament in Ordnung zu bringen.

Treue, Mut, Unterordnung, Pflichterfüllung, Schlichtheit, — Tugenden dieses Umkreises sind es, die uns heute stark, weil auf den ersten Anruf bereit machen zu kämpfen. Wir wollen nicht leugnen, daß diese Tugenden einen Begriff von Heldenhaftigkeit umschreiben, der in unsrer Kunst und unsren Wünschen eine geringe Rolle gespielt hat. Teils ohne unsre Schuld, denn wir haben nicht gewußt, wie schön und brüderlich der Krieg ist, teils mit unsrer Absicht, denn es schwebte uns ein Ideal des europäischen Menschen vor, das über Staat und Volk hinausging und sich durch die gegenwärtigen Lebensformen wenig gebunden fühlte, die ihm nicht genügten. Ein kleines äußerliches, aber in seiner Gefühlswirkung nicht unbeträchtliches Zeichen dafür war, daß die wertvollsten Geister jeder Nation meist schon in die Sprache anderer Völker übersetzt wurden, bevor sie in ihrem eigenen eine breite Wirkung erlangten. Geist war die Angelegenheit einer oppositionellen europäischen Minderheit und nicht das von dem Willen der Nachfolgenden getragene und mit Dankbarkeit ermunterte Vorausgehn eines Führers vor seinem eigenen Volke.

Daß die, welche eine neue Ordnung schauten, wenig Liebe für die bestehende hatten, lag in der Linie ihrer Aufgaben und Pflichten. Die wertvollen der seelischen Leistungen aus den letzten dreißig Jahren sind fast alle gegen die herrschende gesellschaftliche Ordnung und die Gefühle gerichtet, auf die sie sich stützt; selten als Anklage, sehr oft aber als gleichgültiges Darüberwegschauen zu den Problemen für vorausgeartete Menschen, als Enthaltung vom Gefühlsurteil und desillusionierende Konstatierung dessen, was ist. Das Wenden, Durchblicken und zu diesem Zweck Durchlöchern überkommener, eingesessener und verläßlicher seelischer Haltungen: es besteht kein Grund zu verschweigen, daß dies eine der Haupterscheinungen unserer Dichtung war. Dichtung ist im Innersten der Kampf um

eine höhere menschliche Artung; sie ist zu diesem Zweck Untersuchung des Bestehenden, und keine Untersuchung ist etwas wert ohne die Tugend des kühnen Zweifels. Unsere Dichtung war eine Kehrseitendichtung, eine Dichtung der Ausnahmen von der Regel und oft schon der Ausnahmen von den Ausnahmen. In ihren stärksten Vertretern. Und sie war gerade dadurch in ihrer Art von dem gleichen kriegerischen und erobernden Geist belebt, den wir heute in seiner Urart verwundert und beglückt in uns und um uns fühlen.

Als gieriger mit jeder neuen Stunde Todesfinsternis um unser Land aufzog und wir, das Volk im Herzen Europas und mit dem Herzen Europas, erkennen mußten, daß von allen Rändern dieses Weltteils eine Verschwörung herbrach, in der unsre Ausrottung beschlossen worden war, wurde ein neues Gefühl geboren: — die Grundlagen, die gemeinsamen, über denen wir uns schieden, die wir sonst im Leben nicht eigens empfanden, waren bedroht, die Welt klaffte in Deutsch und Widerdeutsch, und eine betäubende Zugehörigkeit riß uns das Herz aus den Händen, die es vielleicht noch für einen Augenblick des Nachdenkens festhalten wollten. Gewiß, wir wollen nicht vergessen, daß stets auch die andern das Gleiche erleben; wahrscheinlich sind die, welche drüben unsre Freunde waren, genau so in ihr Volk hingerissen, vielleicht vermögen sie sogar das Unrecht ihres Volkes zu durchschaun, und es zieht sie doch mit. Unsre Skepsis verlangt diese Vorstellungen. Wir wissen nicht, was es ist, das uns in diesen Augenblicken von ihnen trennt und das wir trotzdem lieben; und doch fühlen wir gerade darin, wie wir von einer unnennbaren Demut geballt und eingeschmolzen werden, in der der Einzelne plötzlich wieder nichts ist außerhalb seiner elementaren Leistung, den Stamm zu schützen. Dieses Gefühl muß immer dagewesen

sein und wurde bloß wach; jeder Versuch, es zu begründen, wäre matt und würde aussehn, als müßte man sich überreden, während es sich doch um ein Glück handelt, über allem Ernst um eine ungeheure Sicherheit und Freude. Der Tod hat keine Schrecken mehr, die Lebensziele keine Lockung. Die, welche sterben müssen oder ihren Besitz opfern, haben das Leben und sind reich: das ist heute keine Übertreibung, sondern ein Erlebnis, unüberblickbar, aber so fest zu fühlen wie ein Ding, eine Urmacht, von der höchstens Liebe ein kleines Splitterchen war.

Max Scheler: Der Genius des Krieges

Der Krieg ist — wie gesagt — seiner Natur nach Machtkonflikt, der durch Interessenkonflikte höchstens ausgelöst werden kann, niemals aber in solchen oder einer Häufung solcher besteht. Und nicht statisch existierende, festumschriebene formulierbare Interessengegensätze werden in ihm entschieden — wie im Falle alles rechtlichen „Streites" —, sondern die Spielräume möglicher und zukünftiger Interessengegensätze und -gleichheiten werden durch ihn aus dem Gewoge der historischen „Zukunft", des historisch „Möglichen" und seines wogenden Ohngefähr, gleichsam herausgeschnitten. Krieg ist nicht „Streit", der nach Regeln entscheidbar ist. Er ist eine Funktion des konkreten einmaligen Wachsens und Werdensprozesses der Völker und Staaten und entscheidet Möglichkeit, Größe und Richtung ferneren Wachsens und Werdens; er ist keine bloße Funktion ihres gegenwärtigen und vergangenen zuständlichen Seins. Er ist der Staat in Bewegung. Um der Zukunft willen, nicht soweit sie gesetzlich geregelt

und berechenbar, sondern soweit sie nur mehr in Tat gestaltbar ist, wurden zu allen Zeiten Kriege geführt. Im Kriege wird dasjenige Sein erst „gemacht", das alle internationalen Verträge voraussetzen müssen, um einen Sinn zu haben. Eben darum arbeiten alle völkerrechtlichen Verträge mit der doppelten Fiktion, die Vertragsmaterie werde fortfahren, nur eine Interessenfrage, nicht eine zentrale Machtfrage zu sein und die Zustände der vertragschließenden Mächte werden zukünftig dieselben sein (rebus sic stantibus). Es ist nicht mangelhaftes Vertragsrecht oder diplomatisches Mißgeschick, sondern Grenze der Idee des Vertragsrechtes selbst, wenn die Tatsachen diese Fiktionen als solche erweisen und der Krieg eintritt. Endlich fehlt bei der Souveränität jedes Staates prinzipiell jede irdische, mit Herrschermacht ausgerüstete Autorität, die anders als durch wieder in freiem Zusammenstimmen souveräner Staaten zustande gekommene Garantieübernahme für die Einhaltung der Verträge, die Leistung bestimmter, aus dem Vertrag erwachsener Rechte erzwingen könnte. Man ersieht hieraus, daß die positivistische Geschichtskonstruktion, soweit sie den Krieg aus ökonomischen Faktoren ableitet, und der juristische Pazifizismus ein und dieselbe Wurzel haben: die statische Geschichtsauffassung und die Verwechslung von Interesse, Nutzen und Macht, Ehre. Die Geschichte lehrt uns nur eben dasselbe, was die psychologische Deduktion aus den Grundtatsachen der menschlichen Natur erwarten läßt. Die kriegerische Unternehmung und die äußere Politik der Machtverhältnisse überhaupt bedingt und bestimmt für denjenigen, dem Historie ein Nach- und Mitherausleben des Tuns und Wirkens des historischen Menschen ist, also auch ein das Werden der Zeitalter verfolgendes Mitleben dessen, was zu jeder Zeit, im Unterschied zu dem, was Wirklichkeit wurde, noch „möglich" war — nicht also ein bloß denkendes

Verbinden toter, gewordener Fakten —, sichtbarlich den Gestaltungsprozeß der ökonomischen Verhältnisse im Staate und der ökonomischen Beziehungen der Staaten untereinander; auch innerstaatliche Klassenbildungen hinein bis in das Schicksal jedes einzelnen sind ursprünglich durch Kriegserfolge bedingt. Ranke hat den jeweiligen Druck der „weltpolitischen Verhältnisse" und Spannungen auf die innere Politik der Staaten in seiner Geschichtschreibung vortrefflich geschildert. Dieser Verlaufsform gegenüber ist die entgegengesetzte Form, bei der zum Beispiel aus ökonomischen Ursachen und steigender Bevölkerungsdichte entstehende oder durch Gewaltpolitik erzeugte innerstaatliche, revolutionäre, die Herrschaft der Regierungen bedrohende Volksbewegungen im Kriege nach außen abgeleitet werden — ein Schema, nach dem sozialistische Theoretiker so gerne die neuesten Kriege erklären —, die durchaus untergeordnete.

Politische Grundtatsachen

Thomas Mann: Defensiv – Offensiv

Am 10. Juli befahl Friedrich seine Generale nach Potsdam, trat unter sie und erklärte kurzweg, der Krieg müsse beginnen. „Das muß er," sagte Winterfeld. „Unmöglich!" sagten alle übrigen und rieten aufs dringendste ab. Es waren preußische Generale, Haudegen, Schwerin, Keith, Retzow, Schmettau, Ferdinand von Braunschweig, aber sie rieten aufs allerdringlichste ab. Die Brüder des Königs gar trauten ihren Ohren nicht. „Sollen wir glauben," rief Prinz Wilhelm, „daß Ew. Majestät dieser Übermacht Herr zu werden hoffen: Die größten Mächte Europas, die öffentliche Meinung des Erdteils sind gegen uns! Und das Recht? Ach, Sire, es ist nicht für uns!" — „Der Überlegenheit den Sieg entreißen wollen, das heißt Gott versuchen, das heißt den Untergang von der Vorsehung ertrotzen!" riefen die Prinzen Heinrich und Ferdinand. Aber Friedrich machte Papperlapapp und verhöhnte sie, indem er ihnen vorschlug, zu Hause zu bleiben, wenn sie Angst hätten. Worauf sie natürlich hitzig wurden und riefen, Gehorsam gehe ihnen über persönliche Ansichten. Und Friedrich zuckte die Achseln.

Er hatte in der Welt nicht *eine* moralische Stütze. England warnte ihn unablässig, sein gewisses Verderben heraufzubeschwören, von dem es ihn nicht erretten könne. Als er aber Mitte Juli erfuhr, daß Österreich auf der ganzen Linie rüste, ließ er in Wien die Frage stellen, die einem Ultimatum schon verzweifelt ähnlich sah: Ob die Rüstungen auf ihn zielten. Wahrscheinlich hoffte er damals, durch ein brüskes

Auftreten die Koalition zu sprengen. Wenn es im Hochsommer zum Klappen kam, so, rechnete er, würde Rußland dieses Jahr nicht mehr marschieren wollen, — ja, vielleicht würde es überhaupt noch durch englisches Geld zurückgehalten, oder durch einen Thronwechsel, denn Mütterchen war nicht von der besten Gesundheit, ihre Liebhabereien bekamen ihr nicht gut. Was Frankreich betraf, so hatte es ja den Vertrag von Versailles unterschrieben, — aber was ist leichter, als den casus foederis wegzuleugnen, wenn man nicht will und nicht kann? Und dem König schien, Frankreich könne jetzt nicht.

Wenn aber Frankreich und Rußland abfielen, — würde Österreich sich ihm allein stellen? Friedrich glaubte es nicht, — hoffte es nicht. Gehen sie eben, sagte er, mit dem Kriege schwanger, so wird er ihnen als Geburtshelfer beistehen. Ein abscheuliches Bild! Und schon wieder eine Anspielung auf die Weiblichkeit des Gegners.

Wien ließ, weil man nicht fertig war, vierzehn Tage lang auf die Antwort warten. Dann kam sie. Bei der allgemeinen Krisis, erklärte Maria Theresia, habe sie zu ihrer und ihrer Verbündeten Sicherung Maßregeln getroffen, die niemandem zum Schaden gereichen sollten. Eingeblasen von Kaunitz. Tückisches, dilatorisches Zeug. Friedrich drang weiter. Die Vereinbarungen Österreichs mit Rußland, ließ er sagen, seien ihm nicht verborgen geblieben. Wenn Ihre Majestät ihm nicht klipp und klar, ohne Anwendung des vagen österreichischen stylus, die Versicherung gebe, sie werde ihn in den nächsten beiden Jahren nicht angreifen, so werde Höchstdieselbe sich alle Folgen vorzuwerfen haben, welche ihr Schweigen nach sich ziehen müsse. — Daß diese Zumutung überhaupt nicht erörterungsfähig war, lag auf der Hand. Friedrichs eigener Gesandter fand kaum den Mut, sie weiterzugeben. Aber

gleichzeitig mit dem Ultimatum machte Friedrich auch schon mobil, in kurzen Schlägen, zuerst die Pommern, dann die Westfalen, Schlesier, Brandenburger, zuletzt die Berliner Garnison. Die Truppen waren in sechs Tagen kriegsbereit und brauchten dann noch einige Tage, um ihre Sammelplätze zu erreichen. Schwerin stand mit dreißigtausend Mann in Schlesien. Die drei Kolonnen, die der König selbst kommandierte, schoben sich gegen eine gewisse Grenze . . . Tiefes Geheimnis waltete; nicht einmal die Abteilungsführer wußten Bescheid. Es gab noch eine Verzögerung . . . Was antwortete Wien? Nach vollen drei Wochen antwortete es kurz und von oben herab: Der Anfang der Rüstungen sei von Preußen gemacht. Übrigens bestehe das Bündnis mit Rußland seit einem Jahrzehnt und sei kein Offensivtraktat, — woraus sich die Hinfälligkeit der preußischen Besorgnisse ergebe. Eingeblasen von Kaunitz. Zwischen den Zeilen stand zu lesen: Glaubst du's, so bist du ein Tropf und wirst an die Wand gedrückt; glaubst du's nicht, so bist du ein ruchloser Störenfried. Nun wähle! — Da gab Friedrich Befehl, die sächsische Grenze zu überschreiten.

Die sächsische Grenze?! Aber Sachsen war ja neutral! Sachsen spielte ja gar nicht mit!! — Das war ganz einerlei, — Friedrich fiel am 29. August mit sechzigtausend Schnurrbärten in Sachsen ein.

Von dem Lärm, der sich über diesen unerhörten Friedens- und Völkerrechtsbruch in Europa erhob, macht man sich keine Vorstellung. Oder doch, es ist wahr, ja, neuerdings macht man sich wieder eine Vorstellung davon. Wollen wir aber Friedrich hören, bevor wir Europa hören, so war, seinen Äußerungen zufolge, dieser Rechtsbruch das Ergebnis etwa folgender Berechnungen und Erwägungen. Unbedingt mußte er sich Sachsens versichern, damit es sich nicht, wenn ihm der

Augenblick gekommen schien, auf die feindliche Seite schlage. Unter keinen Umständen durfte es gehen wie Anno 44, wo Sachsen ihm mit dem Dolch in den Rücken gefallen war. Durch die Besetzung des Landes, mit der die Entwaffnung des Heeres oder vielmehr seine Eingliederung in des Königs eigene Armee zu verbinden war, mußte er sich eine gesicherte Operationsbasis gegen Böhmen schaffen. Eine wahre und redliche Neutralität gab es nicht zu verletzen. Mit dem Herzen, mit seinem bösen Willen stand Sachsen auf seiten der Koalition, wenn auch Feigheit es gehindert hatte, solche Zugehörigkeit manifest werden zu lassen. Tat Friedrich dem Buchstaben nach unrecht, brach er eine Neutralität, die auf dem Papiere stand und deren Verrat *nicht* auf dem Papiere stand, so handelte er in bitterster Notwehr. Er mußte Schuld auf sich laden, um die Schuld seiner Gegner an den Tag bringen zu können, mußte sich unbedingt des Dresdener Archivs bemächtigen, dieses Teufelsnestes, aus dem er die Umtriebe Sachsens aller Welt würde nachweisen können. War Sachsen gescheit, so leistete es ihm keinen Widerstand und ließ ihn passieren, so daß er beizeiten über das Gebirge kam. Bestand es aber darauf, seine Haut für Österreich zu Markte zu tragen, so war er gewillt, es zu zermalmen. Wenn Schwerin eine Invasion in Schlesien zurückwies und Friedrich überraschend in Böhmen erschien, würde die Kaiserin sich nicht dann vielleicht eines Besseren besinnen? Vielleicht würde er mit *einem* Streiche das Gespinst, das ihn einschnürte, zerhauen haben, so daß es zerging und ins Nichts zerflatterte? Denkbar war freilich auch das andere, daß die ringsum schwebenden Entwürfe *fest* wurden dank seinem Eingriff, wie eiskaltes Wasser in einer Schale erstarrt, sobald sie erschüttert wird. Aber so oder so, es mußte ein Ende gemacht werden.

So Friedrich. Aber Europa hatte für solche Erwägungen

und Experimente durchaus keinen Sinn. Europa schrie auf wie aus einem Halse, es war schrecklich anzuhören. Das Publikum bezahlte ja keine Kujons, die es auf dem Laufenden hätten halten können, in seinen Augen geschah der jähe Einmarsch ins Sachsenland sozusagen im tiefsten Frieden und bedeutete eine so schamlose Widerrechtlichkeit, einen Raubanfall so ungeahnt abscheulicher Art, daß niemand sich zu fassen wußte. Ein neutrales Land zu vergewaltigen, ein gutes, schuldloses Land, das sich solcher Roheit nicht im geringsten versah und noch ganz kürzlich seine Heeresmacht auf eine rührend friedliche Ziffer herabgemindert hatte, auf knappe zweiundzwanzigtausend Mann, damit Brühl sich weitere perruquen, Kutschen und Riechfläschchen kaufen könne! Es war unleidlich, es zerriß einem das Herz, es konnte und durfte nicht sein, daß dieser schnupfende Satan alles, was Gesittung, Gerechtigkeit, Menschlichkeit hieß, alles, was das Leben veredelt und woran zu glauben dem Redlichen Bedürfnis ist, unter seine Kanonenstiefel trat! Und Europa schrie fort, schrie ohne Atem zu holen, und am lautesten, selbstverständlich, schrie Österreich, den Zeigefinger auf Friedrich gerichtet und beständig wiederholend: „Da habt ihr's! Da habt ihr es nun!"

In der Tat, Sachsen war auf den Kampf nicht im mindesten gefaßt. Gezettelt hatte es, aber gefaßt war es auf gar nichts. Dennoch, mitgerissen von der allgemeinen Entrüstung, die es in dem falschen und sentimentalen Gefühl seiner Unschuld und seines Rechtes heillos bestärkte, wählte es die Rolle eines Märtyrers für Österreich und für das Völkerrecht, — die es alle beide vor dem Verderben nicht schützen konnten. Dem meisterhaften, in vollkommener Ordnung und Disziplin sich vollziehenden Einmarsch der Preußen zu widerstehen war unmöglich. Die sächsische Wehrmacht zog sich eilig auf die

böhmische Grenze zurück und ließ Wittenberg, Torgau, Leipzig und dann auch Dresden, ließ das ganze Kurfürstentum ohne Schwertstreich in Friedrichs Hände fallen und in preußische Verwaltung nehmen. Aber zu Pirna, in einem befestigten Lager, setzte sie sich fest, mit ihr König August, der dorthin von Dresden geflohen war.

Dieser sonst schlaffe Fürst legte jetzt, moralisch gestützt von der ganzen Welt, eine erstaunliche Hartnäckigkeit an den Tag. Was Friedrich ihm zumutete, war ja ein wenig stark. Er verlangte nicht mehr und nicht weniger als ein Offensivbündnis gegen Österreich und den Fahneneid der sächsischen Truppen. Mit anderen Worten: Sachsen sollte sein Schicksal auf Glück und Verderb mit dem Preußens verbinden, — denn, fügte Friedrich hinzu, Sachsen und Preußen seien zwei Staaten, die einander nicht entbehren können und deren wahrer Vorteil es erfordere, ewig verbunden zu bleiben. Die Zukunft hat gelehrt, daß nicht nur der Vorteil von Preußen und Sachsen, sondern sogar auch der von Preußen und Österreich ein dauerndes Bündnis erheischt. Aber damals war man noch nicht so weit, und Friedrichs Theorie, aufgestellt unter diesen Umständen, mußte satanisch anmuten. „Wie sollte ich," schrieb August in verschiedenen Briefen, „meine Waffen gegen eine Fürstin wenden, die mir niemals Grund dazu gegeben? Es ist mein Wille, keinen Teil an diesem Kriege zu nehmen . . . Meine Rechtschaffenheit, die ich bis zum sechzigsten Lebensjahr bewahrt habe, gestattet mir nur, Ew. Majestät zu erwidern, daß Sie sich meiner Länder ohne Ursache bemächtigt haben. Europa wird richten über meine Sache und über die Erdichtung des mir von Ihnen zur Last gelegten Planes, von dessen Nichtexistenz alle Höfe Europas überzeugt sind . . . Es scheint, daß Ew. Königliche Majestät keine andere Sicherheit für sich finden, als in dem Untergang meiner Armee,

entweder durch Eisen oder Hunger. Es fehlt noch viel, daß das letztere geschehen dürfte, und in Ansehung des ersteren, so hoffe ich, daß durch den Schutz des Höchsten und durch die Standhaftigkeit und Treue meiner Truppen ich für den äußersten Fall sicher bin.“ Es waren gute, ja ergreifende Briefe, die das Bewußtsein, von ganz Europa moralisch gestützt zu sein, dem armen König August eingab, und ebenso gut und ergreifend sprach er zu seinen Soldaten. Sie sollten sich, sagte er, trotz der Macht des Feindes mit ihm nach Böhmen durchschlagen (was ganz unmöglich war); er sei entschlossen, sein Leben dabei zu opfern; es gehöre seinen Untertanen, sie aber möchten die Ehre ihres Königs retten und sich bis zum letzten Blutstropfen verteidigen.

Das Lager von Pirna war eingeschlossen, und bald herrschte Mangel darin. Bis aber Hunger das Heer zwang, sich zu ergeben (denn Friedrich wollte kein sächsisch Blut vergießen, da er die Truppen ja seinen eigenen einzugliedern wünschte), verging viel kostbare Zeit, nicht ungenutzt von den Österreichern. Friedrich, der sich zu Dresden aufhielt, wo er drakonische Maßregeln durch gewinnende Formen annehmbar zu machen suchte, war vornehmlich darauf bedacht, die Öffentlichkeit mit Hilfe des sächsischen Archivs davon zu überzeugen, daß er sich im Stande der Notwehr befinde. Aber auch hierbei stieß er auf erbitterten Widerstand, den er brechen mußte, auf die Wahrscheinlichkeit hin, die Welt dadurch noch mehr gegen sich aufzubringen. Die Staatspapiere befanden sich im Schlosse, in der Obhut der Königin von Polen, die dort mit ihren Kindern residierte. Sie verabscheute Friedrich und setzte seinem Ansinnen, ihm die Dokumente auszuliefern, eine entschiedene Weigerung entgegen. Aber Friedrich war nicht der Mann, Gewalt zu scheuen, auch nicht einer Dame gegenüber. Er schickte einen General zur Königin mit dem ge-

messenen Befehl, die Kassette, worin die Geheimverträge verschlossen waren, unbedingt und, wenn es nötig sei, unter Anwendung von Zwangsmitteln herbeizuschaffen. Die Szene in den Gemächern der Königin wird verschieden geschildert; auf jeden Fall war ihr Verlauf äußerst demütigend für Augusts Frau. Sie sträubte sich aus aller Kraft und mit allem Stolz, die diskreten Papiere herauszugeben; man sagt, daß sie die Eingangstür zum Archiv mit ihrem Körper gedeckt habe; andere bekunden, sie habe sich auf die Truhe gesetzt, worin die Verträge geruht; ja, wieder andere sagen, die Kassette sei in ihrem Bett verborgen gewesen, und Friedrichs General, nachdem er einen Fußfall getan, habe sich nicht gescheut, diesen Ort zu verletzen. Kurz, die Königin mußte sich fügen, und Friedrich erhielt die Papiere. Er ließ sie alsbald publizieren; aber der Nutzen, den ihm die Veröffentlichung brachte, wog den Schaden nicht auf, den die neuerdings von ihm bekundete Brutalität seiner Sache zufügte. Die Königin rief die fremden Gesandten zusammen, schilderte ihnen mit emphatischen Worten, was man ihr angetan, und fügte hinzu, daß in ihrer Person alle Herrscher beschimpft seien. Ihre Tochter, die in Frankreich Dauphine war, warf sich Ludwig XV. öffentlich zu Füßen und beschwor ihn schluchzend, die Leiden ihrer Mutter zu rächen, — ein Auftritt, der ganz Europa zu Tränen des Mitgefühls und des Zornes rührte. Der französische Gesandte in Berlin erhielt den Befehl, sofort und ohne Verabschiedung aufzubrechen. Dem preußischen Gesandten in Versailles wurde der Hof verboten. Es kam hinzu, daß die Königin von Polen bald darauf starb — erwürgt, wie jedermann sagte, durch den ihr angetanen Schimpf. Da sie konspirierte und hetzte, hatte Friedrich sie streng bewachen lassen, und weitere Kränkungen waren ihr nicht erspart geblieben. „Der König von Preußen," berichtete Graf Vitz-

thum, „hat die Königin nicht behandelt wie eine Fürstin, sondern wie eine gefangene Marketenderin in der Mitte einer feindlichen Armee. Daran ist sie gestorben." Die Empörung gegen Friedrich war grenzenlos.

Sie war in der Tat so tief und allgemein, daß einem minder festen und höhnischen Herzen, als dem seinen, wohl davor hätte grauen dürfen, ja, daß auch diesem Herzen vielleicht zuweilen davor gegraut hat. In Frankreich, einem Lande, mit dem er ja geistig sehr verbunden war, galt er einfach für einen Wilden, man nannte ihn dort nicht anders als „Barbar" und „Ungeheuer des Nordens". Aber er hätte den Globus nach einer Spur von Sympathie und Verständnis absuchen können und hätte keine gefunden. Kein Ort in der Welt, wo er damals nicht ein Feind der Menschheit genannt worden wäre, ein reißendes Tier, das unschädlich zu machen eine Forderung der Moral und der öffentlichen Sicherheit sei. Er mußte zu Boden geschlagen und auf immer in Ohnmacht gehalten werden. Nicht nur Schlesien mußte man ihm nehmen, nein, auf den Stand vor dem Dreißigjährigen Krieg mußte Preußen zurückgebracht und sein König wieder zum kleinen Marquis gemacht werden, der niemandem würde schaden können. Ja, die Stunde war gekommen, wo die zivilisierten Staaten den preußischen Geist ausrotten mußten, damit der Planet von diesem Giftpilz gesunde. Selbst wer ruhig dachte, mußte sich achselzuckend sagen, daß Preußen offenbar nichts übrigbleibe, als unter dem Haß und der Verachtung der ganzen Welt zu verschwinden.

Sieht man völlig ab von den realen Machtmitteln, die ein solcher Haß zu seiner Betätigung etwa aufzustellen vermag, so bleibt er an und für sich entsetzenerregend. Etwas Geistiges zu fürchten ist keine Schande; es gehört weniger

Feigheit dazu als zur Furcht vor physischen Gewalten. Unwägbarkeiten sind es, auf welche die beste Siegeszuversicht sich gründet; darum ist es nicht Schwäche und Unvernunft, das Unwägbare, ja Irrationale, sofern es feindselig ist, mit Besorgnis ins Auge zu fassen. Der Haß und Abscheu gegen Preußen mochte so unbelehrt und irregeleitet wie immer sein: die Frage, die sich erheben mußte, war die, ob es menschenmöglich und denkbar sei, daß es gegen einen so allgemeinen Gefühlsdruck sich behaupten und den Sieg davontragen werde. Es gehört mehr Nerv dazu, einer Übermacht von Rechtsgefühl die Stirn zu bieten, als einer überlegenen Truppenmacht zu trotzen. Friedrich mußte sich sagen, daß, wenn er unterläge, der Hohn und die Freude der Welt grenzenlos sein würden; daß ihm in diesem Falle nicht nur niemals Gerechtigkeit zuteil werden würde, sondern daß er dann auch tatsächlich im Unrecht würde gewesen sein. Eben deshalb war es bitter nötig, daß er siegte. Er war nicht im Recht, sofern Recht eine Konvention, das Urteil der Majorität, die Stimme der „Menschheit" ist. Sein Recht war das Recht der aufsteigenden Macht, ein problematisches, noch illegitimes, noch unerhärtetes Recht, das erst zu erkämpfen, zu schaffen war. Unterlag er, so war er der elendeste Abenteurer, „un fou", wie Ludwig von Frankreich gesagt hatte. Nur wenn sich durch den Erfolg herausstellte, daß er der Beauftragte des Schicksals war, nur dann war er im Recht und immer im Rechte gewesen. Jede Tat, die diesen Namen verdient, ist ja eine Probe auf das Schicksal, ein Versuch, Recht zu schaffen, Entwicklung zu verwirklichen und die Fatalität zu lenken. Und der Haß gegen den Täter ist psychologisch genommen nichts weiter als ein Versuch, den Spruch der Geschichte gegen ihn zu beeinflussen, — ein naiver und irrationaler Versuch, da ja der Spruch im voraus feststeht, ein geistiger Druck aber doch, der dem Tap-

fersten wohl Schrecken erregen kann. König Friedrich wird „der Große" genannt, nicht nur, weil er die Fatalität mit so außerordentlicher Keckheit attackierte, sondern namentlich auch, weil er einem so gewaltigen Gegendruck von Haß einsam, mit fast übermenschlicher Nervenkraft Widerpart zu halten vermochte. Die ganze seelische Bitternis aber, der ganze Rechtspessimismus des Schicksalsversuchers spricht aus seinem Wort: „Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt beurteilt unser Handeln nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns also zu tun? Wir müssen Erfolg haben." —

„Die Verteidigung," sagt Ranke, „gab ihm ein hohes Ansehen in der europäischen Staatenwelt. König Friedrich wurde, indem er sich verteidigte, zum großen Mann des Jahrhunderts." Das ist wahr und auch wieder nicht — sofern es nämlich Friedrichs Kampf gegen Europa als einen reinen Verteidigungskrieg ansprechen will. Die Streitfrage der Historiker, ob er das wirklich gewesen — oder nicht vielmehr ein Angriffskrieg, will nicht verstummen, sie ist heute lauter als je; und doch liegen die Dinge zu verschränkt, als daß eine schlicht entscheidende Antwort am Platze wäre. In seinen allerletzten Gründen war dieser ungeheuerliche Kampf ein Angriffskrieg: denn die junge, die aufsteigende Macht ist psychologisch genommen immer im Angriff, und die anderen, die bestehenden Mächte sind es, die sich gegen sie zu verteidigen haben. Etwas weiter gegen die Oberfläche war er ein Verteidigungskrieg: denn Preußen war ja „eingekreist" und sollte baldtunlichst vernichtet werden. Er war dann wieder ein Angriffskrieg, indem Friedrich ihn zuvorkommend vom Zaune brach. Er war abermals ein Verteidigungskrieg: denn einer gegen fünf, das läuft jedenfalls auf Verteidigung hinaus, auch wenn der eine die Kriegserklärung versandt — oder es vielmehr auch noch unterlassen hat, sie zu versenden.

Und er war fünftens wieder ein Angriffskrieg, indem die schwerste und verzweifeltste Verteidigung sich notwendig in die Form des Angriffs rettet. „Dem Feind in die Hosen gesessen!" „Angriff, Angriff!" „Attaquez donc toujours!" Darauf hatte er instinktmäßig seine Truppen eingeübt, das hatte er ihnen selbst zum Instinkt gemacht, und damit führte er den Krieg, ungeachtet der Freundesstimmen, die ihn ermahnten, sich doch ja „defensiv" zu verhalten — in Situationen wie die vom Jahre 1759, als ihm die Russen zur Linken, Daun zur Rechten und die Schweden im Rücken standen.

B. Lawrence Freiherr von Mackay: Das Ende des Dreibunds

Es gibt in der Geschichte der Staaten und Völker Schicksalswendungen und Katastrophenbildungen, die mit der Gesetzmäßigkeit elementarer Naturereignisse eintreten und gegen deren Übergewalt alle Künste politischer Taktik letzten Endes ohnmächtig sind; diese Wahrheit sollten sich die Kritiker, die in ihren Richtersprüchen über die Diplomatie desto hochfahrender sind, je mißlicher es um ihre Sachverständigkeit steht, wohl zu Herzen nehmen. Unverkennbar steht auch die heutige politische Götterdämmerung Europas, die mit der Zertrümmerung des Dreibunds ihren Abschluß findet, unter solchem Himmelszeichen. Die Karawane der Weltgeschichte zieht durch das Tor des Weltgerichtes; was an Schuld deutschen Staatsmännern, die sie nicht geschickter zu führen verstanden, zugemessen wird, ist gewiß nicht zum wenigsten die natürliche Folgewirkung des notwendig unsicheren Tastens Deutschlands in einer Zeit, da es auf ungewohnten Pfaden zu höchstgespannten Zielen vorwärtsdrängte. Die irren Führer Italiens

werden, je mehr sie sehen, wie jeder Sieg der deutschen Mächte über Rußland eine Machtverschiebung im Osten zugunsten Englands bedeutet, und wie jede Niederlage Frankreichs eben dessen Herrenstellung im Mittelmeer kräftigt, desto deutlicher die Schwingen jener rächenden Ewigkeitsmacht erschauernd über sich rauschen hören, von der das Dichterwort sagt:

> Die Zeit vollzieht sich. Doch vollzieht sie sich
> Anders mit euch — und anders gegen euch.

Deutschland aber wird und soll „aus der Nessel der Gefahr die Blume der Sicherheit pflücken". In der Politik gibt es keine außerhalb des Akzidentellen stehende Beschaffenheiten und Substanzen, die ihren Bestand in sich selbst haben, und alles, was hier „Prinzip" heißt, ist nur Reaktion und Exponent der jeweiligen nationalen Daseinsbedingungen. Die Verkennung oder die ungenügende Würdigung dieser Tatsache war der Wurzelgrund der Hinfälligkeit unserer Dreibundtaktik: sie war zu sehr rückschauend, zu wenig vorwärtsstrebig und anpassungswillig an den Wechsel von Geist und dinglichen Mitteln der Zeit, ein Felsturm freilich, aber ein solcher, dessen brüchige Quarzwand nach der Wetterseite steht und in die daher die Blitze aller Gewitter zermürbend und zersplitternd einschlagen. Mit dem Ausbeben des Weltkriegs wird eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte mit gänzlich verändertem politischen Antlitz Europas beginnen, und ihre Frühlingssonne wird und soll ein anderes Deutschland bescheinen: aus dem Stahlbad eines Ringens mit Feinden seit alten Zeiten und Scheinfreunden von gestern wird es stark genug hervorgehen, um fortan auf Bündnisse von der moralischen Gebrechlichkeit und taktischen Schwebelage der mit Rom gepflegten Beziehungen verzichten zu können und so die Festigkeit des Kurses, wie sie zu Bismarcks Zeiten bestand, auf geklärtem politischen Plan wiederzugewinnen.

Ernst Troeltsch: Imperialismus

Imperialismus ist ein neuer politischer Begriff, den das endende neunzehnte Jahrhundert geschaffen hat und der heute in der politischen Tagesschriftstellerei eine wesentliche Rolle spielt. Er beschäftigt aber auch wirklich und eigentlich das politische Denken jedes einzelnen, soweit er überhaupt in dieser Hinsicht Interesse und Verständnis hat, und er hat insbesondere im gegenwärtigen Augenblick eine hohe Bedeutung, da dieser Begriff eng zusammenhängt mit der ganzen Frage nach den möglichen Ergebnissen und Zielen unseres großen Krieges. Man wird nicht irren, wenn man sagt, daß sich an dieser Frage bei uns die Geister scheiden, oder doch daß ihre verschiedenen Beantwortungsmöglichkeiten die verschiedenen Stellungnahmen der Vaterlandsfreunde zu den großen Zukunftsentwickelungen bedeuten.

Die einen denken sich als Ziel des Krieges für uns einfach die Selbstbehauptung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns, also die Fortsetzung des bisherigen Wesens der Zentralmächte. Alle etwaigen Veränderungen würden dann wenigstens für uns lediglich als Festigungen und Sicherungen der bisherigen Stellung gedacht werden, die einer zweiten derartigen Erschütterung nicht mehr ausgesetzt werden darf. Alle Fortschritte der Zukunft würden dann lediglich als natürliche Folgen einer derartig endgültig gefestigten Existenz zu betrachten sein und könnten naturgemäß bei der mächtigen Verstärkung, die die siegreiche Überwindung einer solchen ungeheuren Gefahr und die Schwächung der europäischen Randmächte von selbst bedeuten würde, nicht gering sein. Sie bezögen sich aber dann doch wesentlich auf Ausbildung und Festigung der wirtschaftlichen Weltstellung und damit verbunden natürlich auch des kulturellen und geistigen

Einflusses der Zentralmächte. Aber mindestens für Deutschland wäre dabei an eine irgend wesentliche territoriale Veränderung und Erweiterung, abgesehen von den notwendigen kolonialen Rohstoffgebieten, nicht zu denken. Es würde sich wesentlich um Rettung, Erhaltung und Selbstbehauptung handeln. Das wäre dann zugleich doch ein durchaus positiver Zweck. Denn bei der bisherigen Lage war der Erwerb von 1870 keineswegs unwiderruflich und ungefährdet, war die Auseinandersetzung mit dem auf jede günstige Koalitionsgelegenheit lauernden Frankreich nicht zu Ende, und waren insbesondere die naturgemäßen Folgen der Reichseinigung und der mit ihr gegebenen Bevölkerungs- und Produktionsvermehrung noch keineswegs gesichert. Die neutralen Zuschauer von damals, die sich angesichts der Entwicklung der natürlichen Folgen der Reichsgründung in grimmige Feinde und Konkurrenten verwandelt haben, holen heute die Versäumnisse ihrer damaligen Zurückhaltung nach und suchen das wieder rückgängig zu machen, was sie nach ihrer heutigen Einsicht damals überhaupt nicht hätten aufkommen lassen dürfen. Der positive Zweck wäre demnach die endgültige Sicherung der in Wahrheit noch ungesicherten, nicht in der eigentlichen und letzten Auseinandersetzung bewährten Reichsgründung und die Behauptung der aus ihr für uns entwickelten wirtschaftlichen und weltpolitischen Folgerungen. Die letzteren erstreckten sich aber dabei rein auf das wirtschaftliche Gebiet, auf die Möglichkeit der Ernährung unserer siebenundsechzig und kommenden weiteren Millionen auf unserem zur alleinigen Ernährung nicht ausreichenden Heimatsboden. Weiter hinaus, ist dabei die Meinung, könne der Blick in die Zukunft überhaupt nicht dringen. Ein derartiger Erfolg sei durch sich selber mehr als bloßes Selbstbehaupten; sich behaupten heiße in diesem Falle mehr als bloß einfach fort-

dauern, es heiße auch die natürlichen Folgen einer solchen ungeheuren Selbstbehauptung ernten. Zu einer solchen Begrenzung unserer Ziele nötige uns die ganze europäische Machtlage, unsere geographische Lage und Bedingtheit, unsere bisherige Geschichte, vor allem aber ein gewisses idealistisches Ethos, das uns zwar das eigene Existenzrecht zu gewinnen und zu behaupten, aber im übrigen die Selbständigkeiten und echten Entwicklungsmöglichkeiten anderer Völker zu achten befehle. Verschiedene Staats- und Volksindividualitäten nebeneinander, jede nach Möglichkeit ihren geistig-sittlichen Gehalt entwickelnd, jede durch die Rücksicht auf wahrhafte Lebensnotwendigkeiten der andern sich begrenzend: das erscheint hier als Ideal der europäischen Völkergesellschaft. Die absurde Hölle der Vernichtung und des Hasses, die der gegenwärtige Krieg bedeutet, sei die Selbstwiderlegung jeder reinen Machtpolitik, der unvermeidliche Durchgang in ein edleres politisches Zeitalter, wo die Art von Weltreichen aufhört, die an Macht täglich wachsen müssen, wenn sie nicht verlieren wollen, und die jeden werdenden Konkurrenten vernichten müssen, ehe er dafür zu stark geworden ist. Selbständige Entwickelung des Eigenwertes und Eigengehaltes und politische Selbstbegrenzung auf das Lebensnotwendige: das müsse ein neues System der europäischen Staatenwelt ergeben, in welchem die realpolitischen Tatsachen der vorhandenen großen und unüberwindlichen Machtzentren gleichzeitig mit den Forderungen einer idealistischen Ethik die nötige Rücksicht finden. Insofern die Deutschen für ihre Selbstbehauptung kämpfen, kämpfen sie infolge ihrer historischen Lage ganz von selbst für das neue System und dürfen sich darum als die Vertreter des politischen Fortschrittes fühlen. Der Spätling der europäischen Staatengesellschaft bedeute eben damit in seiner endgültigen Selbstdurchsetzung die Zer-

reißung des bisherigen Systems der reinen Machtbildung und reinen politischen Selbstsucht, das nur unter der Voraussetzung eines stets bereit stehenden Feldes für Kriege, Entschädigungen und Pufferstaaten in der Mitte Europas möglich gewesen sei. Die endgültige Festigung der Mitte bedeute auch das neue System für das Ganze, die Zerbrechung des eigentlichen Hindernisses jeder sittlich mitbedingten Politik, das heißt: der schlechthin moralinfreien englischen Herrschaftstheorie, die durch die Verbindung unbedingter Seeherrschaft mit gegenseitiger Lähmung der Kontinentalmächte die Ursache des gegenwärtigen Zustands und seiner Krisis sei.

Demgegenüber steht eine grundsätzlich andere Auffassung vom Wesen der wünschenswerten deutschen Zukunft. Sie betrachtet als Aufgabe eines deutschen Sieges die endgültige Schwächung der großen Randmächte, der englischen und russischen Weltmacht, womit die französische Gefahr von selbst erledigt sei. An Stelle der geschwächten Weltmächte habe die deutsche Weltmacht zu treten. Jedes große Volk habe seinen großen Tag in der Geschichte, und nun beginne der deutsche Welttag, die Weltherrschaft des deutschen Geistes, der deutschen Arbeit und der deutschen Kultur. Alles, worauf der deutsche Geist in Jahrhunderten hingearbeitet habe, dränge zusammen auf den gegenwärtigen Augenblick, um den deutschen Geist an Stelle der erschöpften und ausgelebten alten Mächte treten zu lassen oder doch ihm seine große Stunde zu sichern, ehe die des heute noch nicht reifen Slawentums vielleicht beginnt. Nicht eigentlich als Eroberungspolitik großen Stiles sei dieses Ideal zu denken, aber doch als eine Gestaltung des Kriegsertrages und der Friedensverhandlungen, die die unentbehrlichen Machtgrundlagen auf dem Kontinent, in Flottenstationen, Kolonien und Verträgen schaffe, welche für eine weltdurchdringende Wirkung der deutschen Kultur die Voraus-

setzung seien. Wiederheranziehung entfremdeter deutscher Gebiete, die zugleich der inneren Kolonisation dienen können, und Gewinnung großer Siedelungskolonien, die den Bevölkerungsüberschuß aufnehmen können, sowie ein System von Verträgen der offenen Türen müssen dem Reiche die Erhaltung und Vermehrung seiner Volksgenossen ermöglichen und den Angelsachsen und Russen ein geschlossenes Dasein wenigst annähernd gleich starker deutscher Millionen gegenüberstellen. Die Politik dürfe nicht für das bloße nächste Menschenalter denken, sondern müsse die Stellung des Deutschtums für ein Jahrhundert vorbereiten, damit es nicht schließlich gegenüber den werdenden Riesenvölkern Nord- und Südamerikas, Rußlands und Englands zu einem Kleinstaat werde. Jeder Friede sei ein fauler Friede, der zu früh geschlossen sei und nicht diese Aussichten für das kommende Jahrhundert erkämpfe. Den wahren und echten Frieden dürfe nur eine die großen National- und Reichsbildungen der kommenden Menschenalter ins Auge fassende Weitsichtigkeit schließen. Die echte Realpolitik rechne mit den großen Zeiträumen und den Möglichkeiten der kommenden Bevölkerungsvermehrungen bei uns und anderen. Sie müsse eine Machtentwicklung vorbereiten und begründen, die für zweihundert Millionen Deutsche Heimat und Einfluß sichert, und müsse der schonungslosen Logik des Machtgedankens Rechnung tragen, der nun einmal die eigene Sicherheit nur auf fremde Schwäche, nicht auf fremden guten Willen begründen und allen kommenden Gefahren nur durch möglichste Kampf- und Siegbereitschaft vorbeugen könne. Erst das sei ein wahrhaft realpolitisches Denken, wenn man die Einstellung auf die großen politischen Zukunftsprobleme und möglichen Machtbildungen Realpolitik nennt, wie man doch allein in Wahrheit dürfe. Gerade solche Realpolitik sei aber auch in voller Übereinstimmung mit

einer wirklich politisch und national empfundenen Ethik, in der das Opfer der Gegenwart für eine größere Zukunft der Nation, die gewissenhafte rechtzeitige Erwägung und Verhinderung aller schädlichen Zukunftsmöglichkeiten und der heldische Gedanke einer geistig-politischen Herrschergröße des eigenen Volkstums die eigentlichen Leitgedanken seien. Bescheidenheit und Selbstbegrenzung seien keine Völkertugenden; der Kleine müsse kleiner und der Große größer werden; wahrhafter Hochsinn wolle Größe des eigenen Volkes nach innen und außen, weil die Entfaltung seines Geistes und seiner inneren Kulturkraft eng mit der der politischen Macht und des nationalen Opfersinns zusammenhänge. Das sei keine Abenteuer- und keine Gewaltpolitik, da sie ja nur die günstige Weltstunde für die großen vorhandenen Strebungen und Kräfte pflichtgemäß benütze und weil sie mit alledem ja nur die segensreichen Inhalte und Ideale deutschen Geistes zur Weltgeltung bringen wolle. Ihm komme eine solche innere Größe und Tiefe zu, daß er verpflichtet sei, den Moment des Niederganges der alten Mächte zu benützen und sein Eigenstes in die Welt zu tragen. Völker, denen die geschichtliche Entwicklung eine solche selbständige Tiefe und Weite des Geistes, verbunden mit der Möglichkeit politischer Machtbildung und nationaler Masse, versagt, müssen und sollen sich begrenzen und bescheiden. Aber die, denen das Schicksal solchen Aufschwung bereitet, müssen und sollen ihres Schicksals würdig werden durch entschlossenes und opfervolles Wollen ihrer Größe. In das Maß dieses Heroismus müsse das deutsche Volk in diesen Läuterungs- und Prüfungsjahren hineinwachsen. Dieses Ethos und diese Ideologie müssen die eigentliche Frucht der großen weltgeschichtlichen Stunde sein, in der die realpolitischen Voraussetzungen einer solchen Fruchtbildung heranwachsen.

So stehen mit allerhand Vermittelungen und Übergängen die Gedanken sich gegenüber. Man wird sagen können: es ist das antiimperialistische und das imperialistische Ideal. Zwischen beiden schwankt heute Gefühl und Stimmung der Nation und zwar ohne notwendigen Zusammenhang mit den großen politischen Parteien. Es ist die aus der neuen Lage entspringende Problemstellung, die mit den alten Parteiprogrammen nicht einfach erledigt werden kann und deren beide Seiten manchem oft in der Tat gleich einleuchtend oder gleich verlockend vorkommen können, so daß er sich schwer von dem Schwanken befreit. Und doch muß hier eine grundsätzliche Entscheidung getroffen werden, die Frage muß gründlich durchgedacht werden und die Stimmung der Nation in die eine oder die andere Richtung gelenkt werden, damit sie einheitlich durchharre bis zum Ende und ihre Phantasie übereinstimmend auf ein Zukunftsideal einstellen lerne.

Samuel Saenger: Bernhardismus

Bernhardis geschichtliche Orientierung ist ganz aus Treitschkes „Deutscher Geschichte" und dessen ungleichem Nachlaßwerk, der „Politik", geschöpft. Auf Kritik wird verzichtet, alle Werturteile werden gläubig und dankbar hingenommen; auffallend ist nur, daß der Soldat bei der Gegenüberstellung von Napoleon und Goethe sich dem Manne zuneigt, den wir als Inbegriff höchsten Menschtums verehren, daß er des Sieges goethischer Welt- und Lebensauffassung gewiß ist. Ungefähr so dachte und lehrte Thomas Carlyle, ohne daß seine englischen Jünger die Forderung strengster Staatsgesinnung als Inkonsequenz empfunden hätten. Ich sehe darin keinen unerträglichen Dünkel: ein preußischer General darf doch wohl

an die geistige und sittliche Freiheit des deutschen Gedankens, an die Mission dieses deutschen Gedankens glauben, wenn er auch zu ihrer Erfüllung eine aktive auswärtige Politik mit ihren materiellen Folgen fordert. Seit wann haben englische und französische Generale aus Gründen der Menschlichkeit und der Christlichkeit ihr Handwerk als Vorstufe einer Rechts- und Vertragspolitik betrieben, als Vorbereitung zu Abrüstung und ewigem Frieden? Es ist rührend, zu sehen, wie Bernhardi in den beiden Kapiteln über das Recht zum Kriege und die Pflicht zum Kriege sich abquält, die christliche Forderung des sittlichen Kampfes zwischen dem Triebhaften, das isoliert, und dem Seelischen, das bindet, eint, Verwandtschaften stiftet, mit den politischen Machtkämpfen in Parallele zu setzen. Er stopft nach berühmten Mustern, doch weniger lästig als Treitschke, die Kluft mit Sophismen aus und wühlt sich, ehrlicher nur als mancher Theolog, in die Fußangeln des Wortes, das der Evangelist Matthäus X, 34 Jesus zuschreibt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert"; er findet aber bald herzhaft den Weg zurück zu einer naturhaft begründeten Politik, lehnt es ab, daß die großen geschichtlichen Entscheidungen durch Schiedsgerichte getroffen und dadurch schwachen Völkern die gleichen Daseinsrechte eingeräumt werden wie starken und lebenskräftigen, erklärt den Verzicht auf Kampf als Zeichen der Schwäche, Entartung, Entsittlichung, und verlangt mit Clausewitz, dem Philosophen des Krieges, daß Volkscharakter und Kriegsgewohnheit sich gegenseitig tragen, weil anders ein Volk nicht hoffen darf, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben. Allen Beiwerks entkleidet heißt das: der Wille zur Machterweiterung des Staates unter Einsetzen unseres höchsten materiellen Gutes, des Lebens, begründet den politischen Idealismus eines Volkes. In Bernhardis eigenen Worten:

„Wo die Fähigkeit verloren geht, die höchsten materiellen Güter, Leben, Gesundheit, Besitz und Wohlbefinden, freudig dahinzugeben für ideale Zwecke: für die Erhaltung nationaler Eigenart und politischer Selbständigkeit, für die Erweiterung der Machtsphäre und des territorialen Besitzes im Interesse der nationalen Wohlfahrt, für bestimmenden Einfluß im Konzert der Völker nach Maßgabe der eigenen Kulturbedeutung, für geistige Freiheit gegen dogmatischen und politischen Zwang, für die Ehre der Fahne als Inbegriff des eigenen Wertes: da ist die aufsteigende Entwicklung gebrochen, der Niedergang besiegelt; und innerer und äußerer Zusammenbruch sind nur noch eine Frage der Zeit. Die Geschichte redet in dieser Hinsicht eine nicht mißzuverstehende Sprache. Sie zeigt, daß überall der Fortschritt durch die Wehrhaftigkeit bedingt ist. Wo bei wachsender Kultur und steigendem materiellen Wohlleben der Kampf aufhört, wo die Kriegstüchtigkeit schwindet und der Wille nachläßt, sich unter allen Umständen zu behaupten, da gehen die Völker sehr bald ihrem Untergang entgegen und können sich weder politisch noch biologisch behaupten." Hoffentlich kommt bald die Zeit, in der sich auch unsre heutigen Gegner an der Untersuchung der Frage beteiligen, ob die French, Kitchener, Joffre, Pau eine tiefere Geschichtsphilosophie haben als dieser deutsche Barbar. Mir scheint sie in sich brüchig, weil sie je nach Bedürfnis den biologischen Ursprung aller Moral bald verdeckt, bald nackt macht; weil sie Wertfragen mit genetischen verwechselt; weil die unklare Grundorientierung Treitschkes in das böse Gestrüpp der zweierlei oder dreierlei Moralen (die Macht-, die Vertrags- und die Liebesmoral) führt; endlich weil eine Wandlung der politisch wirksamen Motive grundsätzlich für unmöglich erklärt wird, falls der Krieg als politisches Mittel in den Hintergrund gedrängt wird. Wenn für den Staat, wie

unter hin und her zerrenden Argumenten Treitschke einmal meint, physische Macht nicht Selbstzweck ist, sondern Mittel, die höheren Güter zu schützen und weiter zu veredeln, — wenn „Macht sich rechtfertigen muß, indem sie verwendet wird für die höchsten Güter der Menschheit": so ist, scheint mir, der Krieg grundsätzlich an kulturelle Motive gebunden und von ihnen bezwungen; und diese liegen immer in der Richtung einer Solidarität, die ihren Bereich automatisch zu vergrößern trachtet. Wer aufhört, das Streben des Staates nach „Macht an sich" zu bejahen, wie Treitschke, Bernhardi und ihre Schule tun, wer die Gründe zu einem Kriege streng und gewissenhaft auf ihre „Kriegsgewichtigkeit" hin prüft und das Handeln des Staates sittlichen Gesetzen unterstellt (S. 47): wird den Krieg nur noch als Grenzfall zulassen, das heißt als Mittel, den Widerstreit triebhaft-biologischer Massenmotive zu beseitigen, nachdem reine Vernunft und ein religiöser Solidaritätsglaube ihn nicht aufzuheben vermochten. Aber in der Praxis ist das ohne Belang. Die Solidaritätsgläubigen geben zu, das „radikale Böse" im Menschen, das Triebhaftbiologische in ihm sei ungeheuer stark; und die Bernhardisten räumen ein, der Krieg bleibe immer „ein gewaltsames Mittel der Politik, das nicht nur die Gefahr der Niederlage in sich schließt, sondern in jedem Falle große Opfer fordert und ungezählte Leiden im Gefolge hat. Wer sich zum Kriege entschließt, nimmt stets eine große Verantwortung auf sich." Das ist sicher nicht die Philosophie wüsten Erobererdranges.

Samuel Saenger: Logik im Chaos

Seit mindestens einem Jahrzehnt stand das Schicksal vor unserer Tür, gleichgültig, ob es Flotte oder China oder Marokko oder Balkan hieß. Aber wir wollten es nicht glauben, weil die Berufung zu neu war, um ferner und weltweiter Dinge willen blühende Mannheit in den Tod zu senden. Doch jedesmal, wo es sich um eine Eisenbahnkonzession, um eine Bergwerkgerechtsame, um eine Lieferung nach Konstantinopel oder sonst welche Regung deutschen Unternehmungsgeistes oder politischer Selbsterhaltung (Österreich-Ungarn) handelte, mußten deutsche Mütter bangen: und gleich zeigte sich, daß die fernsten Dinge auch die nächsten waren und sich mit der Frage verwickelten, welchen Spielraum die englische Diplomatie, die Londoner Klubs in Pall Mall und die Harmsworthpresse der deutschen Daseinsform einräumten, die doch nicht etwa mit einer ins Cäsarische ausschweifenden deutschen Prestigesucht identisch war. Man durchblättere, etwa bei Rohrbach oder Reventlow oder Karl Peters oder gar in den Spalten der oft bis zum Verzicht vertragswilligen „Frankfurter Zeitung", die Chronik unserer auswärtigen Beziehungen und Bemühungen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, immer wird man hinter diesem wirrsäligen Knäuel gegen Deutschland organisierter Intrigen, Neidschaften, Scheelsüchtigkeiten auf die englische Vormundschaft stoßen, die weit über das ihr unterstehende Viertel des bewohnten Planeten reichte. Großbritannien übernahm die Rolle Frankreichs vor 1870, es wollte, mit den üblichen friedlichen Mitteln des noch übermächtigen aber doch alternden Konkurrenten, die wirtschaftlichen Folgen von 1870 aufhalten, wie Frankreich die Einigung Deutschlands unter Preußen aufhalten wollte, es gedachte uns durch den Zyklopendruck seines gewaltigen nationalen Egoismus zu zermürben.

Ich glaube darum nicht, daß die berühmte Punktation, die bei Kriegsausbruch der Unterschriften harrte, die elementare Gegensinnigkeit und Gegenwilligkeit der beiden Mächte aufgehoben und den Konflikt lange hinausgeschoben hätte. Wäre es gelungen, später einmal das deutsche Kolonialreich im tropischen Afrika durch Belgisch-Kongo und Angola, mit dessen Eisenbahnen das deutsche System in Südwest eine Verbindung suchte, abzurunden, wäre es der genialen Energie deutscher Wissenschaft und deutscher Pflanzer geglückt, die Tsetseplage zu besiegen und durch die von ihr befreite Negerbevölkerung umfängliche Baumwollkulturen anzulegen und die Last des amerikanischen Monopols abzuwälzen: die tiefer liegenden Ursachen zu Reibungen wären keineswegs versiegt, nachdem sie sich so tief in die Ideologie und die Gemütsverfassung der Völker eingebohrt hatten. Der Kampf um das Recht, in Mitteleuropa ein größeres ökonomisches Solidaritätsgebiet der Arbeit und der politischen Gemeinsamkeit zu schaffen, das deutsche Interesse an der Freiheit der Meere, an der Erneuerung der kleinasiatischen Türkei, an der Eingliederung Chinas in die Weltwirtschaft, an der Offenhaltung der größerbritannischen Märkte, die ein Reichszollverband uns sperren helfen sollte: er war und ist mit Konfliktsstoffen gefährlichster Art übersät. Solche weltgeschichtliche Konflikte, ähnlich dem zwischen Rom und Karthago, greifen ja schließlich doch ins Irrationale über, es gilt die Rangordnung der Kräfte, es geht um das sittliche Recht der Über-, der Neben- und Unterordnung und um mehr als das in Maßen und Gewichten Ausdrückbare: darum haben sie bisher stets blutige Entscheidung gesucht und gefunden. Und deshalb stellt sich der tief schmerzliche Zickzack unserer Diplomatie, geschichtlich gesehen, doch nur als der Verlegenheitsausdruck einer an den Kontinentalismus geschmiedeten Weltwirtschaftsmacht dar,

die, als solche, noch um Anerkennung ringt und durch eine Politik des Quietismus, wie sie dem geistreichen Ruedorffer vorschwebt, schwerlich Aussicht hatte, sie zu erwerben. Den Sturz in den Abgrund hätte schließlich nur ein englischer Staatsmann von übermenschlicher Einsicht, Weisheit, Willensstärke und Suggestionskraft zu hindern vermocht, ein ins Christliche übersetzter Napoleon. So muß man sich der Hoffnung getrösten, daß nun der Krieg — dem Krieg ein Ende machen wird; und erst, nachdem uns weltpolitische Gleichberechtigung eingeräumt ist, die sittliche Forderung Gehör finden wird, daß Kulturstaaten gegen Kulturstaaten nur Verteidigungskriege führen dürfen.

Politik und Völkerpsychologie

Lucia Dora Frost: Preußische Perspektive

Man hat oft behauptet, Preußens politische Aufgabe sei mit der Errichtung des neuen Reiches erfüllt. Daß es nach dieser Erfüllung nicht abrüsten wolle, nicht seine Vergangenheit vergessen könne, ziehe dem Reich alle Gefahren zu und verhindere, daß sich Deutschland mit den anderen Nationen verständige. Das ist in schlechtestem Sinne deutsch, vertrauensvoll unpolitisch gedacht und beweist am besten, wie nützlich es ist, daß Preußen eine Vergangenheit mit einer im historischen Sinne politischen Mission hat. Aufgaben gibt es sicherlich mehr als man heute übersehen kann, und Gelegenheit, anzufangen und die Dinge vorwärts zu treiben, ist immer vorhanden. Die Notwendigkeit, Bahn zu brechen, den Zusammenschluß aller rückwärts gewandten, an der Erhaltung der bestehenden Systeme interessierten Mächte zu durchbrechen, wird sobald nicht aufhören, die Aufgabe der Erdkolonisation in einem Jahrtausend nicht beendet sein.

In einer dieser politischen Aufgaben stehen wir augenblicklich, in der Beseitigung der entwicklunghemmenden englischen Übermacht, einer Aufgabe, die wieder dem preußischen Militarismus zufiel, einfach weil keine andere Gewalt kräftig genug dazu ist. Es ist schwer auszudenken, wie weit Europa ohne Englands antikontinentale Politik wäre, die diesem die Herrschaft und Unabhängigkeit sichert. Seit ein englischer König die deutschen Protestanten ohne Unterstützung ließ, dafür aber den Plünderer Mansfeld mit dem nötigen Geld ausstattete, bis zu der jüngsten großen Brandlegung, hat

England verzehrende, entvölkernde Feuer in Europa unterhalten und fleißig genährt. Jeder englische Politiker hat, so wenig er sonst vom Kontinent kennt, doch eine merkwürdig sichere Kenntnis von der Lage der politischen „Zündstoffe" in Europa und sympathisiert mit jeder Bewegung, die Europa in eine stets leicht entzündliche Wirrnis von machtlosen Kleinstaaten verwandeln könnte. Und er tut sehr recht daran; denn wenn einmal diese gewaltige Halbinsel Europa bis in die Spitzen mit Kraft und Tüchtigkeit erfüllt ist, zu einem einheitlichen Körper organisiert, von ungeheurem Leben durchpulst, ihre Kraft über die Erde ausströmt, dann wird das Inselchen England eine sehr untergeordnete Rolle spielen und von seiner Größe und Weltherrschaft nichts als ein Fluch übrigbleiben, der auf seiner Erinnerung lastet. Wenn es überhaupt politische Aufgaben gibt in dem Sinne, daß Politik die Bahn freizumachen hat für das, was geschehen will, dann liegt sie in der Beseitigung des englischen, Europa niederhaltenden Druckes vor. Aber man denkt sich diese Aufgabe zu leicht.

Daß nur die äußerste Gewalt hier Schicksalskraft hat, ist ja nun offenbar geworden. Mit einem sportlichen Wettkampf darf man diesen Kampf nicht vergleichen. Niemand steigt artig vom ersten Platz herab, nach dem er durch Jahrhunderte mit äußerster Energie gestrebt, auf dem er sich mit allen Mitteln und vollkommener Rücksichtslosigkeit gehalten hat. Aber man muß sich darauf gefaßt machen, daß England, wenn es seine Herrschaft mit Diplomatie und politischer Brandlegung nicht mehr aufrechterhalten kann, zu anderen Waffen greift. Wenn es den Sieg nicht mehr erpressen kann, wie es das jetzt versucht, so wird es um ihn kämpfen. Dieser Krieg ist möglicherweise der letzte, den England mit spezifisch englischen Mitteln führt. In Zukunft wird es ehrlich kämpfen

und zu diesem Zweck zum militaristischen System übergehen. Dann stünde ein letzter Kampf zwischen preußischem und englischem Militarismus bevor.

Es wäre auch merkwürdig, wenn in England niemand begriffen und durchgerechnet hätte, welche ungeheure Macht das britannische Reich gewönne, wenn es sich und seine Kolonien militarisierte. Erst wenn das geschähe, würden alle anderen Staaten zu Mächten untergeordneten Ranges herabsinken. Wenn es aber unterbliebe, würde ihm Indien, Ägypten, vielleicht noch mehr verloren gehen, es würde sehr schnell Rang und Reich verlieren. Wir sehen daher heute, daß sich der englische Militarismus auf dieselbe Weise vorbereitet wie einst der preußische. Die preußische allgemeine Wehrpflicht wurde bekanntlich auch nicht vor einem Kriege, nicht während des Krieges, sondern unmittelbar nach den napoleonischen Kriegen zum Gesetz erhoben. Der Geist der Freiwilligkeit zum Kriegsdienst, getragen von der gebildeten Jugend: das war der Anfang bei uns, und ganz das gleiche wird jetzt auch aus England berichtet. Erst von einer Freiwilligkeit, die ziemlich allgemein geworden ist, kann man zum gesetzlichen Zwang übergehen. Kitchener ist der Mann der kleinen Schritte, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er sie in der richtigen Reihenfolge macht. Anders als er sind wir seinerzeit auch nicht vorgegangen. Man könnte meinen, daß der Lord die Geschichte unseres Militarismus sehr genau studiert hat, wenn man nicht überzeugt wäre, daß sein Organisationstalent original ist und von selbst zu den gleichen Schlüssen kommt wie das unserer Heeresbegründer. Kitchener gewinnt jetzt die Rahmen der Truppenverbände, Kasernen, Übungsplätze, Arsenale; er erzielt geistige Interessiertheit am Heereswesen, die Ansprüche auf staatliche Begünstigung der Kriegsteilnehmer nach dem Kriege, die vermehrten wirtschaftlichen Interessen

der Heereslieferanten, ein umfangreiches Offizierkorps, einige moderne kriegerische Traditionen, ausgebildete Reserven, eingeschriebene Landwehr; das alles genügt vollauf, um nach dem Kriege ohne große Widerstände die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz zu erheben; besonders wenn der Krieg unerwartet ungünstig für England ausläuft.

Es war also für England vor allem ein Krieg nötig, um den Übergang zum Militarismus zu ermöglichen, und deshalb darf man vielleicht vermuten, daß diese Absicht bei dem englischen Entschluß zur Kriegsteilnahme den letzten Ausschlag gegeben hat. Das englische Weltreich war schlecht und nach veralteten Grundsätzen organisiert. Der Militarismus Kitcheners wird versuchen, das Reich auf eine festere Grundlage zu stellen, auf die einer militaristischen Macht. Bernard Shaw meinte nach Ausbruch des Krieges, England werde uns diesmal „Potsdam" austreiben und dann mit einem liberalen Deutschland im Bunde dem Russen die Knute aus der Hand winden; das war ganz im Sinne der europäisch-liberalen Kulturpolitik und verdient keine Vorwürfe, aber es wird sich wohl das Umgekehrte von Shaws Erwartungen ereignen: wir werden den Engländern Potsdam beibringen, wir werden dazu benutzt, ihnen den Militarismus aufzuzwingen, den sie brauchen; und Kitchener wird in Englands Geschichte eine ähnliche Stelle einnehmen wie in der preußischen der „Potsdamer Soldatenkönig".

Aber man wird einen grundsätzlichen Unterschied machen müssen zwischen preußischem und englischem Militarismus. Beide haben eine grundverschiedene politische Auffassung zum Hintergrund, wie ein Blick in den Unterbau der politischen Begriffe zeigt. Bisher gab es zwei politische Grundgedanken, die einem Staat die Richtung für eine zusammenhängende Tätigkeit geben können: das Streben nach der Vormacht-

stellung auf der Erde oder einem Teil der Erde und die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Mächte. Beide von England angenommenen Ideen sind veraltet. Der Hegemoniegedanke stammt aus der Zeit, wo man die Erde für eine Scheibe hielt. Als Kreisfläche mußte sie einen Mittelpunkt haben, von dem aus sie sich am leichtesten und natürlichsten beherrschen, befrieden und organisieren ließ. Es galt der Satz: Die Erdherrschaft gehört dem, der ihren Mittelpunkt besitzt. Man muß zugeben, daß dieser Irrtum den Anstoß zu aller großen Politik gegeben hat und zu manchem andern. Die Priester hatten den Erdmittelpunkt festzustellen. Er lag da, wo sich das Adlerpaar traf, das Zeus am Ost- und Westrand der Erdscheibe zugleich aufsteigen ließ; die erste Pyramide sollte ihn möglicherweise markieren, was manches erklären würde. In der Verlegung der römischen Kaiserregierung nach Konstantinopel zeigt sich der geometrische Mittelpunktsglaube stärker als alle praktischen Bedenken. Als sich nicht mehr leugnen ließ, daß die Erde kein Kreis ist, hörte der Weltherrschaftsgedanke nicht sofort auf, sondern wirkte noch Jahrhunderte weiter mit der Beharrungskraft des nun einmal Bestehenden. Er wurde von den Habsburgern weitergeführt, im Testament Peters des Großen niedergelegt, flammte in Napoleon auf — und erschlug seinen Diener. Von besserer Logik und jedenfalls moderner ist die zweite Form des Herrschaftsgedankens, die maritime Hegemonie. Nach Kolumbus und Kopernikus konnte es ja nicht mehr heißen: die Erde beherrscht, wer im Zentrum sitzt, sondern wem die Meere gehören. Diesen Gedanken hat niemand schärfer erfaßt als die englische Monarchie des 17. Jahrhunderts und niemand rücksichtsloser ausgebildet als die englischen Minister. Es steckt ungeheuer viel Verstand und Härte in diesem System, aber wie jedem reinen Machtsystem fehlt ihm die volle Rundheit

des Lebens, etwas Wärme, etwas Tiefe, eben das, was wir jetzt drüben vermißten. Die Dämmerung dieses alten Gedankens (der aber kein Urgedanke ist und also seine Zeit hat) hat deutlich begonnen; denn wer in den letzten Jahrhunderten dauerhafte Erfolge hatte, wie Friedrich der Große und Bismarck, hat sich mit Entschiedenheit vor Uferlosigkeit gehütet, ist bewußt dem Beispiel des antiken Imperialismus, dem noch Gustav Adolf gegen Oxenstiernas Rat erlag, ausgewichen, hat sich damit begnügt, lebenskräftige Volkskörper zu schaffen. Den Radikalismus unbegrenzten Machtstrebens hielten sie für erledigt.

Die zweite Hauptidee scheint gerechter zu sein, dankt sie doch dem Kampf gegen Hegemoniebestrebungen des römisch-deutschen Kaisertums ihre Entstehung. „Je combats contre l'araignée universelle," sagte Heinrich IV., den man den Vater des Gleichgewichtsgedankens nennt. Aber dieser Gedanke ist in der Ausführung ein wahrhaft mörderischer Gedanke, der nun über dreihundert Jahre das schwerste Hemmnis des europäischen Fortschritts gewesen ist. Denn das Gleichgewicht erfordert immer einen Aderlaß des Tüchtigsten, den Überfall des Stärksten durch alle andern; ihr Ziel ist immer die Ausmerzung der Nation, die am kräftigsten gedeiht, eine Verschwörung gegen Leben und Entwicklung. Man wagt nicht auszudenken, wie weit wir ohne den Gleichgewichtsgedanken wären. Alle Begriffe der Diplomatie, von den Koalitionen bis zum Status quo ante, die ganze diplomatische Stimmung sind beherrscht vom Gleichgewichtsgedanken. Wir sollten jedem ins Gesicht lachen, der uns mit diesem Wort kommt. Gleichgewicht hat immer bedeutet sieben gegen einen.

Die deutsche politische Hauptidee ist eine ganz andere. Wenn man bei uns sagt, es handle sich in diesem Krieg um die Erringung der Vormachtstellung, so sind das Journalisten-

gedanken. Dergleichen liegt nicht im deutschen Charakter. Die Deutschen sind zu begabt dazu, zu tief, zu wenig einseitig. Die aus dem deutschen Charakter kommende politische Idee ist das Zusammenarbeiten mit allen aufsteigenden Nationen. Weil England jetzt diese Idee verletzte, flammte der Grimm gegen seinen Unverstand in uns auf. Als Zweck des Zusammenarbeitens sehen wir vor uns die Erschließung der Erde. Wüsten sollen aufblühen, Sümpfe vertrocknen und Urwälder weichen; entwicklungsfähige Völker sollen sich ausbreiten und kulturunfähige verschwinden; unsere Enkel werden das Klima ändern und die Meeresströmungen lenken und dem Gebot „Herrschet über die Erde" ein wenig näherkommen als wir, die wir kaum die Natur in unsern Stuben beherrschen. Wüßte England, welche ungeheure Fülle von Aufgaben die kommenden Jahrhunderte bergen, es würde uns rufen, es würde verzweifeln, alles allein bewältigen zu können. Aber es denkt gar nicht an die Aufarbeitung der Kontinente, es kolonisiert nur Küsten, es saugt Länder aus, es treibt nur kapitalistische Kolonisation, nicht staatliche Kolonisation als Sendung und um der Ehre wegen; es will Gewinn von seiner Kolonisation und kann deshalb nur die fetten Stellen brauchen. Es schließt uns aus und gönnt uns nicht einmal die mageren Stellen, die dürren Klippen, weil wir nach unseren Methoden auch daraus Gärten machen, wie wir, trotz Macaulay, Birmingham und Lyon „künstlich" auf unserm Boden geschaffen haben. Aber wir werden zu unsern Aufgaben durchbrechen. Aufgabe und Befähigung finden schließlich immer zueinander wie Faust zu Schwert.

Deshalb haben wir ein volles Recht darauf, uns gegen die Gleichstellung des gegenwärtigen und kommenden englischen Militarismus mit dem preußischen zu verwahren. Unserm Militarismus liegt die Überzeugung zugrunde, daß das

Notwendige nicht von selbst geschieht, das Gute erzwungen werden muß. In dem englischen steckt nur die Erfahrung, daß auch das Überlebte und Böse des gewaltsamen Schutzes bedarf; er ist ein reaktiver, kein Militarismus der Initiative. Sein Zweck ist nicht, Geschichte zu machen, sondern die europäische Geschichte zu verhindern. Man muß zugeben, daß der englische Charakter ursprünglich sich dem preußischen verwandt gezeigt hat, daß man in England den Geist der Neuzeit früher begriffen hat als in Deutschland, daß schon Elisabeths Geringschätzung papierner Rechte und ihre Achtung vor leibhaften Tatsachen die neue Moral der Gewalt ankündigte und verstand. Aber es hat an Tiefe des Urteils gefehlt. England hat seine Gewalt und seinen Vorsprung zu einer englischen Interessenpolitik mißbraucht und die politische Idee so völlig verkehrt, daß es gerade ein Schützer allen Verfalls und ein Feind alles zukunftstarken Lebens geworden ist. Hätte sich die englische Nation damit begnügt, der Vorarbeiter der europäischen Nationen zu werden, so wäre es unbesiegbar, aber die Stelle eines Herrn der Menschheit, dessen Hauptaufgabe die Nivellierung ist, scheint im Schicksalsplan nicht vorgesehen.

Wer daher meint, der preußische Militarismus sei am Leben erhalten worden, um Deutschland zum Herrn zu machen und das Erbe der britischen Weltherrschaft anzutreten, hegt Hoffnungen, die der preußischen Idee widersprechen. Preußen, dessen Ehre es immer gewesen ist, jede Tüchtigkeit anzuerkennen, wo es sie traf, kann nur eine Politik der Förderung, nicht der Hemmung führen, zur Freude der Aufblühenden, zum Schrecken der Untauglichen. Daß es an eine eigensüchtige Politik nicht denken will, hat es wohl damals am stärksten bewiesen, als es sich in Deutschland einordnete ohne Furcht, daß seine Idee verloren ginge. Wie sein König der erste

Diener des Staates war, so will es der erste Diener der Menschheit sein. Das ist manchem vielleicht auch noch zuviel, aber nach Geringerem kann es seiner Vergangenheit nach nicht streben.

Hermann Bahr: Österreichisch

Kaum hat man sich von der Überraschung erholt, daß Österreich, so oft totgesagt, noch lebt, und lebendiger als je, so wird man nun erst recht an ihm irre, denn wenn es jetzt beweist, wie sehr es lebt, warum betrug es sich dann die längste Zeit so tot? Es hat in diesem Krieg eine Kraft gezeigt, die niemand ihm zugetraut hätte; wo war sie sonst, warum macht es von ihr keinen Gebrauch im Frieden? Wenn sich Österreich in der Not auf sich besinnt, hat es Kraft, aber, kaum gerettet, hat es immer die Schwäche, daß es gleich wieder um keinen Preis Österreich sein will.

Im Dezember 1862 sagte Bismarck dem Grafen Karolyi: „Ihr tätet gut, euren Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen." Österreich war empört über die Frechheit. Wahrheiten, zur Unzeit ausgesprochen, wirken als schlechte Witze (siehe Bernard Shaw). Bismarck hätte sich aber auf den Turnvater Jahn berufen können, der schon 1810 Österreich riet, der Donau zu folgen, weil es „nur der westliche Teil eines großen Östreichs" sei, dessen Hauptstadt „nur Belgrad oder Semlin sein kann". Bismarck verstand Österreich besser, als es sich damals selbst verstand, wie Friedrich der Große Österreich besser verstand als Kaiser Josef. Als Friedrich der Große den Kaiser Josef verhinderte, Bayern österreichisch zu machen, hatte Friedrich recht, nicht Josef, recht im höchsten Sinne, recht nicht etwa bloß für Preußen, sondern auch für Österreich,

das entstanden ist mit dem Gesicht nach Südosten, und das, um nach Nordwesten zu blicken, sich selber erst den Rücken kehren muß. Bismarck hat es wieder in die richtige Stellung gebracht, aus der Verrenkung seines vermeintlichen deutschen Berufes. Bismarck hat 1866 Österreich richtiggestellt, aber freilich nicht, damit es stehen bleibe, sondern damit es wieder richtig gehe, nach Südosten. Die „Herbstzeitlosen" aber, wie er unsere verzagt kleinösterreichischen Liberalen unmutig schalt, ließen es einfach stehen. Und es ist sehr merkwürdig, daß Österreich ja keine Konservativen hat. Konservativ ist, wer eines Reiches ersten Trieb erkennt, den Dämon, der es gezeugt hat, den Stern, der zu seiner Geburt stand. Wodurch ein Reich geworden ist, nur das erhält es auch. „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen," das gilt, wie den einzelnen, auch Reichen. Das „Gesetz, wonach du angetreten", beherrscht auch sie; es war nämlich ein Irrtum unserer Liberalen, daß ein Reich in Pension gehen kann. Nach Südosten ist Österreich angetreten, und sein Gesetz bleibt diese Bewegung. „So muß es sein," in seiner Bewegung ist Österreich. Denn Österreich ist der deutsche Drang ins Morgenland. Ein Österreich, das zu drängen aufhört, ist kein Österreich mehr. Sowenig als eines, das stromaufwärts strömte. Zu drängen, deutsch zu drängen, aber seinem Strome nach, das ist Österreichs Gesetz. Österreich hat es immer nur auf dem Wege nach seinem zweiten Meer gegeben. „Wir müezen varn nidere," wir müssen abwärts, Österreich bleibt eine Nibelungenfahrt.

Deutsche werden leicht ungerecht gegen Österreicher. Sie meinen, daß es uns an innerem Gewicht, an Ernst, an Tiefe fehle. Wir sind ihnen zu geschickt, es wird uns alles zu leicht, unsere geistige Behendigkeit ist ihnen verdächtig. Zeigen wir uns ihnen an Witz, Einfällen und Schlagfertigkeit überlegen,

so behaupten sie, daß wir dennoch unfähig sind, ein Gespräch zu führen, sondern bloß Konversation machen. Sie haben recht, folgern aber daraus falsch. Der Deutsche führt ein Gespräch, er führt es aus sich heraus, holt es aus sich herauf, während wir die Sprache sprechen lassen, nicht uns selbst. Wir sprechen gewissermaßen in unserer Abwesenheit, wir selbst sind in unseren Gesprächen nicht da. Daß wir aber deshalb überhaupt nicht da sind, daraus zu schließen, ist doch voreilig von den Deutschen. In einer fremden Sprache spricht man, wie geläufig man sie sprechen mag, doch immer an sich vorbei; das ist auch gerade der Reiz fremder Sprachen, man ruht in ihnen so gut aus, weil man selbst daran unbeteiligt ist und sich auch nicht dafür verantwortlich fühlt. Das ist aber genau das Verhältnis des Österreichers zur „Bildung". Unsere „Bildung" hat nichts von uns, wir haben nichts an ihr, das Volk mißtraut ihr, sein Instinkt warnt es vor ihr, aber auch der „Gebildete" hängt sie bloß um, er macht keinen eigenen Gebrauch von ihr, sich kann er damit nicht ausdrücken. An der Kraft sich auszudrücken fehlt es Österreich nicht. Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt und Jakob Prandauer haben es ausgedrückt wie Dittersdorf, die beiden Haydn und Mozart. Erst in der „Bildung" ist es unsichtbar und unhörbar geworden. Seitdem versteckt sich der Österreicher vor seiner eigenen Natur. Grillparzer ist ein typisches Beispiel dafür, seine grauenhaften Tagebücher enthüllen den wirklichen Grillparzer, sie verraten, vor wem er in die Kunst floh: vor sich selbst. Auch Mozart schon ist auf dieser Flucht vor sich selbst, nur läßt ihn seine Natur nicht entkommen, sie ist stärker, sie holt ihn immer wieder ein, und dieser Mozart, der ihr nicht entrinnen kann, der tragische, der, von seiner Natur überwältigt, aufschreiende Mozart ist der echte. Grillparzer hat niemals den Aufschrei

Mozarts. Mozart ist denn auch an sich gestorben, während Grillparzer sich noch jahrelang überlebt hat. Und noch Mahler wird immer der ganze Mahler erst, wenn plötzlich der böhmische Musikant in ihm aufschreit; da hat er sich wieder, das ist seine Mundart. In der „Bildung" ist der Österreicher so verstummt, daß er erst in der Mundart die Sprache wiederfindet. Wenn ein gebildeter Österreicher sich einmal aussprechen will, sich selbst, in einer wahren Not oder in einem tiefen Glück, kann er das immer nur in der Mundart. Es hat noch kein Österreicher gesagt: Ich liebe dich. Er sagt: Ich hab dich lieb. Sonst glaubte man es ihm auch nicht. An Kainz war nichts so seltsam, als wenn er, der oft tagelang das reinste Hochdeutsch sprach, einmal etwas auf dem Herzen hatte: gleich sprach er das ärgste Wienerisch. Und es ist kein Zufall, daß die beiden größten Dichter Österreichs seit dem Import der „Bildung", Raimund und Stelzhamer, Dialektdichter waren, wie Schubert, Bruckner und Smetana Dialektmusiker sind. An der „Bildung" sind wir erkrankt, am Dialekt genesen wir wieder. Das gilt von jedem einzelnen Österreicher ebenso wie von Österreich selbst.

„Bildung" war jenes Österreich des Doktor Alexander Bach, ein über Nacht improvisierter Staat. Aber wie Bach selbst voll Geheimnis war, ein Rationalist, aber mit mystischen Verließen, hat auch der von ihm ausgedachte Staat irgendeinen unterirdischen Gang zur Wirklichkeit. Österreich hat noch Dialekt, wenn auch im Staat versteckt. Die Gemeinde ist ganz Dialekt. Daher auch das österreichische Gefühl, daß Österreich „nichts geschehen kann"; es ruht auf sicherem Grunde, in der Not zieht es sich in seine Gemeinden zurück. Auch die „Länder" haben Dialekt, freilich schon einen verschämten. Sie sind noch Natur, aber bei getrübtem Bewußtsein. Die Gemeinde ist Natur, nichts als Natur, und

bewußt gewordene Natur. Das „Kronland" ist auch noch Natur, aber die nicht mehr wagt, sich ihrer ganz bewußt zu sein: ein Dunst liegt darauf. Die Gemeinde spricht sich resolut aus, dem „Lande" wird, eben wenn es sich aussprechen will, plötzlich ein Fremdwort souffliert, das es zaghaft nachsagt: dem „Lande" redet plötzlich der Staat drein, in seiner landfremden Sprache. Die Wirklichkeit Österreichs verjüngt sich aus seinen breiten Gemeinden zu den Ländern empor, und wenn sie sich nun noch einmal wieder empor verjüngte, hätten wir einen natürlichen Staat, aber der fehlt, die Wirklichkeit Österreichs bricht auf einmal ab, und an der Spitze wird ihr eine Unwirklichkeit aufgesetzt.

Karl Leuthner: Russischer Volksimperialismus

Die landläufige Vorstellung trug bis zur Revolution und über die Revolution hinaus alle Gefahren, die von Rußland Mitteleuropa drohen, in das Schuldbuch des Zarismus ein. Der russische Ausdehnungsdrang, die Ränke der Balkanpolitik, der wachsende Druck des russischen Militarismus, all das schien aus demselben Quell des Bösen herzufließen, aus dem die politische Unterdrückung des russischen Volks, die Knechtung des freien Geistes in Rußland herkam: es waren die Attribute des nach außen wie nach innen gleich gewaltsamen, tückisch-grausamen Despotismus. Wenn im Innern das Joch des Absolutismus zerbrach, mußte auch die Bedrängnis weichen, die über den Nachbarvölkern Rußlands lag. Die acht Jahre des russischen Verfassungsstaates haben die naiven Irrtümer der konstitutionell-moralischen Weltbetrachtung grausam zerstört. Das Volk selbst in seinen politisch denkenden Schich-

ten ist zum bewußten Träger der Machtideen des russischen Nationalismus geworden, deren Vertreter und Willensvollstrecker bisher der Zarismus gewesen. Mit diesem Hineinwachsen in den Staatsnationalismus vollzog sich zwar an den Russen nur das allgemeine Entwicklungsgesetz, allein es zeitigte hier ein von ähnlichen Entwicklungsvorgängen in Europa insofern verschiedenes Ergebnis, als die geschichtlich gegebene Idee des russischen Nationalstaats eine inhaltlich verschiedene war: nämlich die Idee eines Weltreichs, das aus seiner Vergangenheit und Lage den unausgesetzten Antrieb der Erweiterung empfängt, und eines herrschenden Volkes, das seine Sprache, Einrichtungen, Machtwünsche gebietend über breite Scharen unterworfener Völker ausdehnt, das durch Besiedelung, ökonomische Beziehungen, wirtschaftsgeographische Notwendigkeiten, aber auch durch die idealen Mächte des Gefühls und der Erinnerung mit den weiten Gebieten seiner Untertansvölker verknüpft ist. Weltpolitik, Herrenrecht, Eroberung — von Puschkin bis Dostojewski und Solowiew legen es leuchtend alle Dichterträume dar — sind in das nationale Empfinden unmittelbar eingewoben, der Volksglaube an das dritte Rom hat sie religiös-mystisch vorgebildet. Und keineswegs bedeutet die rasche, alle liberalen, demokratischen, kosmopolitischen Gedankenwiderstände mühelos überwindende Durchdringung des Staatsnationalismus ein unlösbares Rätsel. Er war da, nur durch den Absolutismus bei vielen in seinen Äußerungen gebunden, bevor er sich in politischen Taten kundtun konnte. Er war gegeben in der unwiderstehlichen Phantasiewirkung des unermeßlichen Reichs, der unvergleichlichen Volksgröße, der unausgeschöpften Möglichkeiten der Zukunft. Er wurde gepflegt in einer Literatur, die, indem sie scheinbar alles Bestehende polemisch auflöste, die Geister vielmehr nationalisierte, weil sie sie stets im Bannkreis nationaler

Fragen, Gebrechen, Leiden, Hoffnungen und Ängste festhielt. Er wurde geistig erhöht in einem Gedankenleben, das, im Ursprung der allgemeineren Ideen stets vom Auslande abhängig, diese nun so völlig und eigensinnig in den Kreis des eigenen sozialen Lebens zog, daß jede europäische Idee in der anders gearteten Welt nach ihrem ersten europäischen ein zweites russisches Leben durchlief. Weil sich nirgends sonst alle Kräfte des geistigen Daseins so lange, so verzweifelt, so leidenschaftsvoll gegen die Form des Staates kehrten, war auch nirgends so sehr das gesamte geistige Dasein im Bannkreis des Sozialen und Politischen, des Volks und seiner staatlichen Geschicke. In dem Schicksal eines einzigen Menschen sprechen sich oft die großen Verhältnisse von Volk zu Volk symbolisch aus. Einer der geistigen Begründer der russischen Sozialdemokratie, unter den russischen Anhängern des Marxismus der angesehenste, Plechanow, ist ins Kriegslager übergegangen. Das Schicksal, behauptet er, binde den Arbeiter an die Industrie, und das Gedeihen der russischen Industrie verlange den Sieg. Öffentlich bekanntgegebene Beweggründe tun nichts zur Sache, die holt der tiefere herrschende Trieb aus der Parteigarderobe eines jeden. Plechanow ist nicht in der Lage eines deutschen oder französischen Arbeiters. Die Gebietsgrenze, die Sprachgrenze des großrussischen Volks liegt dem Krieg unerreichbar fern hinter der Reichsgrenze. An der Reichsgrenze verteidigt der Großrusse nicht das Dasein, die Unabhängigkeit, die Unversehrtheit seines Volks, sondern dessen Herrenmacht, über vierzig Millionen Nicht-Großrussen zu gebieten, sie als Material für seine wirtschaftliche und politische Größe zu vernutzen. Unwillkürlich fließt aber in der Seele des Großrussen das natürliche und unentreißbare Recht jedes Volks auf Selbstbehauptung mit dem geschichtlich gewordenen Vorrecht der Zwangsherrschaft über andere Völker und der endlosen Machterweiterung zusammen. Auch der

äußerste Radikalismus wird in Rußland schnell die Lebensnotwendigkeit des freien Zugangs zu den offenen Meeren begreifen. Das Weiträumige liegt ihm von der Anschauung des Tages her in der Seele. Wir Deutschen müssen aber dieser Wahrheit ins Antlitz schauen, denn im politischen Bereiche gibt es für uns keine wichtigere. Nicht der russische Zar allein, dessen Tyrannei wir verabscheut, sondern auch das russische Volk, für dessen Befreiung wir uns begeistert haben, steht mit dem überlieferten Eroberungs- und Unterwerfungswillen an unseren Grenzen. Die wir uns geistig am nächsten geglaubt, sind uns die bereitesten und rührigsten Gegner geworden. Alle Täuschungen, alle leeren Hoffnungen der Versöhnung fallen dahin. Wir müssen uns geistig rüsten, das Schicksal der Nachbarschaft eines erobernden Weltreichs und Weltvolks zu tragen, oder imstande sein, in diesem Kriege das Schicksal zu wenden.

Leopold Ziegler: Der russische Haß

Die Berichte über das russische Betragen in Ostpreußen und Galizien stimmen überall in der Tatsache überein, daß dort über jedes Maß sinnlos zerstört, verbrannt, zerschlagen und vertrampelt wurde, ohne Not, ohne Zweck, beinah aus interesselosem Wohlgefallen oder aus einem verderbten Spieltrieb heraus. Bilder, Spiegel, Statuen, Bücher, Möbel, Porzellane, Gläser, Teppiche werden verhackt, zerfetzt, verstümmelt, zertrümmert, mit Unflat beschmiert. Das Vieh wird absichtlich erst in den Stall getrieben, ehe man diesen in Brand steckt. Die Flammensäulen der Bauernhöfe und Herrenhäuser dienen zu optischen Signalen für den Aufmarsch. Das ist nicht die Erfahrung dieses Feldzuges allein, sondern aller früheren

Kriege. Welches Volk der Erde hätte auch sein heiliges Moskau angezündet.

Aus diesem zerstörerischen Verhalten wäre mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluß zu ziehen, daß dem Russen die Achtung vor dem Gegenstand nicht im Blut liegt, und daß er keine Liebe, keine Ehrfurcht vor dem aus Menschenhand geformten Ding verspürt. Die Glaubwürdigkeit dieses Verdachtes wächst, wenn man die Äußerungen des russischen Geistes zum Vergleich heranzieht. Der Russe scheint ungegenständlich zu empfinden, ungegenständlich zu handeln und zu denken. In tieferer Wendung ist es nicht sowohl der Gegenstand, als die Gegenständlichkeit, die ihm zuwider ist. Es kann in diesem Zusammenhang leider nur angedeutet werden, daß Dostojewski, der begabteste, leidenschaftlichste, reichste und am tiefsten russische Vertreter alles russischen Schrifttums zugleich das ungegenständlichste Genie der europäischen Kulturzone ist. Seine dichterischen Vorstellungen wuchern delirienhaft und katastrophal aus einer übersteigerten Zuständlichkeit heraus. Nirgends könnte man gründlicher als bei ihm die dumpfe und gärende Besessenheit studieren, die ungefähr den äußersten Gegensatz zum sachlichen Ergriffensein, zum Pathos der Gegenständlichkeit darstellt. Sein Mangel an jeder, ich möchte sagen, handwerklichen Gesinnung ist zugleich der Mangel der russischen Seele. Er schreibt die Naturgeschichte dieser Seele, die nicht eigentlich schafft und bildet, deren Innerlichkeit in keinen Objektivationen vollendet herausgestellt wird, sich zu keinen reinen und selbständigen Formen auskristallisiert. Der Mensch Dostojewskis ist maßlos gefährlich und zu jeder Ungeheuerlichkeit, zu jeder Fratze jederzeit bereit, da keine seiner Wallungen, die ihn augenblicklich ins Sieden bringen, von der Erwägung abgekühlt wird, er könne dabei Unersetzliches, Daseiendes, Lebendiges verletzen oder zerstören. Dieser Man-

gel an Gegenständlichkeit schließt offenbar eine feste und unentwegte Richtungnahme, eine klare Bestimmung und Erziehung des Willens aus. Die Natur des Russen ist zu Begeisterungen und Überschwenglichkeiten geneigt, aber es ist dem westlichen Europäer peinlich, wie der schönste Enthusiasmus plötzlich in wilde Orgien, in ruchlos wüste Vertiertheit umschlägt. Die entgegengesetztesten Zustände liegen hier beieinander, ungefähr als ob in den fabelhaften Prunkzimmern eines Palastes ein Viehstall mit Kot und Pfützen stünde. Alles ist hier mit gleicher Wahrscheinlichkeit für möglich zu erachten, das Fromme und das Verworfene, die Entsagung des Büßers und der Lustmord, die Geste eines Weltüberwinders und das niedrigste Verbrechen. Da keiner von sich oder anderen weiß, welche Möglichkeiten seines Wesens in einer gegebenen Lage sozusagen zur Entzündung, zur Explosion gelangen werden, erscheint das Zusammensein der Menschen, ihre Geselligkeit, ihr Gespräch als eine abenteuerliche Reihenfolge von Überraschungen, Tumulten, Überfällen, Krämpfen, Katastrophen, von Verschleierungen und Enthüllungen, in welchen jeweils das Unerwartetste geschieht. Hier ist nichts vorauszusagen, vorherzuahnen, da jeder einzelne so wenig im Gleichgewicht ist, daß man von einem psychologisch greifbaren Charakter, von mehr oder weniger beharrlichen Eigenschaften oder Merkmalen eigentlich gar nicht mehr sprechen kann. Beim Gutsherrn Werßiloff im „Halbwüchsling" und bei Dmitrij Fedorowitsch in den „Brüdern Karamasoff" hat Dostojewski diese Proteusnatur des Russen bis an die Grenze der Erträglichkeit herausgearbeitet. Dieser Werßiloff zum Beispiel ist mit blühendsten Inspirationen einer wahrhaft adeligen Menschlichkeit begnadet, — ich erinnere an seine Vision vom Europäer, die ihn vor Claude Lorrains „Acis und Galathea" überwältigt, — aber wenn er sich gelegentlich zu einer Tat,

zu einem Eingriff in sein eigenes zweideutiges Schicksal aufrafft, so geschieht es mit so unmännlicher Schamlosigkeit und Niedertracht, daß man aus dem Erstaunen nicht herauskommt.

Nicht umsonst ist gerade Dostojewski, dieser Stockrusse, der stärkste Vertreter des psychologischen Romans geworden. Der letzte Schein, als sei das Ich eine greifbare Substanz, eine gegenständliche Wesenheit, ein abgrenzbares und genau zu bestimmendes Dasein und Sosein, wird von ihm unnachsichtlich und fast grausam zerstört. Der Psycholog, der Psychotom zerlegt das Ich und löst es auf in eine Folge von bloßen Zuständen, von „Bewußtheiten", die kaum noch innerlich zusammenhängen. Er verleugnet auch noch den letzten Rest von einer dem Ich substituierten Gegenständlichkeit, deren wir bedürfen, um nicht an uns selbst irre zu werden und in der Wirklichkeit wie im stieren Rausch umherzutaumeln. Wenn Goethe in seinem unvergleichlichen Instinkt für Lebensführung, Lebensförderung, an einer Art von allegorischer Vergegenständlichung des Ich zeitlebens festhielt und sich dazu eines der zartesten Begriffe der griechischen Ethik, der aristotelischen „Entelechie" gerne bediente, wenn er durch diese weise Fiktion sich selbst, jedenfalls aber das deutsche Schrifttum, vielleicht sogar die deutsche Gesittung vor der Anarchie eines zu Ende gedachten, gleichsam zerdachten Psychologismus noch rechtzeitig bewahrte, — so ist es für die ungegenständliche Gesinnung des Russen außerordentlich bezeichnend, daß er diese goethische Rettung verschmäht und das Ich ohne Bedenken preisgibt, in den Abgrund chaotischer Zuständlichkeit und gärenden Urnebels gnadenlos hinabstößt. Das Märchen von dem Mann ohne Schatten erfährt hier eine tragische Neubelebung. Fortan sollen wir nicht sowohl jenen angenehmen Begleiter unsrer Person, sondern diese selbst, unser fest um-

schriebenes, geistig gestaltetes Ichsein, hingeben und uns vor uns selbst zum Spuk verflüssigen, verflüchtigen. Die Menschen Dostojewskis essen und zehren in unheimlicher Besessenheit allenthalben von sich selbst, sie verdauen, wie ein erkrankter Magen, schließlich nur sich selbst. So zieht der Verlust an äußerer Gegenständlichkeit den Verlust einer inneren Gegenständlichkeit, die für uns Deutsche wenigstens unentbehrlich scheint, notwendig nach sich und liefert damit wohl auch den letzten psychologischen Grund, warum Rußland in keiner Hinsicht je zu sättigen, je zu befriedigen ist und auch politisch immer neue Länder, neue Meere zu verschlingen droht.

Dieses negative Verhältnis zur Gegenständlichkeit bedingt den russischen Haß gegen Deutschland, soweit er nicht politischen Ursprungs ist. Denn alle deutsche Kultur des Geistes und des Herzens ist durchdrungen von Andacht vor dem Wert der Gegenständlichkeit, ja, sie ist gar nichts als der stets erneute Ausdruck dieser Andacht. Ob es sich um ein Möbel, ein Stück Kristall, ein Prunkgerät, ein Buch, eine Blume oder um die sinnbildlichen Vorstellungen unseres Bewußtseins von der Welt, um unsere „Wahrheit" handle. Diese Art von Gegenständlichkeit mißachten, heißt Deutschland mißachten. Und diese tiefe Unlust, dieser Haß, obwohl gleichfalls von der Sache abgeleitet, ist noch fester verankert als der englische Haß. Er ist ein Todhaß und schlechterdings hoffnungslos. Ihm bleibt das letzte Wort, weil er in uns nur den nationalen Träger eines unsterblichen Weltgesetzes trifft. Ich meine das alte Weltgesetz, die Weltidee vom Demiurgen, vom werkmeisterlichen Gott der griechischen Legende, der im Bilden seiner väterlichen Hände den Dingen ihre große Ordnung schafft. Dieser wohltätige Gott wohnt in den Steppen und Wüsten des Ostens nicht. Statt seiner aber der furchtbare Wij des kleinrussischen Gespenstermärchens; in einen Mantel



Lucia Dora Frost,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Preußische Prägung“



Arthur Holitscher,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„In England — Ostpreußen — Südösterreich“



Norbert Jacques,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Die Flüchtlinge“



Karl Leuthner,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Russischer Volksimperialismus“



Emil Ludwig,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Die Fahrten der Emden und der Ayesha“



Thomas Mann,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Friedrich und die große Koalition“



Franz Oppenheimer,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Welt- und Nationalwirtschaft“



Rudolf Requadt,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Aus den Kämpfen um Lüttich“

von schwarzer Erde gehüllt, mit Wimpern, die bis zu seinen Füßen reichen und mit einem Angesicht aus Eisen. Wer ihm in die Augen sah, der mußte sterben.

Leopold von Wiese: Englands Herrschaft in Indien

Es mag richtig sein, wenn die Engländer sagen, daß bei der großen Mehrheit der Inder die Überzeugung obwalte, eine Auflösung der britischen Herrschaft werde die Jahrhunderte lang andauernde Unordnung der Vergangenheit zurückführen, während das Riesengebiet des Reichs jetzt zu einem einheitlichen Gebilde zusammengeschlossen sei, wie es nicht einmal die Mogulen erreicht hätten. Vor einer russischen oder japanischen Herrschaft empfindet man sicherlich die größte Abneigung. Von Deutschland weiß man in Indien zu wenig, als daß man sein Regiment herbeizusehnen bereit sein könnte. Deutsche Siege üben sicherlich auch allmählich einige Rückwirkung auf Indien aus. Auch hat Wilhelm Dibelius durchaus recht, wenn er sagt: „Indien ist unruhig, daran kann kein Zweifel sein." Die kühnen Taten der „Emden", das schwächliche Verhalten der Engländer in Tanga, die Erklärung des heiligen Kriegs, das Vordringen der Japaner, die Internierung unserer Landsleute, schließlich die Ereignisse auf dem europäischen Kriegstheater, auf dem ja zahlreiche Inder eine unglückliche Rolle mitzuspielen berufen sind, werden sicherlich in allerdings verzerrter und phantastischer Form trotz aller Pressezensur und Vertuschung durch die Engländer in den unruhigen Basaren besprochen. Auch mag es nicht überflüssig sein, an die Nachrichtenmethode im Jahre 1900 während des Burenkrieges zu erinnern, wo (wie mir der frühere deutsche

Konsul in Kalkutta, Herr Schmidt-Ernsthausen, erzählte) an jedem fünfzigsten oder hundertsten Baume auf der großen Heerstraße von Peschawar nach Kalkutta in der regelmäßigen Höhe von ungefähr sechs Fuß vom Erdboden ein Klumpen Kuhdünger, aus dessen Mitte starkes Viehhaar wie ein Pinsel hervortrat, auffällig angebracht war. Es war dies das Zeichen der Vorbereitung und der Warnung für die Eingeborenen, daß der Aufstand im Anzuge wäre.

Schreckhafte Gemüter mag auch die Erinnerung an den Aufstand von 1857 aufs neue befallen. Sie denken vielleicht daran, daß damals nicht nur mit Waffen gekämpft, sondern auch mancher Brite heimlich von Leuten aus seiner eigenen großen Dienerschaft durch Gift beseitigt wurde. Aber in den letzten fast sechzig Jahren sind doch auch manche Fortschritte in der Annäherung der beiden Rassen trotz aller unleugbaren Schwierigkeiten im einzelnen erzielt worden.

Um die Summe zu ziehen: Die Schwierigkeiten der englischen Herrschaft wachsen in sachlicher Hinsicht beständig und drängen zu einer größeren Unabhängigkeit der indischen Regierung von London, sowie zu einer stärkeren Dezentralisation der Verwaltung in Indien selbst. Jedoch ist eine allgemeine Revolution und eine Auflösung der britischen Herrschaft in Indien, wenn nicht tiefgehende, allgemeine Umwälzungen im übrigen Asien vor sich gehen und von außen den Umsturz nach Indien hineintragen, äußerst unwahrscheinlich. Die gelegentlichen Meutereien und Attentate reichen nicht hin, um der Mehrheit der indischen Völker die Überzeugung zu rauben, daß jedes andere Regiment für sie noch verhängnisvoller wäre als die jetzige britische Herrschaft.

Aber eine andere Frage richtet sich vor uns auf. Liegt es nicht unter den gegenwärtigen Umständen in unserem d e u t s c h e n Interesse, nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß Großbri-

tannien eben von außen her Schwierigkeiten in Vorderindien bereitet und künstlich ein Umsturz vorbereitet wird, der ohne solche Einwirkung in Indien nicht eintritt? Wer darauf eine Antwort sucht, muß den engen Boden dieser Untersuchung verlassen und auf das stürmische Meer der verwickeltsten weltpolitischen Probleme hinaussegeln; zum mindesten müßte zunächst die Stellung Britisch-Indiens in der äußeren Politik dargelegt werden.

Das eine darf aber vielleicht hier noch andeutungsweise gesagt werden: Die Lage unseres Reiches, das von allen Seiten durch eine Überzahl von erbittertsten Feinden angegriffen wurde, ist so schwierig und erfordert von uns so große Opfer und Siege, daß eine Situation denkbar ist, in der hinter der Rücksicht auf unmittelbare nationale Selbstbehauptung jede andere Rücksicht auf zukünftige Verwicklungen zurücktreten muß. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, daß sich eine internationale, militärisch-politische Konstellation ergeben wird, in der es wirklich in unserem deutschen Interesse liegen könnte, gerade Britisch-Indien von Großbritannien loszureißen. So sehr vom deutschen Standpunkte eine Abschwächung der britischen Welt- und Seeherrschaft wünschenswert wäre, so sollten doch die Möglichkeiten einer solchen Zerschlagung des englischen Imperialismus auf anderem, aussichtsreicherem Gebiete, nämlich in der Internationalisierung der strategischen Punkte des Weltverkehrs, in der Vereitelung der englischen Pläne in Afrika und Hinterindien, schließlich in der Verselbständigung Kanadas, Australiens und Südafrikas gesucht werden. Dagegen würden die ungünstigen Folgen einer Erschütterung der britischen Herrschaft in Vorderindien auch für Deutschland auf die Dauer die augenblicklichen Erleichterungen, die sie vielleicht für unser Reich mit sich brächte, stark überwiegen. In Vorderindien sollte

das Deutsche Reich möglichst nur Erleichterungen seiner Handelsbeziehungen zu erreichen suchen. Anders als etwa dem benachbarten Ceylon und der malaiischen Halbinsel gegenüber wäre es aber verfehlt, hier, womöglich mit japanischer Hilfe, eine Umwälzung der jetzigen Herrschaftsverhältnisse anzustreben oder auf einen allgemeinen Aufstand der Inder Hoffnungen zu setzen. Eine schnellere Herbeiführung eines vorteilhaften Friedens, der dadurch vielleicht erreicht würde, wäre schließlich mit einer endlosen Kette dauernder Gefahren zu bezahlen.

Theodor Fontane: Parallelen

Es gibt Leute, die alles Räsonnement über den Charakter eines Volkes, geschweige ein Parallelenziehen zwischen dem einen und dem andern, eine müßige Beschäftigung nennen und einem versichern, daß man von Glück sagen könne, in Darlegung solcher Ansichten nicht jedesmal die Kehrseite der Wahrheit zu seinem Glaubensbekenntnis gemacht zu haben. Ich gebe das teilweis zu; aber es hat mir jederzeit auch fern gelegen, dem Leser Weisheit predigen oder ihm tiefste Anschauungen und Aufschlüsse geben zu wollen. Die immer nur beziehungs- und bedingungsweise Richtigkeit alles dessen, womit ich meine Briefe vielleicht mehr erweitert als bereichert habe, ist von Anfang an niemandem einleuchtender gewesen als mir selbst, und dem eigentlichsten Zweck dieser Zeilen: zu unterhalten und anzuregen, hat immer nur das Verlangen eines unumwundenen, mir selber Bedürfnis gewordenen Bekenntnisses zur Seite gestanden, aus dem — teils im Zusammenklang, teils im Widerstreit mit anderen Meinungen — sich eine Wahrheit entwickeln möchte.

So schreite ich denn heut zu Parallelen zwischen deutschem und englischem Wesen, unbekümmert um die Müßigkeit oder Gewagtheit des Vorhabens, und benutze diese meine letzten Tage auf Londoner Grund und Boden zum Niederschreiben von Vergleichungen, wie sie sich meinem Auge und Urteil im Laufe eines halbjährigen Aufenthaltes aufgedrängt haben.

England und Deutschland verhalten sich zueinander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein. Im Gegensatz zu den *Dingen*, die — von der Tubularbrücke an bis nieder zur winzigsten Stecknadel — in keinem Lande der Welt eine ähnliche, auf den Kern gerichtete Gediegenheit aufweisen wie in England, entscheidet unter den *Menschen* die Form, die alleräußerlichste Verpackung. Du brauchst kein Gentleman zu sein, du mußt nur die Mittel haben, als solcher zu erscheinen, und du bist es. Du brauchst nicht recht zu haben, du mußt nur innerhalb der Formen des Rechtes dich befinden, und du hast recht. Du brauchst kein Gelehrter zu sein, du mußt nur Lust und Talent haben, durch Mäzenatentum oder Mitgliedschaft wissenschaftlicher Vereine, durch Aufstöberung und Edierung alter, längstvergessener Schwarten, vielleicht auch durch Benutzung vertraulicher Mitteilungen die Rolle des Gelehrten zu spielen, und du bist ein Gelehrter. Überall Schein. Nirgends ist dem Scharlatanunwesen so Tür und Tor geöffnet, wie auf dieser britischen Insel, nirgends verfährt man kritikloser, und nirgends ist man geneigter, dem bloßen Glanz und Schimmer eines Namens sich blindlings zu überliefern.

Der Deutsche lebt, um zu leben, der Engländer lebt, um zu repräsentieren. In Deutschland lebt man glücklich, wenn man behaglich lebt, in England, wenn man beneidet wird. Der Deutsche lebt um seinetwegen, der Engländer – versteht sich in egoistischem Sinne – um anderer willen. Er will ihnen

nichts geben, aber er will empfangen: Lob, Ehre, Bewunderung. Der Engländer repräsentiert immer, ich glaube auch wenn er allein ist. Er weiß: Übung macht den Meister, und man hat in der Öffentlichkeit nur das, was man im geheimen übt. Man spricht von englischem Komfort, und mit Recht; aber man darf das Wort nicht falsch übersetzen. Der Engländer hat tausend Bequemlichkeiten, aber er hat keine Bequemlichkeit. Er hat die weichsten Teppiche, die besten Polster, die schärfsten Rasiermesser; sein Toilettentisch ist ein Basar, eine Ausstellung im kleinen; er hat Regenschirme, die man in die Tasche stecken kann, und Sackpaletots, die dem Komfort auf Kosten der Schönheit huldigen, er hat das alles, und dennoch – keine Bequemlichkeit. Woher das? Der Engländer lebt wie ein Fürst, zum mindesten wie ein Minister: an die Stelle der Bequemlichkeit tritt der Ehrgeiz. Er ist immer bereit, zu empfangen, Audienz zu erteilen, den Wirt des Hauses, den Vertreter einer Firma, eines Amtes, eines Namens zu machen; er wechselt dreimal des Tages seinen Anzug; er beobachtet bei Tisch – im Sitting- und im Drawingroom – bestimmt vorgeschriebene Anstandsgesetze, er ist ein feiner Mann, eine Erscheinung, die uns imponiert, ein Lehrer, bei dem wir nolens volens in die Schule gehen, er ist alles mögliche Gute und Große, aber er ist langweilig, und mitten in unser Staunen hinein mischt sich eine unendliche Sehnsucht zurück nach unserem kleinbürgerlichen Deutschland, wo man so gar nicht zu repräsentieren, aber so prächtig, so bequem und gemütlich zu leben versteht.

Ich deutete wohl schon anderen Orts darauf hin, wie das Repräsentationsgelüst den Engländer mit der Macht einer fixen Idee beherrscht. Dies Gelüst erzeugt natürlich auch eine besondere Begabung, und der allerunbedeutendste Engländer hat mehr Form, Haltung und Rednertalent, als ein ganzes

Kollegium deutscher Stadträte zusammengenommen. Ich wohnte mit einem jungen Walliser zusammen, einem Menschen von gewöhnlicher Bildung und mäßigen Naturanlagen. Als aber sein Geburtstag herankam und wir ihn mit einer lustigen Festlichkeit überraschten, verbeugte er sich gegen uns ohne einen Anflug von Verlegenheit und hielt eine Ansprache, die mich durch ihre Feinheit und Abrundung in Erstaunen setzte. In Deutschland hätten wir unter einer gewissen gemütlichen Gesichterschneiderei jedem einzelnen die Hand gedrückt und hinterher erklärt, vor Rührung nicht sprechen zu können. Ob diese repräsentativen Gaben der englischen Nation die Ursache oder die Folge jener großen Repräsentation sind, die an der Spitze des Landes steht, dürfte schwer zu entscheiden sein. Ich glaube, daß eine Wechselwirkung stattfindet und daß in demselben Maße, wie jenes Repräsentationsbedürfnis einst die Parlamente schuf, diese hinwiederum das Bedürfnis und die Begabung zu jener Höhe gesteigert haben, auf der wir sie jetzt erblicken.

Das deutsche Leben hat etwas von einem Gymnasium, das englische von einem Kadettenhaus. Wie Mannigfaltigkeit und Uniformität stehen sie einander gegenüber. Man trete in eine Gymnasialklasse — welche Buntheit! Neben dem Sohn des Edelmannes, der beim Direktor eine hohe Pension bezahlt und mit Sporen in die Klasse kommt, sitzt der Sohn des Dorfschulzen, der eine Bodenkammer bewohnt und allsonnabendlich eine Kiste voll Viktualien als Nahrung für sich und als Miete für seine Wirtin erhält. Er trägt einen langen blauen Rock und einen Einsegnungshut. Er hat kein Silber in der Tasche, geschweige einen Goldstreifen um die Mütze wie sein adliger Nachbar, der Rappe schnupft und den Lehrer verachtet, der noch bei Nessing und Karotten steht. Aber das Bauernkind darf seine Armut leichten Sinnes tragen, denn

es ist klug und fleißig und gescheit und überholt den noblen Pensionär, der auf einer der letzten Bänke Damenbrett und Sechsundsechzig spielt. Die Fadenscheinigkeit des Rocks gilt bei uns noch als Nebensache, und wer was kann und weiß, der ist der erste. Die Gaben des Geistes rangieren vor den Gaben der Geburt.

In dem Kadettenhaus England ist es anders. Eine aristokratische Haltung zieht sich durch das Ganze. Das Äußere tritt sofort in sein Recht, um nicht zu sagen in den Vordergrund. Die Gleichheit in Erscheinung und Lebensweise ist frappant. Die Taillen sind gleich lang, die Krawatten gleich steif; der Scheitel sitzt auf jedem Kopf an derselben Stelle, und die Gleichartigkeit des Anstands macht es schwer, zwischen hoch und niedrig zu unterscheiden. Die Eßzimmer, die Speisen selbst bieten eine überraschende Ähnlichkeit, und die erste und letzte Klasse, gleich steif bei Tische sitzend, handhaben Messer und Gabel in derselben vorschriftsmäßig gentilen Weise. Die Wissenschaften werden gepflegt, und die Auszeichnung innerhalb ihrer wird belobt, aber die adlige Haltung der Schule bringt es mit sich, daß ein Howard, ein Mowbray, ein Sutherland die ersten Plätze einnehmen, auch wenn sie nichts haben als ihren Namen und Titel, — und der Glanz hinwiederum, nach dem das Ganze strebt, macht den Reichtum zum Nebenbuhler des Geburtsadels, und beide — wie verfeindet untereinander — zu Siegern über den Geist.

Mit kurzen Worten: England ist aristokratisch, Deutschland demokratisch. Wir sprechen tagaus tagein von englischer Freiheit und sehnen uns nach einer Habeas corpus-Akte und einem Parlament, das mehr hat als das bloße Recht zu reden. Aber unsere Demokraten, zumal solche, die England je mit Augen gesehen, wissen sehr wohl, was sie tun, wenn sie den ganzen englischen „Plunder" (wie sie sich auszudrücken lieben)

bekämpfen oder bespötteln. Es gibt kein Land, das — seiner bürgerlichen Freiheiten ungeachtet — der Demokratie so fern stünde wie England und begieriger wäre, teils um die Gunst des Adels zu buhlen, teils den Glanz und Schimmer desselben zu kopieren. Daher die stereotypen Formen des englischen Lebens: der Kleine wetteifert mit dem Großen, der Arme mit dem Reichen, und innerhalb dieses Wettkampfes zieht der Niedrigstehende doch wiederum den Hut vor dem Lord, dessen Gig an dem seinen vorüberjagt, und betrachtet das Kindeskind eines Baronets oder Members of Parliament als einen Gegenstand seiner besonderen Rücksicht und Devotion. Es ist charakteristisch, was Thackeray — ein Schriftsteller, von dem man mit gutem Gewissen behaupten kann: „jeder Zoll ein Engländer" — über dies bis zur Widerwärtigkeit sich steigernde Gebaren sagt. In seinem berühmten Romane „Vanity Fair", in dem er wie kein zweiter (am wenigsten Boz-Dickens) das Londoner Leben vor dem Auge des Lesers erschließt, äußert er sich wie folgt: „Es war am 15. Juni 1815; die Engländer in Brüssel, Napoleon vor den Toren; drei Tage später fielen die Würfel bei Waterloo. Die Herzogin von Richmond gab einen Ball. Der Zudrang nach Billetten, das Intrigieren und das Betteln darum erreichte eine Höhe, wie sie nur der begreifen kann, der die Sucht des Engländers, Zutritt in die Kreise der Großen und Vornehmen seines Volkes zu gewinnen, jemals mit Augen gesehen hat, und ich wage die Behauptung, daß die Frage ‚ob eingeladen oder nicht' ganze Kreise unserer Landsleute damals lebhafter beschäftigte als die Möglichkeit von Sieg oder Niederlage."

Soweit Thackeray. Und Deutschland? Wir haben Bevormundung und Polizei, und der „beschränkte Untertanenverstand" bildet immer noch die Basis von allerhand Gut- und Schlechtgemeintem; wir werden klein genommen und sind's

in unserer Jagd nach Titel und Orden, wir sind zu Hunderttausenden noch die Philister und Krähwinkler der Weltgeschichte und stehen doch da als die Träger und Apostel einer echten Demokratie. Das Wort von der Freiheit und Gleichheit ist nirgends weniger eine Phrase als bei uns. Wir haben keine politische Demokratie, aber eine soziale. Wir haben Klassen, aber keinen englisch-chinesischen Kastengeist; wir haben Schranken, aber keine Kluft. Wir haben — Ausnahmen bestätigen die Regel — ein Nebeneinandergehen der verschiedenen Stände, von dem man in England keine Ahnung hat, und wenn es dort dem Reichtum, dem Amt und der Berühmtheit, also wiederum einer Art von Adel, gelingt, sich neben dem Vorzug der Geburt zur Geltung zu bringen, so ist es bei uns das Allgemeingut der Bildung, das ein unsichtbares Band zwischen den Ständen webt und uns die Zutrittskarten schreibt, die niemand zurückzuweisen wagt.

Und um fortzufahren: Englands Kraft besteht in der anspruchsvollen Schätzung seiner selbst, Deutschlands Größe in der bescheidenen Würdigung alles Fremden. England ist selbstsüchtig bis zur Begriffsverwirrung, Deutschland gerecht bis zur eigenen Preisgebung.

Und nun zum Schluß: England ist praktisch, Deutschland ideal. Wunderbarer Widerspruch! Dasselbe Volk, das den Schein über die Wahrheit setzt, das Millionen im Götzendienst der Eitelkeit und hohler Repräsentation verprunkt, das Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um beim Herzog von Wellington vorfahren und dem alten Herrn einen Kratzfuß machen zu können — dasselbe Volk ist praktisch vom Wirbel bis zur Zeh, von der Magna Charta an bis zur neupatentierten Häckselade, und erobert die Welt, nicht — wie sonst wohl Eroberer — aus Ruhm- und Tatendurst, sondern um unterm Zusammenströmen aller Schätze daheim einen praktischen Nutzen

und einen komfortablen Platz am Kamin zu haben. Und wir?! Dasselbe Volk, das die Wahrheit liebt und dem Wesen der Dinge nachforscht, es verliert im Suchen nach dem Wirklichsten die Wirklichkeit unter den Händen und wird zum Träumer, dem das Leben in seiner Welt über die Welt da draußen geht.

Sei's drum! und spotten wir seiner nicht; sprechen wir vielmehr mit jenem liebenswürdigen Landsmann, dessen Haus mir allabendlich offen steht und dessen Seele ferngeblieben ist dem Engländertum so vieler seiner Freunde und Bekannten: yes, England, that's the first country of the world, — but Germany still a little before it.

Zur Gestaltung des Friedens

Alfred Weber: Zukünftiges

16. Februar.

Wie der ganze Krieg in der heutigen Form nur entstehen konnte, weil wir nicht zwischen Rußland und England zu wählen verstanden hatten, sondern in jener unerhört anständigen aber blinden Art des Gradaussehens uns beide gleichzeitig zu Feinden machten, so wird uns irgendeine Art „Wahl" zwischen Rußland und England auch für die Zukunft nicht erspart bleiben. Es ist unwahrscheinlich, daß wir so weit kommen, mit beiden so fertig zu werden, daß wir ihnen unsern Willen diktieren können — sehr, sehr unwahrscheinlich. Wir müssen in jedem Fall an ihre Lebensbedingungen denken, und uns bei Überlegung unserer Lebensbedingungen und Aufgaben fragen, was wir ihnen und was wir ihnen nicht konzedieren können. Beim Friedensschluß können wir ja nicht ganz blind handeln, sondern müssen abwägen und wissen, welche Anlehnung und welche Gegensätze wir künftig wollen. Und sobald man sich die Frage so stellt, so sieht man, daß man sie heute einfach noch nicht entscheiden kann. Denn eben einfach, wie wir siegen und wo wir siegen, wird ganz wesentlich mit entscheiden, was wir künftig hinnehmen müssen und was nicht, und welche Ziele samt möglichen Anlehnungen wir künftig praktisch ins Auge fassen können.

Dahinter muß zweifellos ein allgemeines Gefühl unserer weltpolitischen Aufgabe liegen und die würde ungefähr besagen, daß wir gegenüber Rußland nur sehen müssen, daß

es uns nicht stört und bedrückt, während wir gegenüber England die Aufgabe haben, die angelsächsische Gesamtverzerrung der Welt aufzulösen und damit unsere und aller andern Völker besondere Entwickelung zu wollen. Das ist im Grunde der tiefere Gegensatz — Rußland mag einmal nach uns kommen — vielleicht? England aber ist vor uns und gegen uns. Aber doch kann man daraus gar, gar nichts unmittelbar für unseren nächsten Friedensschluß folgern. Möglich, daß wir ihn gewissermaßen mit Rußland gegen England machen können, möglich auch umgekehrt. Das letztere wäre ja sogar das Bessere, wenn England schon so weit herabgedrückt wäre, daß unsere Aufgabe ihm gegenüber gelöst wäre.

25. Februar 1915.

Wir werden einen großen Kampf führen müssen nach dem Krieg und erst sein Ausgang wird unser Schicksal ganz bestimmen, denn er wird erst die Plattform schaffen, auf der wir eine andere europäische Situation herbeiführen können. Und nur von der demokratischen kann man innerlich verbindend, das heißt das äußere Organisatorische in ein inneres allgemeines geistiges Wollen hineinreichend aufbauen. Und nur so werden auch unsere geistigen Kräfte gelöst und in der Politik zur Entfaltung gebracht werden.

Einer der ärgsten Fehler der letzten Zeit war, daß man sich innerlich nicht genug mit Politik abgegeben hat.

Denn es ist furchtbar, in welchem Maße man erlebt, daß ja auch dieser Krieg in fast jedem seiner Akte in ganz anderem Sinn noch als es Clausewitz gemeint hat — fortgesetzte Politik ist. Und es muß so sein, weil er eben militärisch allein nicht zum Austrag gebracht werden kann. Die Rivalität zwischen der russischen und europäischen Welt halte ich allerdings auch, wie Scheler, für eine der Fundamentaltat-

sachen der zukünftigen Geschichte. Aber gerade darum ist uns diese Welt innerlich nicht gefährlich, weil sie etwas ganz anderes darstellt als wir — während die englisch-amerikanische Welt eine bestimmte Ausprägung unseres Wesens ist, die — als Generalisation auf uns und die europäische Kolonialwelt definitiv übertragen — eine trostlose Verzerrung und Entwertung derselben darstellen würde: die eigentliche große Kulturgefahr, von der die europäische Welt in sich heute bedroht ist: „Anglisierung!" Erst muß diese Gefahr abgewendet werden und wir das nötige Gewicht, womöglich die Führung in der europäischen Welt haben — dann kann die Rivalität mit der russischen zum Austrag gebracht werden — bis dahin müssen wir irgendwie die äußeren Kräfte des Russentums paralysieren und uns äußerlich mit ihm vertragen, sonst werden wir nie zur Entfaltung unserer eigentlichen Weltaufgabe gelangen.

Dabei ist dann das Eigentümliche für mich wenigstens noch, daß in der Weiträumigkeit und Uneingeengtheit der slawischen Seele etwas liegt, was immer wieder das allerdings wohl trügerische Gefühl eines Sichverstehenkönnens hervorbringt; es ist gewissermaßen so viel verschiedenes Unverbundenes darin, daß man mit einem Teil davon sich ganz und gar versteht, während das Fremde gar nicht gleichzeitig in die Erscheinung tritt. — Beim Engländer aber ist doch alles um ein ganz bestimmtes Zentrum gruppiert, und die Art der Gruppierung ist so, daß dies Zentrum, das uns sonst ganz verwandt ist, eben dadurch sich in ein im ganzen hoffnungslos Fremdes verwandelt.

Zu Troeltsch: 18. März 1915.

Ich glaube, Leute, die noch streng gebunden protestantisch fühlen, können in den eigentlichen tiefsten Gegensatz gegen

England nicht hinein — sie fühlen nicht die Verfälschung unseres Wesens, die uns durch die kapitalistische Anglisierung (Puritanismus) von dorther droht; sie nehmen daher England und Angelsachsentum gefühlsmäßig unbewußt als die gottgesetzte protestantische Weltregierung, und von da aus stellen sie sich selbstverständlich an die zweite Stelle. Man muß das Furchtbare der inneren englischen Gefahr ganz durcherlebt haben, die deutsche Mittelstellung zwischen Protestantismus und Katholizismus (wir haben ja doch als einziges Volk der Erde beides in uns) oder richtiger das Nichteingehen des religiösen Deutschtums in diese oder jene Form ganz ergriffen haben, um das Rangbewußtsein gegen England und damit den Begriff der deutschen Stellung in der Welt überhaupt erst zu gewinnen. Wir sind das einzige aller alten Völker, das hier wie in allen anderen Dingen in keine der vorhandenen Schablonen paßt; so wenig wie die Antithese „katholisch-protestantisch" paßt die landläufige autokratisch-demokratisch auf uns, und so alle anderen. Das ist kein Zufall, sondern inneres Wesen, Selbstheit und noch nicht vorhandener Ausdruck für sie. Ein solches Volk, in dem die Welt heute, die autokratische wie die demokratische, die protestantische wie die atheistische, wie die griechisch-orthodoxe irgend etwas unheimlich Neues bekämpft — (wie in anderem Rahmen einst das von den Juden ausgegangene Christentum) hat eine Weltmission! Und ob es eine hat! Die geistigste, die sich denken läßt.

Alles kommt darauf an, den politischen Rahmen zu finden und zu erkämpfen, in dem wir sie entfalten können.

Ich halte den regulären politischen Imperialismus, ganz abgesehen von seiner realen Unerfüllbarkeit, da für denkbar ungeeignet; — denn so wie er ist, das hebt Troeltsch sehr gut hervor, ist er die größte Veräußerlichung, das stärkste Ausströmen der Kräfte ins Breite, aber in geistig ungefüllte Rah-

men. Wir müssen auch da ausgehen von der realen Unterlage unserer Stellung — Eigenes schaffen, was weder Imperialismus noch nationale Einschachtelung bedeutet.

Wir werden das schaffen, wenn wir an die Besonderheit unserer Stellung in Europa anknüpfen, die von uns verlangt, daß wir uns zunächst kontinental in irgendeiner Weise sichern, um dann mit ungebundenen Händen in die Welt hinaus wirken zu können. In dieser Lage, sich zunächst kontinental zu sichern, ist wiederum außer uns kein großes Volk: sie alle, einschließlich Frankreich, das nur seine Ostgrenze verteidigen muß, haben weitgehende Sicherung der Eigenbasis der nationalen Existenz und können daher ohne weiteres frei darüber hinaus ins Große wirken — das heißt Imperialismus treiben.

Das können wir nie und nimmer, weil wir zunächst uns selbst nach allen Seiten schützen müssen. Das heißt: Wir müssen auf die reine Machtpolitik im Wortsinn verzichten, solange wir nicht Führer einer unzerbrechlichen, uns nach allen Seiten deckenden Staatenkoalition in Europa sind — das wird noch lange dauern, vielleicht gewinnen wir sie nie. So lange aber können wir nur Führer und Helfer der Unverschluckten in der Welt sein — und Befreier der Verschluckten; — gewisse afrikanische Kolonien, an denen auch wir teilhaben können, ausgenommen. Unsere äußere Situation führt uns da auf dasselbe wie unsere innere Eigentümlichkeit: aufs Geistige. Führer- und Helferschaft draußen in der Welt und in Europa, so daß wir hier — in Europa — auch andere um uns herum gruppieren. Dies ist das einheitliche große geistige Prinzip, in dem wir politisch leben müssen. Wobei wir natürlich jedes Stück breit freien Boden, den wir für Besiedelung bekommen könnten, auch draußen nehmen würden; aber immer nur, wenn das uns nicht mit unseren großen Freunden draußen, die wir führen müssen, verfeindet. Die



Paul Schlenther,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Zwischen Lindau und Memel“



Karl Scheffler,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Deutsche Kunst“



Alfred Weber,
Schriften zur Zeitgeschichte:
Gedanken zur deutschen Sendung



Leopold Ziegler,
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Der deutsche Mensch“



Peter Altenberg,
der Verfasser von
„Fechsung“



Hermann Bahr,
der Verfasser von
„Der muntere Seifensieder“



Raoul Auernheimer,
der Verfasser von
„Die verbündeten Mächte“



Herman Bang,
der Verfasser von
„Sommerfreuden“

größten sind die Mohammedaner — wir dürfen mohammedanische Siedelungskolonien (Marokko, Stücke von Kleinasien) nur nehmen, wenn wir es im Einverständnis mit dem Sultan können. Daß wir etwas mehr Boden für uns bekommen, das ist natürlich, von allem andern abgesehen, ein großes Problem. Aber dafür soll sich eimmal erst der Meister finden, der es löst. Ich weiß vorerst nur soviel, daß der Idee der bloßen Siedelungsausdehnung, solange nicht irgendein realisierbarer Gedanke dafür geboten wird, der sich mit den übrigen Linien unserer Entwicklung verträgt, nicht unsere ganze politische und geistige Existenz, unsere große Aufgabe in der Welt geopfert werden darf.

Von da gibt es noch ganz verschiedene Stellungen zum Kriegsziel. Denn es ist sehr die Frage, wie weit wir schon mit diesem Krieg in die Position einrücken, in die wir gehören. Aber allerdings: ein Frieden auf dem Status quo ante wäre gleich einer Niederlage, die Koalition gegen uns würde nur Zeit gewinnen sich zu stärken, und wir hätten nur in Belgien einen unerbittlichen Gegner, der sich mit Hilfe der andern bis an die Zähne gegen uns bewaffnen würde. Wir stünden also schlechter da als vorher. Wir müssen es soweit bringen, daß wir irgendeine militärische Position in Belgien behalten können — und Separatfrieden mit Rußland, was die eine Koalition gegen uns gleichzeitig zersprengen würde. Ob das in absehbarer Zeit gelingen wird? Es wäre ein ungeheurer Sieg.

Artur Bonus: Der Krieg und die neue Frömmigkeit

Ist denn Liebe und Friede überhaupt eine Grundkraft, auf die man das Leben bauen kann? Ist sie denn nicht erst sozu-

sagen eine Folgekraft? Etwas, das aus einem reichen starken Leben — das doch erst errungen sein muß — überfließt? Ein Zeichen der gewonnenen Höhe?

Solange der Mensch jung ist, lebt er von dem, was die von seinen Eltern eroberte Kraft auf ihn überfließen läßt. Er lebt auf Kosten der Eltern, rein aneignend. Der wichtigste Augenblick in seinem Leben ist das Ichwerden, die Losreißung zu einem eigenen Stück Leben, das auf sich selbst vertraut und sich selbstverantwortlich fühlt. Dies ist der Augenblick, in dem er eigentlich erst wird. Es braucht übrigens kein Augenblick im Wortsinn zu sein, kann eine lange Entwicklung sein. Aber es ist die, die er selbst ist, während er vorher und seitlich dieser Entwicklung noch nicht er selbst, sondern ein Stück seiner Eltern ist. Die Kraft, die ihn in dieser Entwicklung treibt, die sein Ich bildet, ist sie wirklich Liebe zu nennen? Sie braucht gewiß nicht lieblos zu sein, aber sie ist etwas innerlich anderes als Liebe, etwas gegen Liebe und Haß Gleichgültiges, etwas, das durch Liebe gemildert, ja geleitet sein kann, doch nicht Liebe ist. So wenig, daß es von Natur wegen vielmehr eher mit Haß zusammen geht. Wenn auch nicht gegen die Eltern, so um so mehr gegen die andern. Doch pflegt selbst gegen die Eltern in der kritischsten Zeit eine Entfremdung einzutreten. Diese Entwicklung pflegt auch den liebenswürdigsten Menschen eine kürzere oder längere Zeit hindurch einsam zu machen. Er fühlt sich unverstanden, und da er den inneren Schwerpunkt noch nicht gefunden hat, umhergeworfen zwischen Selbstverachtung und Selbstüberhöhung. Selbstverachtung aus Ungeduld darüber, daß er noch kein eigentliches Selbst wurde, Selbstüberhöhung, indem er lebendig fühlt, daß er etwas schlechthin Einziges ist, zu einem Weltmittelpunkt bestimmt, mit dem Recht und beinahe der Pflicht, die Welt auf sich zu beziehen und von sich aus zu sehen.

Dies ist gewiß nicht Liebe und fällt sogar oft recht unliebenswürdig aus.

Es wird auch nicht Liebe, wenn es religiös wird. Wo diese Entwicklung so tief und stark erlebt wird, daß das Erleben bis in den Weltgrund hinuntergreift, um sich mit ihm zu verbinden oder besser, sich als aus ihm aufgestiegen zu erfassen; wo also ein Mensch diese Entwicklung als etwas Heiliges — sein Heiligtum — erlebt, kurz, wo dieses Selbsterfassen zugleich ein Gottergreifen wird, da ist es das, was man „Glaube" nennt, dieses mit der inneren Weltkraft gegen alle übrige Welt Sichalleinstellen, nicht Liebe.

Erst nun, wo die Entwicklung Erfolg gewinnt, das Herz fest wird und zu einem Organ allerlei innerlichen Reichtums wird, beginnt ein inneres Zufriedenwerden und Überströmen, beginnt — und zwar je kräftiger jenes Glauben oder Sichselbsterfassen ist, desto überschwenglicher — dieses Schenken von Glück und Sonne, das man Liebe nennt. Bis daß der Mensch, der ein Ich wurde und damit eine selbständige Ausgestaltung des Weltwillens, ein innerlich freier Herr aller Dinge, königlicher Art, keinen größeren und höheren Stolz mehr kennt als Dienen und Fördern. In dem Bewußtsein, daß alle Dinge ihm gehören, wie sollte er sie nicht alle fördern mögen.

Arthur Holitscher: Diese Zeit ertragen

September 1914, Berlin

„Halten Sie es aus?" Diese Frage wird jetzt oft an einen gestellt. „Wie erträgst du's nur?" Auf diese Frage muß man jetzt oft Antwort geben. Man könnte sich denken: es sei Feigheit, wenn ein Zuhausegebliebener an einen Zuhausegebliebenen diese Frage stellt und ein Feiger antworte einem

Feigling. Man könnte sich die Antwort auf solche Frage so denken: was ist denn das, was du zu ertragen hast, was ich auszuhalten habe, gegen das gehalten, was die im Felde, vor dem Feuer der Feinde in diesem Augenblicke ertragen? Immerhin, wir Zuhausegebliebenen haben es schwer genug. Der Ausgeschaltete, für den die Lenker des Geschehens keine Verwendung haben, der zur Untätigkeit Verdammte, den mannigfache Hindernisse sogar von seiner gewohnten Arbeit zurückhalten, der Eindrücken vieler Art willenlos preisgegeben ist, sie nicht in die Tat umsetzen kann — er hat's nicht leicht in diesen Tagen.

Das Grauen über den Zustand der Welt Körper an Körper zu fühlen, den Aufschwung zu erleben, den gute Nachricht verursacht, und den Druck auf die Seele, wenn Nachrichten lange ausgeblieben sind . . . Der Gedanke an die Toten und die Röchelnden in der Ferne . . . Der Anblick der Verwundeten zu Hause und der Anblick jener, die Abschied nehmen . . . Der Gedanke an die Verwandten und Freunde im Felde und der Gedanke an die Millionen, die auf dem Feld der Arbeit zur Stunde hilflos dem Untergang entgegentreiben, immer mehr, immer näher, unaufhaltsam . . . Kälte, Sturmwind und Regen, der um das eigene Haus peitscht, und wie erst über die nächtlichen Lagerstätten . . . Die Sorge um die eigene Zukunft und um die Zukunft dieses alten Erdteils, auf dem sich die Jugend zweier Länder, die einem teuer sind, und die Jugend von sieben Nationen ringsum langsam verblutet . . . Und all dies in Untätigkeit ertragen müssen, von Traurigkeit gelähmt, der Sammlung zur Arbeit unfähig, vom Zorn erfüllt über so vieles, das man ja nicht zu ändern vermag, vom Unwillen über so vieles, was man verfallen sieht nah und fern!

Ein Gebot heißt: ertrage, was das Leben dir auferlegt. Und ein anderes Gebot heißt: ertrage, was die Zeit dir auf-

erlegt. Keines dieser Gebote aber heißt: Resignation. Keines heißt: Abtöten oder Abstumpfen. Die Natur des Menschen paßt sich jedem Zustand an, akklimatisiert sich, die ärgste Qual verliert ihre Schrecken, wenn sie erst zur Gewohnheit geworden ist. An den Zustand, der uns gegenwärtig auferlegt ist, dürfen wir uns aber nicht gewöhnen. Wir müssen im Gegenteil jeden Morgen beim Erwachen zu erneuter Sorge frisch und wie zum erstenmal empfinden, was die Zeit uns auferlegt und was von uns gefordert wird und wir erfüllen müssen. Denken an Kampf, Aufopferung und Tod und an das gemeinsame Grab, das alle vereint. Nicht den Schmerz zurückdrängen, nicht zum Schmerz sprechen: tu weniger weh heute, sondern den Schmerz pflegen und begießen wie eine seltsame kostbare Blume in unserem Garten. Die Lebenskünstler geben den Rat: koste alle Sensationen aus, trachte, alle Sensationen zu genießen, die guten wie schlimmen, die der Lust und die des Schmerzes, so wirst du am sichersten Herr deines Lebens bleiben. Aber was wir jetzt durchleben, ist keine Sensation, kein Stadium in dem Auf und Ab der Existenz, sondern ein unerklärliches, übergroßes namenloses Schicksal, wie nicht von diesem Planeten. Unser Empfindungsreichtum wird nicht erweitert dadurch, daß wir es durchzukosten suchen, unsere Skala wird nicht um einen Ton weiter reichen, wenn es uns gelungen ist, unser Fühlen diesem Schicksal zu assimilieren. Lieber dieses Gespenst als einen unerträglichen Hausgenossen und Schlafkameraden in unserem Heim aufnehmen, als seine Gegenwart hinzunehmen wie ein Tapetenmuster, das einen nicht mehr zu sehr irritiert oder eine häßliche Häuserfront unseren Fenstern gegenüber, die uns ärgert, wenn wir durch die Scheiben blicken.

Wir dürfen es auch nicht wie eine Krankheit durchmachen, dieses Gespenst von einem Schicksal, eine Krankheit, von der uns über kurz oder lang eine Operation befreien wird.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß wir uns frischer und aktionsfähiger erhalten für die Zeit nach dem Kriege, wenn wir uns heute gegenüber dem Unabänderlichen tunlichst abstumpfen, als wenn wir dem Gefühl willig auf alle Gipfel und in alle Abgründe folgen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Seele auf solche Art Kräfte spart und aufspeichert, die uns von Nutzen sein werden, wenn die Nation und Menschheit, ja wenn auch nur das tägliche Leben für uns, die heute zur Untätigkeit Verdammten, wieder Verwendung haben wird. Wir müssen unsere Seele täglich aufs neue und ganz und gar vollsaugen und durchtränken mit dem ganzen Inhalt dieses Krieges, auch wenn uns dieses Vollsein mit Schwerem schier unerträglich dünken will. So soll uns die Zeit nachher vorfinden oder aber gar nicht. Tief erfüllt oder bis ins Mark zerstört. Zum besten Dienst der Welt gereift und stark geworden oder verschwunden von der Bildfläche. Für Laue wird kein Platz sein, in den Zeiten nachher.

Es gibt Mittel, Behelfe, die es ermöglichen, diese Zeit zu ertragen; Bildungsmöglichkeiten. Die Kunst versagt an vielen Orten. Man braucht nur einmal die Titel der Stücke zu lesen, um zu sehen, wie das Theater heute mit wenigen Ausnahmen dafür sorgt, daß Gefühl und Geschmack sich verbrutalisiere, wie es Erhebung in ihr elendes Gegenteil verzerrt. Zerstreuung kann nicht nützen in dieser Zeit. Was sonst? Vielleicht wird der Krieger zwischen zwei Schlachten sein Reclamheft, Plutarch oder Goethe aus dem Tornister nehmen und sich in unerhörter, unvergeßlicher Intensität in einen Satz, eine Reihe von Worten vertiefen. Wir Zuhausegebliebenen — wie viele von uns haben vor unserem Bücherregal das Experiment gemacht und wiederholt und haben entmutigt davon abgelassen. Die Musik vermöchte es wohl, die Trösterin von der Wiege bis zum Sterben. Aber wie

viele gibt es denn, denen heute Bach und Beethoven die Harmonie und den Sinn der Welt bedeuten?

Es gibt ein Buch, das keines ist und es gibt eine Musik, die keine ist, und wer die Welt ertragen und die Menschheit ertragen will in diesen Tagen, muß das Buch aus seinem Versteck hervorholen und seine Musik an stillem Ort nah an sein Ohr halten, damit keine Schwingung verloren gehe. Dies ist das Buch und seine Musik, die Bibel.

Heute merkt man es genauer als je, daß die erste Hälfte des Buches fast auf jeder Seite von Kampf, Rache, Vergeltung, Mord widertönt und daß in seinen Gesängen Gebete um Vernichtung des Widersachers mit Triumphsfrohlocken und Wehklagen über Niederlagen abwechseln. Aber wer Glück hat, wird das Buch an der Stelle aufschlagen, wo geschrieben steht:

„Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch, das ist das Gesetz und die Propheten."

Welche Erquickung und Hilfe stromt in dich herein — eine reine und warme Hand legt sich dir auf die Stirne, Hoffnung und Zuversicht dringen warm in alle Poren ein! Viele Menschen kehren heute zu dem Buche zurück und werden es nicht mehr missen können, jetzt nicht und nicht später. Denn in ihm ist das einzige Mittel enthalten, nicht nur diese Tage auszuhalten, sondern auch dem Leben gewachsen zu sein, das uns nach diesen Tagen benötigen wird.

Oskar Bie: Deutsche Musik

Die Musik hält dem Kriege gut stand. Zeitloser als Dichtung und Malerei, verlangt sie weder, noch erstrebt sie so sehr Beziehungen zu einer Wirklichkeit, die an sich so

musiklos wie möglich ist. Sie betont und bewahrt ihre Metaphysik, und ihre Erscheinung bleibt mehr denn je eine göttliche Gnade, die uns Kunde gibt von jenen undifferenzierten Welten, die über dem Neid und der Mißgunst, vor allem über der Ratlosigkeit dieser Erde stehen. Sie bindet Widersprüche in wohlgeordnete Einheiten, läßt den Gang von Melodie und Harmonie nach Gesetzen sich wandeln und beherrscht den Rhythmus, der sonst hienieden ein Beherrscher ist. Es ist ihre Eigentümlichkeit, daß sie fern von den Dingen lebt und doch in ihnen ist, nicht Spiel und Genuß, wie manches Publikum meint, sondern Religion und Glaube an das Beste. Sie ist ein Weltbild, das unsere tiefsten Regungen und Wünsche spiegelt und doch immer in einer wunderbaren und geradezu mystischen Distanz zu uns bleibt.

In diesem Sinne, nicht durch Zufall, ist sie die eigenste Kunst des Deutschen geworden. Sie ist ein Teil jenes gewaltigen Strebens des Aufgehns in die Ewigkeit, der Gleichsetzung von Ich und Gott, das in den deutschen Mystikern seinen poetischen Ausdruck fand und in der Universalität Goethes sein großes menschliches Ziel. Alle diese sind Künstler, nicht indem sie einen Zeitvertreib und ein abenteuerliches Spiel mit den Werken der Natur anstellen, sondern indem sie die Weite aller Wirklichkeit unter dem Winkel menschlichen Vermögens auffassen und eine erschütternde Hochzeit mit der Welt eingehen. Selbst der Trieb der sozialen Anstrengung, der Moralität und der Erziehung geht als eine vorübergehende, sterbliche Äußerung in diesem Gefühl der Gemeinschaft unter: das Schillersche Wollen ordnet sich dem Goetheschen Kosmos ein, dem nichts Menschliches fremd ist, der alles aufnimmt, einreiht, überwindet in eine Gleichgestimmtheit, die Rückkehr zu den Göttern ist. In der Tiefe bei Jakob Böhme, in der Breite bei Goethe liegt der musi-

kalische Zug des deutschen Wesens zutage, der nicht bloß ein Tönemachen darstellt, sondern die Anschauung einer Welt. Böhme war weniger, als was wir musikalisch nennen, Goethe mehr: die Musik selbst steht dazwischen wie ein treues und ehrliches Handwerk.

Musik heißt das Genesensein vom Zweck. Sie kehrt zu dem Schweigen der Natur zurück, die sich über ihren großen Werdensprozeß nicht anders ausspricht als durch den Wind in den Blättern, durch das Ausrollen der Wogen und den rötlichen Schein fernhinziehender Wolken. Sie tritt nicht blind auf die Seite einer erregten Kraft, sondern sie sucht das Maß aller gegeneinander strebenden Kräfte zu fassen und zu halten. Sie hört sich die Welt an und gibt ihren Klang wieder in der geheimnisvollen Sprache ihrer Töne, die Menschen nie hätten erfinden können, wäre sie ihnen nicht geschenkt, und nie verstanden hätten, wäre sie ihnen nicht eingeboren. Sie ist keine Träumerei, wie sie dem Unwissenden leicht erscheint, sondern die höchste Gesetzmäßigkeit, die in einem Menschen ruhen kann, man weiß nicht woher, sogar inkonsequent zu seinem sonstigen Wesen, wie eine Mission, die einem Propheten geliehen ist, wie ein Stück der ewigen Natur, das gerade dem Ärmsten als Glück auf unerforschlichen Wegen mitgegeben ist. Jetzt hat sie sich in die sonderbarsten Instrumente geflüchtet, sucht sich in krausen Hieroglyphen verständlich zu machen, nimmt Farbe und Charakter von verschiedensten Zeitaltern an, geht die paradoxesten Kunstwerke ein und strahlt doch schön wie am ersten Tage, wenn die Kehle des Menschen sie im Gesange von ihren Wundern erlöst.

So steckt sie tief in diesem deutschen Menschen, dessen Äußeres oft von einer Rauheit ist, hinter der man die Zartheit und Güte des Gefühls nicht vermutet. Sie steckt liebens-

wert in seinem Innern, von einem Drang nach Mitteilung beseelt, der ihm den leichten Ausgang durch die Kehle verwehren will, ihn lehrt, den Ton an die Sprache oder an das Instrument anzulehnen, ihm längere und schwierigere Wege zu geben, die ihn noch seelenvoller und vielsagender machen, und die ungeheuren Phantasien musikalischen Ausdrucks erregen, die eine seiner verantwortlichsten Beschäftigungen wurden. Der deutsche Musiker hat in stiller und heimlicher Arbeit eine Eroberung der Welt vollzogen, die keiner seiner anderen Künste so gegönnt war. Seit Jahrhunderten ist er der anerkannte Herrscher, hat Italien und Frankreich besiegt, Rußland befruchtet, England versorgt, und, indem er mit Ernst und Mühe sein Reich verwaltete, gerade der schwersten Musik den nachhaltigsten Einfluß gesichert. Es ist ihm nicht so leicht geworden wie den Romanen: so wurde er stärker.

Karl Scheffler: Deutsche Baukunst

In den Ansätzen, die in der letzten Zeit vor dem Krieg sichtbar geworden sind, gibt sich deutlich der Wille zu erkennen, zu einer nationalen Baukunst großen Stils zu gelangen und den alten Dualismus, der in der Kölner Architektenversammlung so schroff wieder hervortrat, zu überwinden durch eine Verschmelzung des gotischen und des klassizistischen Geistes. Durch eine Synthese, die man, um das Ziel zu bezeichnen, mit dem Wort römisch charakterisieren könnte. Ob dieser synthetische Wille siegen kann oder ob es nur ein Versuch bleibt, kann keiner schon sagen. Mehr als in den andern Künsten werden die Zeitereignisse mitsprechen, weil die Baukunst vom Wirtschaftlichen und Politischen viel mehr abhängig ist, als Malerei und Poesie es sind. Der Krieg wird der Baukunst

der Zukunft die Grenzen der Arbeitsgebiete bestimmen. Darum fragen wir heute: gehört die deutsche Zukunft einer übernationalen, einer weltwirtschaftlich ausgeweiteten Baukunst von europäischem Gepräge, in der der gotische Geist sich römisch-klassisch und der klassische Geist sich gotisch gibt? Wird der deutschen Baukunst ein endgültiges Kompromiß gelingen, in dem die beiden widerstreitenden Gestaltungskräfte sich national vereinigen, ein Kompromiß größten Stils in der Form einer naturalistisch monumentalen Nutzbaukunst, ein Kompromiß, das die Idealisten mit einigem Recht eine Synthese nennen dürfen? Kommt, um mit Nietzsche zu reden, „ein Zeitalter der Architektur, wo man wieder für Ewigkeiten, wie die Römer, baut"? Oder werden die Verhältnisse nach dem Krieg enger werden und zu einer tendenzvollen, akademischen „Nationalisierung", zu der Bevorzugung bestimmter historischer Stilformen wieder führen? Oder wird endlich alles bleiben wie es war: auf der einen Seite vordringende Talente, neben ihnen Kunstpolitik treibende Opportunisten und ihnen gegenüber die Reaktionäre mit der bekannten sittlichen Gebärde; ein Niveau, das mit Baukunst überhaupt nichts zu tun hat und daneben eine Gruppe abseits stehender Talente? Wir wissen es nicht und müssen die Entscheidung des Schwertes abwarten.

Über das Wesentlichste freilich hat der Krieg keine Gewalt, wie die Entscheidung auch falle. Es ist weder in der nationalen Enge noch in der weltwirtschaftlichen Erweiterung eine Erneuerung des Künstlerischen möglich, bevor die ganze Nation sich nicht fähig zu machen weiß, auch in den Augen Gewissen zu haben. Über alle wirtschaftlichen, sozialen und politischen Voraussetzungen hinweg muß erst die Sehnsucht zum Melodischen und Rhythmischen in der Architektur geweckt und befestigt sein, muß das Talent erst erkannt und willkommen geheißen werden, muß das Auge sich freuen können, bevor die wahre

Erneuerung unserer Baukunst auch nur beginnen kann. Es fragt sich, ob der Deutsche, wenn dieser Krieg, wie zu hoffen ist, die Epoche des Parvenütums endgültig abschließt, langsam zum Sehen erwachen kann. Wieviele gibt es denn heute schon, die den Raum überhaupt anzuschauen wissen, die in der Baukunst das Schwere vom Monumentalen, das Alberne vom Gefälligen, das Erborgte vom Ursprünglichen unterscheiden können! Was weiß der Deutsche, der auf seine Arbeitsleistung auf so vielen Gebieten stolz sein kann, von der Rhythmisierung einer Baumasse, was von den architektonischen Tempi und Tonarten! Was weiß er vom Stil, wo doch den Kindern in der Schule schon davon geschwätzt wird, und was vom Wesen der Form! Und doch gibt eine einzige Form, eine stark schattende Ausladung, ein Vorspringen oder Zurückweichen der Masse, der Ansatz eines Gesimses, das Verhältnis strebender und lagernder Teile, einem Gebäude oft das besondere Gesicht. Wie viel Augenpaare sehen in Deutschland nur nach einem Gebäude aufmerksam hin; und von denen, die interessiert hinblicken, wie viele empfinden es anschauend, wie eine Form sinkt oder klettert, Ruhe oder Bewegung ausdrückt, wie viele unterscheiden, ob eine Form motiviert oder nur dekoriert, ob eine architektonische Schönheit aus der Konstruktion hervorwächst, wie die Blume aus der Wurzel, oder ob sie willkürlich dem Baukörper angeheftet ist? Mit wie vielen Deutschen kann man überhaupt vor einem Bauwerk von dem sprechen, was man doch vor Augen hat! —

Moritz Heimann: Erziehungsfragen

Zeiten einer besonderen Not, eines Ziels von aufgedrungener Klarheit, einer Pflicht von unzweideutigem Charakter

haben vor sonstigen in Erziehungsdingen einen Vorteil voraus. Sonst lautet die Frage: welchen Menschen will ich erziehen, will ich erzielen? und die Antwort darauf ist unbestimmt oder gewaltsam oder vielfältig, denn sie wird von dem nie geschlichteten und nie zu schlichtenden Streit um Gott und Welt gegeben. Und nun schwindet plötzlich der Zweifel, die Ungewißheit des Ziels schwindet, und damit verringert sich beträchtlich die Ungewißheit des Weges.

Wir leben in einer solchen Zeit. Soweit dieses die Jugend angeht, stellt sich die Frage nach der militärischen Erziehung der Jugend mit einer gegenüber dem Friedenszustand gesteigerten Dringlichkeit. Wir haben Pfadfinder, Wandervögel und ähnliche Organisationen, in denen das junge Volk sich, abseits vom bloßen Spiel und Sport, in einen Gleichschritt physischer und moralischer Art gewöhnt, Strapazen übt und Unterordnung und Freiheit lernt. Das Wort: pro patria est, dum ludere videmur, ist jählings zur Wahrheit geworden, und unbeschadet dessen, daß die Ergebnisse aller dieser Jugendmanöver zu Nutzen der Kriegstüchtigkeit erst durch eine spätere systematische Prüfung festgestellt werden können, wird die Arbeit dahin mit noch größerem Ernst, weil größerer Verantwortlichkeit fortgeführt werden müssen. Sie gehört in die Kompetenz des Kriegsministeriums, und so ist denn auch ein Erlaß dieser Behörde erschienen, der die militärische Vorbereitung der Jugend zum Gegenstand hat und sie als eine „unmittelbare Vorschule für den Dienst im Heere und in der Marine“ fordert.

Wenn es in dem Erlaß heißt: „Das Erziehungsziel ist, die heranwachsenden Jugendlichen zu wehrfreudigen, aufrechten, wahrhaftigen Charakteren zu entwickeln, die, stolz auf ihr deutsches Vaterland, jederzeit mit aller Kraft für seine Ehre einzutreten bereit sind,“ so ist dieses ein allgemeines

Ziel, und ob nicht ganz andre Vorbereitungen als die geplanten militärischen es gleichfalls erreichen können, ist nicht ausgemacht; über das Ziel selbst aber besteht kein Gegensatz der Meinungen. Dennoch möchten wir in dem Erlaß, aus pädagogischen Gründen, zwei Anordnungen unterscheiden: eine zeitliche und eine grundsätzliche. Die zeitliche: daß im Jahr der Gefahr des Vaterlands diejenigen, die es verteidigen sollen, nicht früh genug stark und rüstig gemacht werden können; die grundsätzliche: daß hiermit ein für allemal ein Typus der Erziehung aufgestellt werden soll. Die erste findet jeden Deutschen in Freude bereit: gegen die zweite muß es erlaubt sein, zwar noch nicht Widerspruch zu erheben, aber doch Bedenken und Vorsicht zu empfehlen. So wenig, wie aus der Tatsache, daß man jetzt in wenigen Wochen Soldaten für den Kriegsdienst ausbildet, geschlossen werden darf, daß dazu überhaupt nur Wochen und nicht Jahre vonnöten sind, so wenig darf man die besondere Erziehung, die von ganz bestimmten Umständen gefordert wird, als den Typ und das Ideal der Erziehung überhaupt hinstellen. Die Erziehung mit klarem Zweck hat zwar ihren ins Auge fallenden Vorteil vor der andern, deren Grundlage philosophisch vage ist, aber sie birgt auch die Gefahr, daß sie ihren Wechsel auf zu kurze Sicht zieht. Und ob die militärische Erziehung Jugendlicher, nicht für eine Generation, sondern für ein Jahrhundert, sich als das Richtige herausstellt, das zu behaupten hat niemand ein größeres Recht, als ein anderer, es zu bestreiten. Man muß es bedenken und beraten. Für Preußen wird es immer ein Ruhmesblatt sein, daß es wenig Monate nach dem Tilsiter Frieden an die Gründung der Universität in Berlin ging, wenige Jahre danach sie eröffnete und also bewies, daß es auch im Zustande der Erniedrigung weiter in die Zukunft seiner Menschheit sah, als die drängende Not zu befehlen schien.

Erinnern wir uns, daß die Pfadfinderidee von England kam. England aber ist das Land ohne allgemeine Wehrpflicht, und als eine Art Ersatz dafür schuf es sich eine Art Wehrhaftigkeit seiner Knaben. Es nahm die Knaben, weil es die Jünglinge nicht kriegen konnte. Wer weiß, ob es sonst je darauf verfallen wäre! wer weiß, ob es seine Knaben nicht vielmehr zum Soldatenstand verführen, als darauf vorbereiten wollte! Hiergegen kann man erwidern: um so besser für uns, doppelt genäht hält gut; und hiergegen wiederum: mancherlei.

Fürs erste ist es fraglich, ob die endgültige militärische Erziehung von den mancherlei Vorformen auch wirklich Vorteil ziehe. Auf andern Gebieten pflegt das keineswegs der Fall zu sein. Wer schon vor einem tüchtigen Unterricht auf dem Klavier herumgeklimpert hat, lernt schwerer rein und korrekt spielen, und manchmal überhaupt nicht mehr. Auch jedem Sprachlehrer ist ein Schüler ohne Vorkenntnisse lieber. In militärischer Hinsicht gilt diese Erfahrung für heute nicht; heute ist ein Fünfzehnjähriger schon Soldat; im Frieden aber spielt er Soldat. Und spielt er nicht, so ist zwar etwas gewonnen; aber vielleicht ist dann auch etwas verloren, die weichen Bänder und Knochen der Seele sind vielleicht in falscher Lage verhärtet.

Wohl allen Eltern begegnet es, daß sie einen Sohn, ein Kind durchsichtig wie Kristall, eines Tages zu ihrem Schrecken undurchsichtig finden. Sie haben ihn Tag für Tag um sich gehabt, kannten jede Falte seines Gemüts, und plötzlich wissen sie nichts von ihm. Sie nehmen es hin, wie sie ihn selbst hinnahmen; die Liebe muß über das Unbegreifliche weghelfen. Durch die Unmerklichkeit des Vorgangs ist ihnen verborgen geblieben, daß die Pubertät eine vollkommene zweite Geburt des Menschen ist. Die Erzieher von Beruf erleben dasselbe. Sind sie mehr als zufällig, von Natur und Leidenschaft in

ihrem Beruf, so haftet ihnen oft etwas Eifervolles an: sie sehen die Zustände der Gegenwart schwarz und hoffen alles von der Zukunft. Die Kinder scheinen ihnen recht zu geben, Wesen voll Weisheit, Anmut und souveränem inneren Gesetz. Aber siehe da, wenn die Zeit sich erfüllt hat, ist diese ganze strahlende Zukunft auch nur wieder eine Gegenwart, an der ein Eiferer gerechtes Ärgernis nimmt. Die zweite Geburt ist dazwischen getreten, sie, die erst die Menschen fertig entläßt. Und von dieser zweiten Geburt gibt es eine höhere Kindersterblichkeit als von der ersten. Es gibt darum für die Erziehung zur Menschheit keine wichtigeren Jahre als die Pubertät. Man tut zu wenig, wenn man sie nur als eine behutsam zu fassende Störung, als einen Akt der Entwicklung wie andere auch ansieht; es kommt auf mehr an, als derb darüber hinwegzutäuschen, schonend darüber hinwegzuhelfen. Gehätschelt soll die Jugend in dieser Periode so wenig werden wie in einer andern; ob sie aber ohne Schaden vereinfacht werden kann, wie es durch die militärische Erziehung geschähe, daran zweifle ich. Sieht man die jugendlichen Marschkolonnen, so verspürt man gewiß Schwung und Freude in sich, sie rühren aber vom innerlichen Mitmarschieren her und beweisen nichts. Denn betrachtet man die einzelnen Gesichter, so gewahrt man leicht eine Leere in ihnen, die durch die körperliche Müdigkeit nicht erklärt ist. Auch ihr Singen hat zuweilen etwas hilflos Erschütterndes, nicht nur, daß sie dann und wann sich in einer vorweggenommenen soldatischen Rauheit gefallen; es ist ja die Zeit des Stimmbruchs — wie können sie zusammen singen, wie können sie zusammen marschieren?

Die moderne Jugendorganisation ist Stadtprodukt, und das Dorf wird sich nicht leicht in sie hineinbeziehen lassen; desgleichen nicht die für das pädagogische Experiment unentbehrliche freie Schulgemeinde mit ihren Abarten. Ich gestehe,

daß mir eine militärische Vorschule, obligatorisch und unmittelbar vor die Militärdienstzeit gelegt, besser das zu leisten verspricht, was man von ihr erwartet, als wenn sie mit der eigentlichen Schulzeit verbunden wäre; und dazu käme der große Gewinn, daß die Schulen ihre freieren Formen der Erziehung, der körperlichen und der sittlichen, ungestört ausbauen könnten. Es ist nicht nötig, daß der Militärdienst disziplinierte junge Leute empfängt, er braucht nur disziplinierbare; und das ist eine Eigenschaft, die tiefer sitzt, wenn sie nicht auf dem direkten Wege erworben ist.

Stefan Großmann: Die Erlösung von der Wissenschaft

Kein Ausspruch in dem langwierigen und fieberigen Genesungsprozeß der deutschen Sozialdemokratie — mögen nur wenige Ärzte dem eigensinnigen Fall nahekommen und diese wenigen mögen der kräftigen Natur des Fiebernden vertrauen, beobachten und schweigen! — kein Wort in dieser Krise war von so großer Bedeutung wie jenes, das Philipp Scheidemann, in dem stärkere Führertalente als in Bebel wach sind, in Bremen getan hat: „Wir müssen es auch ablehnen, uns in Zukunft noch über unsere praktische Tätigkeit von Leuten belehren zu lassen, die vor lauter Theorie den Blick für die Bedürfnisse unseres eigenen Volkes verloren haben. Der deutsche Arbeiter hat hohe Achtung vor großer Gelehrsamkeit, gleichviel woher sie kommt, wenn aber die Gelehrten uns nur Knüppel zwischen die Beine werfen wollen, dann pfeifen wir auf sie" (lebhafter Beifall). („Vorwärts", 5. Februar 1915.) Der Ausspruch ist nicht genügend beachtet worden. Auch ein späteres Geständnis von Konrad Hänisch mit ähnlichem Sinn

blieb fast ungewürdigt. Diese Stoßseufzer bedeuteten nun nicht etwa ein plötzliches Bekenntnis zu einem politischen Naturheilverfahren. Ein deutscher Sozialist bleibt noch immer wissenschaftsgläubig, auch wenn er in einem Augenblick knirschend empfundener Abhängigkeit die Kette lockern möchte. Übrigens meint Scheidemann natürlich nicht die Wissenschaft, sondern jene ganz besondere „Wissenschaft", nicht die Professorenweisheit überhaupt, sondern nur die Professoren der Marxschen Fakultät. Beiläufig gesagt: nirgendwo gibt es so viel verhinderte Privatdozenten wie in der Sozialdemokratie! (Daher die Blutleere in den oberen Regionen der Partei.) Die Erlösung von der Wissenschaft, das wäre in diesem Falle nur die Aufkündigung der Vormundschaft an das Partei-Privatdozententum. Die Scheidemanns haben (oder hatten es einen Moment lang) es satt, sich jede selbständige Erfahrung, jedes politische Erlebnis konfiszieren zu lassen, weil es wissenschaftlich noch nicht geeicht ist. Sie wollen es wagen, ihren eigenen Augen zu vertrauen. Sie wollen es wagen, ihr politisches Erlebnis nicht erst bei Pastor Kautsky taufen und benennen zu lassen, sie wollen es wagen, die Väter ihrer politischen Gedanken zu sein. Das wäre, wenn es mutig zu Ende geführt würde, wenn nicht pfiffige Nachgiebigkeit der höchsten „wissenschaftlichen" Instanz und zaghaftes Einlenken der wissenschaftlich Bevormundeten wieder zu einem unredlichen, aber bequemen Kompromiß führte, der wichtigste Aufstand, der hoffnungsvollste, den die deutsche Arbeiterschaft seit zwanzig Jahren erlebt hat! Aber es ist vorläufig nicht anzunehmen, daß Scheidemann länger als einen Augenblick pfeift.

Jede Partei braucht ihre innere Rangordnung. In kirchlichen und kapitalistischen Parteien ist sie gegeben. In der sozialdemokratischen entschied lange eine wissenschaftliche Hier-

archie. Das war, solange Marx und Engels lebten, begreiflich, sie waren nicht nur die Leiter, sie waren die Erfinder ihrer Partei. Vieles in ihnen selbst war gar nicht marxistisch, sondern einfach Achtundvierzigertum, und gerade ihr (unwissenschaftliches) Ethos belebte die Partei. Die Marxsche Ironie hätte nie aufbauend gewirkt, der wissenschaftliche Quietismus seiner Entwicklungswissenschaft hätte nie Revolutionäre erzeugen können, nur der wissenschaftlich zweifelhafte, aber psychisch notwendige Glaube an die proletarische Expropriation der Expropriateure entzündete die Arbeiter. Marx mußte, um zu herrschen, eine Parteirangordnung nach wissenschaftlichen Leistungen festsetzen. Deshalb wurde jedem Jünger, wo immer auch seine Talente lagen, der gleiche volkswirtschaftliche Bildungsgang vorgeschrieben. Der Marxismus selbst ist dabei in der Partei immer eine esoterische Wissenschaft geblieben. Bis heute gibt es keine wahrhaft wohlfeile Ausgabe des „Kapital" (der erste Teil kommt auch nur in Frage). Es enthülle uns einmal der Verleger, wie viele Exemplare von den drei Bänden des „Kapital" verkauft wurden. Nach Abrechnung der Bibliotheks- und Professorenexemplare wäre vermutlich festzustellen, daß keine zweihundert Exemplare in die Hände der Parteigläubigen gefallen sind. Die Wissenschaftlichkeit genießt die schauernde Zustimmung der gläubigen Menge, nicht weil sie Wissenschaft, sondern weil sie esoterisch ist. Selbst die höhere Ordnung der Redakteure und Parteibeamten kennt Marx nur in der Verwässerung und Vereinfachung der gemeinverständlichen Darstellungen und verdaut ihn also nur in Lösungen. Je unbekannter das Kultgeheimnis, desto andächtiger besteht die Priesterschar auf Einhaltung der Bräuche. Die Preßkommissionen sehen allerorten streng darauf, daß gewisse Vokabeln dieser Wissenschaft regelmäßig angewendet werden. Wer die dreißig oder vierzig Klischees

der materialistischen Geschichtsauffassung nicht anwendet, denkt unwissenschaftlich und genießt deshalb bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher in der Preßkommission geringes Ansehen. Wer aber diese dreißig Worte so geschickt permutiert, daß er auch im Skat nebenbei noch „wissenschaftlich" denken könnte, und wer diese mechanischen Übungen gelegentlich gar noch mit einigen hämischen Spitzen versieht gegen die frechen Neuerer, die andere Vokabeln gebrauchen wollen, der gilt im Klüngel der zweiten Rangklasse als gefürchteter Polemiker. Im Grunde hat es im deutschen Geistesleben kaum etwas Sterileres gegeben als die marxistische Vulgärwissenschaft.

Dank dem wissenschaftlichen Denken ist den Sozialisten längst die Fähigkeit zur frischen Initiative abhanden gekommen. Ihre wissenschaftlichen Hemmungen, verschlimmert durch die demokratische Zucht, haben ihnen allmählich die Fähigkeit des ursprünglichen Reagierens geschwächt und genommen. Statt dessen blieb dem politischen homme médiocre als der heiligste Besitzstand das Klischee. Wieviel deutsche Möglichkeiten sind mit dem bleiernen Klischee: „Ideologie" erschlagen worden! So hat man den Oberstleutnant M. v. Egidy, der vielleicht ein unentbehrlicher Mittler hätte werden können, in unfruchtbare Isolierung gedrängt, so hat man den Sozialisten Friedrich Naumann schrittweise ins liberale Lager gezwungen, so hat man sich die jungen Generationen, die Studenten, die Künstler, die Intellektuellen seit zwanzig Jahren systematisch entfremdet. Keine deutsche Partei ist ärmer geworden am geistigen Zufluß und keine könnte reicher sein.

Wenn aus der deutschen Sozialdemokratie kein einziger flammender Redner, kein neuer Lassalle erstanden ist, so ist auch dies in erster Linie diesem lähmenden System der Wissenschaftlichkeit zu danken, das nicht Volksredner, sondern neue

Privatdozenten des Marxismus schaffen will. Adolf Wagner hat unlängst scherzend erzählt, er würde es nicht gewagt haben, seinen Studenten in einer Stunde so viel Statistik vorzutragen wie Bebel in einer Rede seinen Arbeitern. Zum Glück hatte Bebel sein unverlierbares Quantum Unwissenschaftlichkeit in sich. Er konnte ganz unmarxistisch glühen, prophezeien, donnern und hassen, und mit diesen Attributen der lebendigen Seele wirkte er. Wenn die Versammlung im Reichstag leer und schwatzhaft wird, sobald ein durchschnittlicher Sozialdemokrat redet, so ist diese Machtlosigkeit der marxistischen Redner vor allem dieser sandigen Wissenschaftlichkeit zuzuschreiben, diesen tönend gewordenen statistischen Jahrbüchern.

Das schlimmste war, daß die Privatdozenten glaubten, man könne Politik wissenschaftlich betreiben. Wer diesen Irrtum an einem Musterbeispiel studieren will, lese des Marxisten G. Plechanow Auffassung des Weltkriegs. Dort setzt dieser Slawe, der gar nicht weiß, wie unbewußt-völkisch seine Wissenschaft ist, durch Anreihung aller im Gebrauch stehenden marxistischen Denkklischees auseinander, daß der Sozialismus vor allem an einem Sieg Rußlands interessiert sei, denn erst dieser Sieg würde die naturnotwendige kapitalistische Phase Rußlands zeitigen, und erst aus diesem Stadium könne ein klassenbewußtes organisiertes Proletariat wachsen, das den internationalen Kampf fürs Endziel mitführen werde. Die Klischees lassen sich natürlich auch in einer anderen Reihenfolge zusammensetzen. Das ist von anderen Russen besorgt worden, die erklärten, das System des Zarismus verhindere das Aufblühen der Ansätze zur kapitalistischen Entwicklung, erst eine Niederlage Rußlands werde dem autokratischen System ein Ende machen und so die liberal-kapitalistische Periode ermöglichen ... Ein brauchbares System muß sich eben interpretieren lassen! Freilich müßte an diesem Exempel auch der Blödeste erkennen,

wie verläßlich diese dialektischen Spielereien sind, bei denen der Instinkt im Unterbewußtsein den Takt gibt. Diese sterilen Talmudisten des Marxismus ahnen nicht, daß Politik dort erst anfängt, wo die Wissenschaft aufhört. Sie verwenden ihre Schülerweisheit im besten Glauben, und daß sie wie so viele slawische Revolutionäre die Interpreten ihrer unbewußten slawischen Neigungen sind, das ahnt ihnen nicht, denn es gibt ja nichts Unkritischeres gegen sich selbst als diese unerschütterlichen Gelehrten. Gewiß: Im schöpferischen Politiker müssen die sachlichen Voraussetzungen zu seiner Intuition vorhanden sein: historische, geographische, volkswirtschaftliche Kenntnisse. Aber die letzte Witterung für die Geburtsstunde geschichtlicher Epochen haben stets nur einzelne, politisch formende Talente gehabt. Erst wenn sich geschichtliche Notwendigkeiten in bestimmten Repräsentanten zu persönlichem Schicksal gestalten, erst wenn Weltgesetze ihr Organ in ausführenden Menschen, die für nichts Ohr und Auge haben als für ihre Aufgabe, erst wenn diese „Werkzeuge Gottes" identisch geworden sind mit der Menge, die sie repräsentieren — anders identisch als der witzige Herr Ledebour — erst dann ist jenes aufbauende Spiel der Kräfte möglich, das wir Politik nennen. Diese Politik ist Kunst. Der schöpferische Politiker trägt, wenn er eingeteilt werden soll, die Merkmale des Künstlers. Vor allem: dies instinktive, allseitige Gefühl der Situation, dieses Leben und Zuhausesein in allen, auch im Gegner. Bismarck hätte den Nikolsburger Frieden nie so weise geschlossen, wenn er nicht auch in den Seelen der Österreicher gelesen hätte. Anderseits sind die zusammenfassenden, die schöpferischen Politiker dem Künstler auch in ihrem Bedürfnis nach Isolierung verwandt. Sie verraten, indem sie schaffen. Jede Schöpfung ist ein Losreißen. Ganz begreiflich, daß alle fruchtbaren Politiker gelegentlich vom Zwielicht des Verrates beleuchtet waren.

Man denke an Lassalles merkwürdige Konferenzen und Annäherungsversuche an Bismarck, die kein Parteigericht billigen könnte und die, wer kann es ermessen, für den Aufbau des Reichs bedeutungsvolle Keime der politischen Rechtsgleichheit gelegt haben. Millerand war nur deshalb ein „Verräter", weil er zu früh eine Situation schuf, die Viviani ohne sonderliche Aufregung, ja mit Jaurès Zustimmung — vor dem Krieg — akzeptieren durfte. Die Wahlreform in Österreich ist im entscheidenden Augenblick durch einen genau ausgearbeiteten Vorschlag gefördert worden, den ein bürgerlich verkleideter Genosse machte, der vor einem sachverständigen Parteigericht straffällig geworden wäre. Aber dieses Genie des Kompromisses, oder wenn man will: die Fähigkeit zur politischen Synthese, haben nur ganz wenige begnadete Politiker. Sie spüren eine bedeutende Situation in allen Fingerspitzen, während die Blindgeborenen mit täppischer Prinzipiellität einhertapsen und weder politischen Frühling noch politischen Herbst riechen. Es läßt sich ausmalen, wie mit stiller Verzweiflung ein Politiker von Instinkt, wie es Philipp Scheidemann ist, das Wüten der Ochsen im Porzellanladen Bethmann Hollwegs mit ansieht. Schon liegen viele wertvolle Scherben auf der Erde . . . Diese verzehrende Ungeduld hat Scheidemann einen Moment lang hellsehend gemacht. Er erkannte, daß alles, was ohne politische Reizsamkeit, ohne schöpferische Naturkraft in der Sozialdemokratie ist, sich wissenschaftlich verschleiert.

Franz Oppenheimer: Aus einer Denkschrift an das Reichsamt des Innern

Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges überreichte ich dem Reichsamt des Innern eine Denkschrift: „Organisierung der

Wirtschaft". Sie wurde erst von den nationalökonomischen Autoritäten der Berliner Universität und dann von einem Gremium unserer ersten Finanzmänner und Industriellen geprüft und genehmigt. Vielleicht hat sie ein wenig dazu mitgewirkt, daß der Staat, das heißt das Reich, die Einzelstaaten, Kommunen usw. sich dazu entschlossen haben, durch großartige Aufträge für Friedenszwecke auch diejenigen produktiven Kräfte von Mensch und Maschine in Tätigkeit zu setzen, die die Aufträge für Kriegszwecke noch hatten brach liegen lassen. Man weiß, welche ungeheuren Summen seitdem vor allem Preußen, aber auch die übrigen Staaten, nicht nur aus alten Krediten für die eher noch beschleunigte Fortführung schon beschlossener Anlagen und Bauten bereitgestellt, sondern auch aus neuen Krediten für neue Zwecke angefordert und erhalten haben. Alles in allem werden zwischen zwei und drei Milliarden Mark für solche Zwecke heute zur Verfügung stehen.

Es heißt in der Denkschrift:

„Mag der Krieg auch sehr lange dauern, was das Schicksal verhüten möge; es kommt doch einmal wieder Frieden! Und dann wird die vornehmste Staatsaufgabe sein, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen. Je breiter und sicherer das Fundament der Wirtschaft dann liegt, um so schneller wird die Erholung sich vollziehen. Dieses Fundament soll jetzt verbreitert und gesichert werden. Wir haben im Frieden den Krieg vorbereitet; jetzt haben wir die Aufgabe, im Kriege den Frieden vorzubereiten.

Um so mehr, als uns diese Vorbereitung dazu helfen kann, die Lasten des Krieges unvergleichlich leichter zu ertragen, die Volkswirtschaft tragfähiger und den Staat widerstandsfähiger zu machen. Sollte der Krieg sich lange hinziehen, so wird der Staat der Sieger sein, der seine Wirtschaft am kräf-

tigsten erhalten hat und deshalb mit unerschüttertem Kredit dasteht, wenn die anderen sich finanziell verblutet haben. Heute ist ja alles umgekehrt, was bisher galt. Und darum gilt in dieser schweren Stunde das Wort: Qui vult bellum, para pacem!

Was wir jetzt brauchen, was wir leider hastig improvisieren müssen, was aber in jeder künftigen Friedenszeit gleichberechtigt neben dem militärischen Generalstab zur Organisation der Kriegsarbeit stehen wird, ist ein volkswirtschaftlicher Generalstab zur Organisierung der Friedensarbeit im Kriege! Wir können unseren Produktionsmechanismus, solange der Krieg währt, durch keine Nachfrage seitens der privaten Kundschaft in Gang setzen. Das aber bedeutet ungeheure Verluste am Volkswohlstand. Denn jeder Arbeiter, der feiert, jede Maschine, die stillsteht, jeder Hochofen, der ausgeblasen wird, jedes Bergwerk, das ruht, hört auf, Wert zu erzeugen, aber sie fahren fort, zu kosten. Auch arbeitslose Arbeiter müssen essen und wohnen, auch in stillstehenden Bergwerken muß die Wasserhaltung fortgehen usw. Wie sollen wir dieses ungeheure lucrum cessans neben dem ebenso ungeheuren damnum emergens, den unmittelbaren, wirtschaftlich doch unproduktiven Kriegskosten, tragen? So stark vermehrte Ausgaben bei so stark verminderten Einnahmen, das ist auf die Dauer der Ruin, und das heißt die Niederlage, wenn der Gegner es nur ein wenig länger aushalten kann als wir selbst.

Darum: Staatsaufträge für Friedenszwecke! In den technischen Büros unserer Reichsämter und Staatsministerien, in den Amtsstuben dei Provinzen, Kreise und Kommunen liegen große Pläne zur Ausführung fertig vorbereitet. Chausseen sind geplant, Kanäle, Talsperren, Hauptstrecken und Sekundärbahnen, städtische Straßenbahnen, Kanalisa-

tionsanlagen, Gas- und Elektrizitätswerke, Hochbauten aller Art, Rathäuser und Bahnhöfe, Kraftwerke und Erschließung neuer Schachte. Auf den Staatsdomänen sind Meliorationen geplant, Dränage und Bewässerung; Sumpfstrecken sind trockenzulegen, die deutschen Moore sind in Kultur zu bringen. Heraus mit den Plänen, heran an die Arbeit! Das bedeutet Arbeit und Brot für Hunderttausende von Männern, die nicht im Felde stehen und heute der Not ins Auge blicken müssen, das bedeutet Aufträge für Ziegeleien, Betonfabriken, Steinbrüche, Eisenwerke, Maschinenfabriken, Schienenwerke, Röhrenwerke, Elektrizitätswerke, bedeutet Arbeit und Brot für neue Zehntausende, Hunderttausende von Arbeitern und Angestellten. Weiter: unsere Staatsbahnverwaltung hat einen jährlichen Neubedarf von Zehntausenden von Güter- und Personenwagen, von Tausenden von Lokomotiven, von ungeheuren Massen von Schienen und Schwellen, Schrauben und Laschen usw. Warum damit warten, bis der Frieden kommt, der ausgehungerte Verkehr mit kataraktartiger Gewalt einsetzt, und dann achselzuckend eingestehen, daß man nicht genügend rollendes Material habe? Heraus mit den Aufträgen an die Waggon-, an die Lokomotivfabriken, an die Schienenwerke, an die Schraubenfabriken! Den Bedarf der Großkonjunktur voraussehen und vorausdecken, die der Frieden bringen wird, bringen muß, wenn die Kulturwelt nicht ganz in eine Wüste verwandelt ist — und dann mögen auch diese Werte noch mit in den Abgrund sinken. Dann ist ohnehin alles gleich!

Aber das darf und wird nicht geschehen. Wie wir heute fechten, als wenn wir gar nicht anders als siegen können, so müssen wir heute die Wirtschaft organisieren, als wenn wir der Zeit des größten Wohlstandes mit aller Sicherheit entgegengehen!

Hunderttausende, vielleicht Millionen von Arbeitern kann der Staat mit seinen Untergliedern sofort unmittelbar an die Arbeit stellen oder mittelbar durch seine Aufträge beschäftigen. Und das bedeutet für weitere Millionen von Staatsbürgern Arbeit, Verdienst, Erlösung aus der Not der Zeit. Wo die große Masse in Arbeit und Lohn steht, haben alle Gewerbe zu tun, die ihre Lebensbedürfnisse erzeugen, nicht nur Bäcker, Schlächter, Brauer und Müller, sondern auch die Textilindustrie, die Lederindustrie und unzählige andere. Was der Staat an Nachfrage schafft, vervielfältigt sich nach den Gesetzen der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung, wie ein Schall in einem Gewölbe unendlich widerhallt, wie ein Lichtstrahl aus unzähligen Spiegeln unzählige Male zurückgeworfen wird. Die staatliche Nachfrage schafft private Nachfrage im vielfachen Ausmaß ihrer selbst, und das bedeutet das Wiedererwachen der Produktion und des Tauschverkehrs, auch in bescheidenen Grenzen des Kreditgeldverkehrs; die gelähmte Wirtschaft gewinnt den Verbrauch ihrer Kräfte zurück! Sie wird mit halber, vielleicht mit Viertelkraft arbeiten, aber sie wird arbeiten . . .

Das ist mein Vorschlag. Wem er allzu paradox erscheint, der denke an die paradoxe Tatsache, daß man ein wankendes Gewölbe am sichersten dadurch festigt, daß man es belastet! . . .

Die Arbeit wäre sofort mit aller Kraft, an allen Stellen zugleich, soweit die Verhältnisse der Zufuhr das gestatten, mit so viel Arbeitern, wie irgend beschäftigt werden können, in Angriff zu nehmen. Kanäle zum Beispiel — wir denken an den bereits begonnenen Nord-Süd-Kanal, die Fortsetzung des Großschiffahrtsweges Stettin-Berlin, und vielleicht an den Mittelland-Kanal, wenn dessen Pläne vorliegen — sofort, wenn möglich, an allen Abschnitten; Hochbauten auf allen

Flügeln, die Moorkultur in größter möglicher Ausdehnung, ebenso das Kraftwerk des Walchensees, die Elektrisierung der bayerischen Staatsbahn und der Berliner Stadtbahn; der Bahnhof Friedrichstraße sollte mit aller Macht gefördert werden; wenn das Projekt der Zusammenlegung von Potsdamer und Anhalter Bahnhof hinter den Landwehrkanal reif ist, sollte es in Angriff genommen werden, das Sekundärbahnnetz ausgebaut werden usw. usw.

Das Ziel sollte sein, unmittelbar und mittelbar so viel Arbeitsgelegenheit zu schaffen, daß womöglich alle arbeitsfähigen Nicht-Wehrpflichtigen beider Geschlechter ins Brot kommen. Dieses Ziel wird wahrscheinlich nicht ganz erreichbar sein – aber man kann ihm nahekommen, die Wohltätigkeit ungeheuer entlasten, die heute schon zusammenzubrechen droht, Zufriedenheit verbreiten und vielleicht gefährliche Spannungen vermeiden, die deutsche Volkswirtschaft bis zum Frieden wenigstens über Wasser halten.

Wir stehen im Kampf mit aller Welt wie zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Da sollten wir uns freudig erinnern, daß Friedrich der Einzige nicht nur ein Kriegsfürst sondergleichen war, sondern auch ein Organisator seiner Volkswirtschaft von unerhörter Kraft und Weisheit. Wir hoffen, im Felde nach friderizianischer Weise zu siegen — es wird der höchste Ruhm des Siegers sein, wenn er zugleich in der Heimat nach friderizianischer Weise gebaut und geschafft hat, wenn er mitten im Kriege den Frieden vorbereitet hat."

Der Krieg als Erlebnis

Bernhard Kellermann: Der Krieg unter der Erde

Im Juli 1915

In die Erde sind die Gräben eingewühlt, tiefe, krumme Rinnen. Sie laufen quer durch Felder und Wälder, Dörfer und Friedhöfe, sie nehmen keine Rücksicht. Vor den Gräben sind die Drahtverhaue, niedrige, kriechende Gestrüppe mit eisernen Dornen. Diese Dornengestrüppe sind Geschöpfe des Menschen von heute. Sie tragen keine Früchte, der Mensch stirbt in ihnen wie die Fliege in den Haarborsten der fleischfressenden Pflanze. Zwischen den Drahtverhauen, hinüber und herüber, schwirren die Gewehrkugeln. Aus dem wassergekühlten Lauf des Maschinengewehres stürzen sich die zischenden Schwärme. Die Granate kommt aus weiter Ferne herüber und tastet nach allem, was lebt. Mehr, noch mehr. Die zentnerschweren Wurfminen stürzen aus den Gräben heraus, in die feindlichen Gräben hinüber. Die Handgranaten fliegen. Das ist noch lange nicht alles! Wir, die wir in der Luft, im Wasser, unter dem Wasser, auf den Schneefeldern und in der Wüste kämpfen, wir kämpfen heute auch unter der Erde. Wo die Gräben sich einander nähern, kommt zum Grabenkrieg noch der Minenkrieg. Weiter geht es nicht.

Es ist der Krieg der Pioniere!

Erst waren sie hinten, Stege und Brücken, dann kamen sie vor, Unterstände, Gräben und Drahtverhaue. Und schließlich begannen sie ihren eigenen Krieg, auf ihre Weise. Heute sind sie vorn bei den Vordersten, und wo der Mann fällt, fällt der Pionier mit ihm.

Sie sind Teufelskerle, und ohne sie geht es nicht mehr. Sie sind unentbehrlich, beliebt und bewundert.

Also sie kommen, Offizier und Mann, und betrachten sich die Sache. Sie zögern nicht lange, es ist nicht ihre Art, lange zu fackeln. Sie fangen an. Hinein in die Erde! Es ist ein Loch, ein Brunnen, ein Schacht. Ganze Stockwerke tief. Knüppelleitern und Leitern von Stricken führen hinab. Dann geht es vorwärts, unter den Gräben und Drahtverhauen hindurch. Von da aus geht es nach rechts und nach links. Der Stollen wächst. Eine Anzahl von Schächten wird in die Erde getrieben, und die Stollen strahlen von ihnen aus. Galerien und Korridore verbinden die Stollen unter der Erde. Da unten in der Dunkelheit sind neue Laufgräben entstanden. Spitzhacke und Spaten und Druckluftbohrer fressen sich durch Erde und Stein, und es entsteht ein richtiges Bergwerk.

„Wir haben da und dort eine Mine gesprengt." Wer denkt sich etwas dabei? Niemand. Wer kennt die furchtbare Arbeit?

Sie suchen hier unter der Erde nicht nach Erzen, sie suchen nach dem Menschen, sie wollen ihn von unten fassen, da es von oben nicht genügt.

Schwer und hart ist die Arbeit des Pioniers. Acht Stunden lang schleppt er ununterbrochen Erde und Gestein durch die düsteren Stollen. Oben, im Licht der Sonne, schüttet er die Erde aus, und wenn der Feind sieht, daß neue Erdwälle entstehen, so schießt er augenblicklich mit Granaten hinein. Aber der Pionier? Nun, der Pionier tut seine Pflicht.

Mit Kompaß und Meßband wird hier unten gearbeitet. Es handelt sich um geringste Winkel, Gefälle und Steigung, um Meter und halbe Meter. Züge mit Grubenhölzern rollen heran, die Pioniere schleppen Tag und Nacht Holz und Balken durch die Stollen, um sie auszubauen, damit sie ihnen nicht über dem Kopf zusammenbrechen eines Tages. Das

wäre eine hübsche Geschichte! Kilometerlang sind oft Gänge und Galerien unter der Erde. Aber niemand sieht sie, niemand kennt die Arbeit der Pioniere.

Es ist eine Arbeit von Wochen und Monaten, eine Arbeit von Schweiß, Überlegung und Mut.

Wie steht es? Baut auch er? Der Pionier lauscht drunten in seiner Nacht. Der Pionier lugt aus, ob nicht drüben, bei ihm, auffallend viel Erde aufgeworfen wird. Es regnet in Strömen, tagelang, und der Pionier horcht: Ja, seine Pumpen spielen! Er hat Wasser in die Stollen bekommen.

Natürlich baut er, der Franzose. Er hat den Anfang damit gemacht und ist Meister in diesen Dingen.

Mit List und größter Vorsicht wird dieser Krieg unter der Erde, in der Finsternis, geführt, viele Meter unter dem Rasen. Eines Tages, in einer Stunde der Nacht, während draußen die Gewehre peitschen und die Leuchtkugeln alles taghell beleuchten, in einer glücklichen Minute hört man ihn schaben und scharren, ihn, der von drüben herübergekommen ist, in den Wochen, in den Monaten, und der, wie wir, versucht, den Feind von unten zu packen, weil es von oben nicht genügt. Der Pionier, der ein ganzer Kerl ist und seine Sache versteht, weiß genau, was er zu tun hat. Mit seinen feinen Ohren horcht er und sagt sich, es sind vier Meter, es sind sechs Meter. Ist er rechts, links, oben, unten, feine Ohren gehören dazu. Der Offizier liegt in seinem Unterstand auf seiner Pritsche und schläft, da tutet das Telephon: Es sind vier Meter, ich glaube, er ist über uns. Nun schön, sagt der Offizier, ich komme morgen in aller Frühe.

Nun heißt es handeln! Man muß arbeiten und schaben, damit er drüben nicht merkt, daß man ihn gehört hat. Es ist ja wahrscheinlich, daß auch er es gehört hat, mit seinen feinen Ohren. Der große Augenblick ist gekommen. Es handelt sich

um Minuten. Die Sprengladung wird herbeigeschafft. Sandsäcke, ganze Berge von Sandsäcken werden durch den Brunnenschaft hinunter in den Stollen getragen. Die Pioniere wimmeln wie Ratten in der Dunkelheit, aber die Leute vorn arbeiten weiter. Sie markieren die Arbeit, aber es muß verdammt geschickt gemacht werden. Die Art des Schlagens und Schabens, obwohl nur markiert wird, darf sich um nichts von der wirklichen Arbeit unterscheiden, denn er drüben in den Stollen ist listig wie ein Fuchs. Er wird sich in den Bart lachen und sagen: Sie markieren jetzt, aber fünf Minuten früher werde ich sprengen. Dann lebt wohl, Pioniere, Offizier und Mann!

Peinlich genau werden die Kisten mit der Sprengladung aufgebaut, mit Sprengkapseln versehen, aber währenddessen wird ohne Pause das Wühlen und Graben fortgesetzt, und er, der die Sache macht, muß ein Künstler sein, soll das Werk gelingen. Rasch, rasch!

Die Pioniere hocken im düsteren Stollen. Die Sandsäcke wandern in fieberhafter Hast von Arm zu Arm. Die Sprengladung muß eingebaut und ein meterdicker fester Wall davor gerammt werden. Sonst würde die Ladung unsre Stollen zerreißen und nicht hoch gehen. Die Säcke wandern rascher und rascher, und der Schweiß stürzt in Strömen über das Gesicht der Pioniere. Mann für Mann gibt sein Letztes her! Der Vorderste arbeitet wie ein Besessener, stark und geschickt muß er sein, und baut die Mauer. Rasch, immer rascher muß es gehen. Er spürt seine Arme nicht mehr, wenn die Arbeit getan ist. Zurück! Die Leitungsdrähte werden sorgfältig durchgezogen, die Pioniere stieben rückwärts, rasch, rasch! Und der Offizier, der Offizier der Pioniere, sagt zu den Grauen in den Gräben: Also jetzt geht es los, Achtung! In drei Minuten wird gesprengt. Die Grauen verschwinden in den Unterständen und ziehen die Köpfe ein.



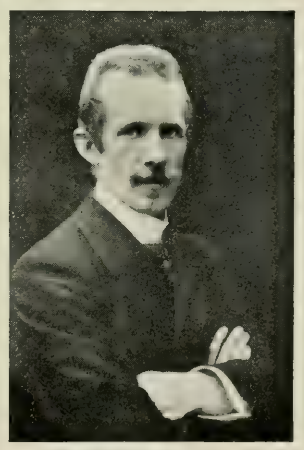
Alice Berend,
Fischers Romanbibliothek:
„Die Bräutigame der Babette Bomberling“



Henning Berger,
der Verfasser von
„Bendel & Co“



Theophile von Bodisco,
die Verfasserin von
„Das Kirchspiel von St. Lucas“



Johan Bojer,
der Verfasser von
„Ein Mann des Volkes“



Otto Brahm,
der Verfasser von
„Kritische Schriften“



Laurids Bruun,
der Verfasser von „Vom Bosporus bis zu van Zantens Insel“



Marie von Bunsen,
die Verfasserin von „Im Ruderboot durch Deutschland“



Franz Theodor Csokor,
der Verfasser von
„Der große Kampf“

Der Boden wankt, die Mine fliegt hoch! Sie zerreißt die Erde, der Boden öffnet sich, und Steine und Erde jagen Hunderte von Metern hoch. Ein Vulkan speit. Schwarz und grau steht turmhoch die Rauch- und Staubsäule. In dem Rauch jagen Sandsäcke und Menschenleiber in die Höhe und flattern Kleidungsstücke, die der Luftdruck von den Körpern riß. Achtung! Nun kommen sie herunter. Die Steine prasseln auf die Gräben herab.

Aber noch regnet es Steine und Bretter, und der Rauch steht noch undurchdringlich: da sind die Grauen schon aus den Gräben, schon vorn! Und ehe der Rauch sich verzogen hat, sitzen sie schon in dem Sprengtrichter, der groß ist wie eine Zirkusmanege. Alles war vorbereitet, sie hatten nur gelauert. Alles war bereit, Gewehre, Munition, Handgranaten, Maschinengewehre. Und mit den Grauen sind auch schon die Pioniere da, mit Sandsäcken, und beginnen wie die Ameisen zu bauen. Wälle, Schutzschilde, provisorische Unterstände: Nun mag er kommen! Und schon sind die Pioniere hinten an der Arbeit, um eine Sappe zu der neuen Festung vorzutreiben. Wir haben zwanzig Meter, dreißig Meter gewonnen, wir haben unsere Stellung verbessert, wir haben seine unterirdischen Stollen zerstört.

In den Zeitungen steht die Notiz: Da und dort haben wir eine Mine gesprengt. Aber niemand weiß, welche Arbeit, wieviel List und Kühnheit dazu gehört. Die Pioniere sind Leute, die nicht viel reden.

Das ist der Krieg unter der Erde, der neueste, der furchtbarste. Tag und Nacht wird gegraben und gewühlt. Eine Mine fliegt hoch, an dieser und jener Stelle der Front. Man treibt die Stollen bis unter die Gräben der Feinde, und ein Grabenstück mit allem, was da drinnen ist, geht in die Luft, Menschen, Munition, Kochgeschirre und Waffen.

Für den Sturm werden Stollen vorbereitet und fliegen auf in der Sekunde, in der es sein muß.

Wehe aber, wenn er zuerst sprengt, eine Minute früher: Offizier und Pionier, sie gruben ihr eigenes Grab. Aber sie wissen, was sie tun, sie wissen, wofür sie es tun.

Aage Madelung: Leben an der Front

Sehr schnell wird man mit dem Leben an der Front vertraut. Ich schlafe gut, trotz den Wanzen und der Nachbarschaft der Läuse. Wir denken nicht daran, daß die Russen, wenn sie es wollen, unser Dorf unter Artilleriefeuer nehmen können. Der Mörser hinter der Hütte gab in einer Nacht drei Schüsse ab, ohne daß ich davon erwachte. Es scheint mir, daß ich schon Jahre hier verlebt habe und sorglos auch den Rest meines Lebens hier verbringen könnte. Dem Tag und der Stunde gehört das Leben — was war und wird, ist unwirklich. Ich träume von weit in meiner Kindheit zurückliegenden Sorgen und Freuden. Menschen, die ich liebhabe, flüstern ein kaum hörbares Wort; wehmütig lächelnd ringen sie, um den Kreis meiner Träume zu überschreiten, heben sich einen einzigen Augenblick empor und sinken machtlos in das Schattenreich zurück. Wach aber lebe ich nur dem Kriege, und ich fühle den Lebenstrieb und die Gegenwart mit nie geahnter Macht. Es gibt nichts mehr als Kampf und Leben und Tod — Tod dem Sterbenden, dem Lebendigen aber ein ewiges Leben, weil er nur der Gegenwart lebt, unverwundbar und unsterblich, wie der Lebenstrieb selbst, der göttlich über seinem Blute waltet und ihn gnädig über die Sterbestunde hinwegtäuscht. Der Krieg, so wie er ist, ist eine Einstellung des einzelnen auf das unbedingt Gegenwärtigste. Die Funktionen herrschen mit

unbeschränkter Gewalt. Körperlich aufrecht muß der Mann und muß das Heer sein, das kämpfen und siegen will . . .

Fleisch verlangt der Krieger und warme Suppe. Es brodelt in den Feldküchen, die jeden Tag nach vorn fahren. Getränke gibt es auch. Die Verpflegung ist gut. Rindfleisch und Suppe mit Linsen. Es wird im Dorfe geschlachtet und gekocht, vom Morgen bis zum Abend. Die Gulaschkanonen verfeuern ganze Rindviehherden. Stocken die Transporte aus irgendeinem Grunde, so greift man die Konservenvorräte an, bis wieder Rind und Schwein herangetrieben werden. Die Kantinen bringen für die Offiziere, was nur das Herz an eßbaren Sachen begehrt. Tokaier und ungarischer Sekt steigen empor aus den geheimnisvollen Kisten der Kantinenwirte und finden den Weg bis zum vordersten Schützengraben, wenn dort zufälligerweise einer seinen Geburtstag feiert . . . Ich sagte, daß alles, was war und wird, der Unwirklichkeit anheimgefallen ist, weil das Gegenwärtige die Herrschaft an sich gerissen hat und machtberauscht die so lange entbehrte Gewalt den Menschen aufdrängt. Trotzdem aber geht ein unbewußtes Sehnen durch die Männer. Fern, wie ein Leben auf einer anderen Welt, scheint ihnen die Heimat, sind ihnen Vater und Mutter, Weib und Kind. Die Briefe, die kommen, sind wie unfaßbare Botschaften aus dieser fernen Welt. Blaß und leicht, wie ein Hauch, ist der beschriebene Bogen, unwirklich wie die Stunde des Traumes, da ich mit feuchten Augen erwache. In feldgehärteter Hand ruht die Kunde, die dem Manne aus der Heimat zuging. Langsam liest er Silben und Sätze, kaum wissend, was da geschrieben steht, weil alles, was ihm lieb und teuer ist, sich unsagbar und geheimnisvoll zwischen den Zeilen und Silben offenbart. Er faltet den Brief zusammen und verbirgt ihn da, wo er sein ganzes Vermögen trägt, in der Wachstuchtasche an seinem Hals . . . Und wieder dringt

die Gegenwart unerbittlich und unabwendbar auf ihn ein. Die höchste Pflicht: das nackte Leben zu erhalten und selbstbewußt hinzugeben, erfüllt ihn ganz, erfüllt jeden der Grenadiere und Musketiere aus Deutschland, die in den Karpathen kämpfen. Vergeßt sie nicht, ihr alle zu Hause! Gebt ihnen ein Wort aus Deutschland mit, einen Segen, eine Liebesbeschwörung, ein Siegesgebet, daß ihnen das Blut warm in die Wangen steigt, wenn sie im Feuer liegen oder zum Sturm sich erheben! Zeigt ihnen, ihr Frauen und Greise und Kinder, daß auch ihr, opferbereit und germanengläubig, alles hingebt, selbst Mann und Sohn und Bruder, wenn das Los sie trifft, damit er fallend noch die fremde Erde küsse, die er um euretwillen betreten! . . .

Das Schicksal waltet über Leben und Tod. Noch leben Grenadier und Füsilier und Kanonier! Und ihr Appetit ist gut. Aber immer nur Rindfleisch aus der Feldküche, Tag um Tag? . . . Es gelüstet sie nach Abwechslung und Süße in der Herbheit. Schokolade möchten sie kauen, Milch in den Kaffee mengen und eine gute Zigarre rauchen. Ja, Schokolade, Tabak und Milch in Tuben sind sehr begehrt an der Front! Die kleinen Tuben, die durch einen leisen Druck so schöne kondensierte Milch verspritzen, sind wahre Liebesgaben. Ein Strahl kondensierter Milch in den schwarzen Feldkaffee, der, immer flau und schwarz, nach Flußwasser und Bohnen schmeckt, hat mich jedenfalls oft schon sehr beglückt.

Briefe und Liebesgaben sind die großen Ereignisse im Leben des Feldsoldaten, weil er nur der Stunde lebt und an der Grenze steht. Ruhig kann man sich dem Briefe anvertrauen und warm und innig den Lieben und Geliebten sich mitteilen, die deutsche Feldpost kennt keine Briefzensur — höchstens eine Briefsperrre, wenn es nötig ist. Die Grenze aber, die „Die Karpathen" heißt, ist ein kühles und herbes Land. Weiß und

weich liegt der Schnee über Bergen und Tälern, wie ein Brautbett, das nie bestiegen wurde und doch immer bereit ist. Alle Morgengaben der Märchenwelt blitzen auf ihm, wenn die Sonne huldvoll die kalte Pracht anblickt: immer bereit, unschuldsvoll weiß, mit Kleinodien belegt, todverheißend dem Menschen, der ihr zu nahe tritt! Nachts aber wühlen böse Geister und Ungetüme des Schreckens in dem weißen Leinen, um gegen Morgen die Spuren mit einem Schneegestöber zuzudecken. Die bereiften Tannen, die am Tage wie seidengestickte Namenszüge ihre Schnörkel und Punkte über die weißen Decken zogen, dehnen sich, daß die gefrorenen Äste gegeneinander klappern, wie Glockenspiele aus Eisenstangen. Eisen hämmert, Eisen blitzt in der Nacht. Gestalten, die niemand sehen darf und niemand sehen will, schleichen durch das finstere Ödland. In den Schützengräben fürchtet man, es könnten Menschen sein, und ununterbrochen nähen knatternd die Spitzkugeln durch das Dunkel, um den Spuk zu bannen . . .

Und wieder kommt der Tag, da Wagen fahren und Menschen gehen, und das Gewehrfeuer nicht in unheimlicher Einsamkeit und Blindheit irreredet. Jetzt, im vollen Tageslichte, sprechen die Kanonen gemessen über die Schneefelder hinweg. Fröstelnd schreit der Schnee unter den Sohlen der Kanoniere. Feindliche Granaten haben einen Kreis von tiefen Gruben um die Haubitzenbatterie unterhalb der Kuppe gezogen und den Schnee ringsum mit schwarzen Schatten belegt. Über den Kuppen, die dem Dorf vorgelagert sind, platzen hier und da Schrapnelle, wenn die Russen auf gut Glück nach unseren Beobachtern tasten . . . Ich arbeite mich aufwärts, um den Gipfel der Kuppe links von uns zu erreichen. Mit mir sind zwei meiner neuen Freunde und Hausgenossen. Ohne militärische Begleitung liefe ich als Zivilist Gefahr, abgeschossen zu werden, wenn ich mich auf solch exponiertem Gebiet allein

umhertreiben würde. Der Pfad führt gerade bergauf von unserem Dorf. Er ist wenig begangen, und wir sinken bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Schnee. Zwanzig Grad Kälte sind, und die Sonne leuchtet nur, ohne zu wärmen. Ein eisiger Wind zieht messerscharf über die Schneefläche hinweg und pfeift durch die Tannengruppen, daß einem der Atem stockt. Die Luft ist klar und durchsichtig wie ein Diamant. Ganz oben sieht man weit über das Karpathenland, bis nach Skole hinein, wo wieder das Flachland beginnt. Vor uns liegen unsere Stellungen und die der Russen, aber selbst durch das Glas sind Menschengestalten nicht zu erkennen, nur zwei parallel laufende dunkle Linien: die Schützengräben. Wir stehen auf einem offenen Fleck, gerade über dem steilen Abhang der Kuppe. — „Wollen wir uns nicht ein bißchen decken?“ sagt der eine meiner Begleiter. Es ist derjenige, auf dessen Schulter ein Streifschuß wie ein Stahlrutenhieb sich eingezeichnet hat. — „Wenn wir uns so offen zeigen, haben wir sofort eine Schrapnellage!“ Wir suchen also Deckung hinter den Tannen und müssen uns dabei gut vorsehen, weil die Kuppe von alten, verschneiten Schützengräben und Unterständen durchwühlt ist. Sie liegen unter den Tannenzweigen und dem metertiefen Schnee wie gut maskierte Fallgruben, auf deren Boden sich allerlei Dinge des Grauens befinden. Eine Abteilung von k. und k. Landsturmleuten, mit Stöcken versehen und von Sanitätshunden begleitet, ist dabei, näher zu untersuchen, was alles in den alten Gräben steckt. Wir stören sie nicht durch Neugierde in ihrer Arbeit. Die Sanitätshunde kümmern sich wenig um die verschneiten und erstarrten alten Gräben. Will man wirklich wissen, was noch darin liegt, muß man selbst hineinkriechen, aber auch bei hellichtem Tage scheint niemand danach zu verlangen . . .

Wir kommen nach einer Weile denselben Weg zurück. Et=

was unterhalb der Kuppe, auf dem Südhang, wo die großen Tannen ihre Äste wiegen, steht ein Kreuz, ein großes, einfaches Holzkreuz. Ich hatte es das erstemal, als ich vorüberkam, nicht gesehen. Auf dem Kreuz ist zu lesen: Hier ruhen Vizefeldwebel X. und vier Mann des . . . Regiments . . . Kompanie. Unwillkürlich kommt mir eine Strophe des alten Soldatenliedes in den Sinn: Hier starben für ihr Vaterland des Königs Grenadiere! . . . Jawohl, jawohl! Hier, unter dem Holzkreuz, liegen fünf Mann von den vielen, die in diesen Bergen für Kaiser und Vaterland starben. Oben in den alten Schützengräben liegen noch andere, vielleicht neben den erstarrten Leichen des Feindes, dem von den Stürmenden die Gräben auf der Kuppe genommen wurden. Ich hebe einen Helm auf und lese, wem er gehörte. Es war ein Mann aus einem ruhmgekrönten Eliteregiment. Drei Schrapnellkugeln sind durch die Helmdecke eingedrungen und haben den Schädel so jäh auseinandergerissen, daß der Soldat mit dem Hurra auf den Lippen steintot zusammensank, gleichsam über den Tod hinwegstürmend, als wäre der überhaupt nicht da, was wohl auch der Wahrheit am nächsten kommt . . . Noch lebt er, der Grenadier und Füsilier und Feldkanonier, weil er vom Tode nichts weiß!

Galizien, Ostabhang der Karpathen,
im März 1915.

Norbert Jacques: Die Schlacht

Wir gingen wie eine Herde miteinander dahin. Niemand sprach. In der Luft lag manchmal ein fernes dunkles Aufknallen. Wir gingen stundenlang und achteten der Orte nicht, durch die wir kamen. In einer Kneipe bekomme ich wieder Kaffee,

Brot und einen Genever. Der Wirt erzählt andern Leuten: „Sie haben heute früh das Lazarett hier aufgelöst, die Leute einfach auf die Straße gesetzt und sich nicht weiter um sie gekümmert.“

Als ich wieder auf die Straße trat, kam von neuem das Knallen, das fern und zart die dumpfe Luft schüttelte. Einer hinkte vor mir. Ein schmutziger Verbandlappen, der aus einem Hosenbein heraushing, schleppte im Kot hinter ihm her. An diesem Fuß trug er einen Pantoffel, am andern einen richtigen Schuh. Er sprach mich an, als ich vorbeikam. Er war ein junger Mann. Wie einem, den er lange kennt und der von ihm erfahren will, was er in der letzten Zeit getrieben, erzählte er mir ohne Einleitung, nach Lüttich seien sie auf Namur zurückgeworfen worden, und dann wurde ihr Regiment nach Frankreich verschlagen und an die Küste gebracht und kam über Ostende wieder ins Land. Er war schon bei Lüttich verwundet worden. Bei Mecheln wieder und heute früh haben sie ihn ungeheilt aus dem Lazarett auf die Straße gesetzt. Was mach' ich denn jetzt? sagte der dem Stabsarzt. Kann kaum gehen. Hab' kein Geld . . .? Der Stabsarzt: Was schert das mich. Ich bin nicht dazu da, Ihnen welches zu geben . . . Der Sauhund! Das sind unsere belgischen Offiziere! . . .

Er humpelte mühsam und wütend weiter. Der Verbandfetzen wurde immer länger im Kot. Ob er ihn nicht lieber festmachen will? — Er könne sich nicht bücken. Schrapnelle im Rücken! . . . Ich befestige ihm den Verband und frage von Wagen zu Wagen um einen Platz für ihn. Niemand wollte weichen. Wieder das ferne Grollen! „Das ist eine Schlacht!“ sagte der Verwundete. „Sie kommt näher. Ich hör's am Knallen.“

In diesem Augenblick rief ein Radfahrer, der uns überholte, mit ernstem Gesicht in einen Wagen hinauf: „Keine zwei

Stunden von hier ist eine blutige Schlacht. Sie kommt wohl hier herüber." Weiber heulten auf dem Wagen und bedrängten flehend die Führer. Der Donner wurde häufiger und härter. Die Menschenmassen verstanden ihn nun, und ein neues Entsetzen bohrte sich durch die wandernden Straßen. Der Schmutz spritzte wild unter den rascher und unachtsam eilenden Schuhen. Die Blicke versenkten sich aufgereizt nach Osten in die Flachheit des Landes, die mit Bäumen locker aufgefüllt war, und es fiel das Wort: Husaren! Wie ein Karbatschenknall fuhr der Schrecken dieses Worts in die wandernde Chaussee hinein. Alle Augen lagen fortwährend nach Osten auf der Lauer und harrten darauf, daß dort über den nackten nassen Äckern die ersten deutschen Husaren durchbrechen würden.

Das Knallen stand nun fast ununterbrochen im Osten. Es scholl, als ob es in der Luft irgendwie festhinge, oft acht-, zehnmal ganz rasch aufeinander. Es regnete nicht mehr. Es war, als ob die fernen Geschütze dunkel und dumpf bellten. Die Luft schüttelte sich jedesmal ein wenig.

Ich gehe der Schlacht entgegen.

Über einen schlammigen Karrenweg zwischen Äckern und Wiesen entferne ich mich vom Strom der Fliehenden. Halb im Laufschritt spring' ich dahin. Ich will zum Brügger Kanal, der dort irgendwo zwischen den Bäumen führt. Ich dampfe unter dem nassen Mantel. Das bellende Rollen der Kanonen ruft manchmal fünf, zehn Minuten lang. Hier ist plötzlich kein Mensch mehr. Auch kein Dorf. Nur Wiesen, brüllendes Vieh und schweigsame Äcker, beregnete Baumreihen um einsame Gehöfte und Wolken . . .

Nach langer Zeit sehe ich die Allee des Kanals und einen langen schmalen Zug von Menschen unter den Bäumen auf dem Damm Holland zu schreiten. Ich steige den Damm hinan und eile gegen die Menschen auf Damme zu. Die Geschütze

prallen jetzt so stark, daß man ihren unheimlich die Luft schüttelnden Donner auf dem Handrücken zu spüren vermeint. Ab und zu sind Soldaten unter die Fliehenden gemischt. Ich bin der einzige, der an der ununterbrochenen Reihe entlang den andern Weg geht, den ins Land hinein. Oft schaut man mir nach. Die Leute machen eilige Bemerkungen über mich. Spion? Was weiß ich? Ich beeile mich weiterzukommen. Es schlägt elf auf einem Kirchturm, den man nicht sieht. Es ist der 14. Oktober. Wie die Schläge der Geschütze prallend aufeinander fallen! Man erkennt am Ton verschiedene Geschütze, an der Reihenfolge in diesen Tönen die des einen oder des andern Heeres. Es kommen immer mehr belgische Soldaten zwischen den Fliehenden.

Ich will nicht fragen, um kein Mißtrauen zu erregen unter diesen von Angst und Elend verwilderten Menschen. Nun trollt ein Rudel von merkwürdigem Gesindel auf dem Damm heran. Sie gehen lärmend, breit und brutal. Ihre Haltung? Ihre Kleider? Hat man die Gefängnisse geöffnet? Unglaubhafte Weiber gehen mit den Strolchen. Sie höhnen mich an. Auf dem Kanal fährt ein ganzer Zug von Motorbooten.

Da kommt ein Soldat, der am Kopf blutet. Unter der Mütze fließt das Blut dick hervor über die Schläfen und am Ohr hinab in den Hals oder auf Kragen und Brust. Er hat kein Gewehr mehr. Er geht allein. „Laufen Sie zurück!" ruft er mich an. „Die Preußen sind doch hinter uns her!" — „Wo?" — „In Damme! Was weiß ich!" Er stürzt weiter, dem rettenden Holland zu. Ich den Kanal hinauf, immer rascher und immer brennender. Das Herz arbeitet mir in einem elektrischen Zucken. Die Puffe der Kanonen dringen mir in die Brust. Sie kitzeln das Trommelfell in den Ohren. Einmal setzen sie eine Viertelstunde lang nicht

aus. Immer Schlag auf Schlag, kurz und mit jenem schwebenden Erdröhnen, das sogleich erstickt. Man fühlt den Tod die Luft durchsausen. Man fühlt fern Blut in den Boden fließen, wie verruchte Quellen, die das Geheimnis der Schöpfung grausam aus den Eingeweiden der Menschen und Zeiten riß. Über fernen Baumgruppen steigen Flieger auf. Nein, das sind keine Flieger. Man sah sie nicht hochgehen. Es steht auf einmal wie ein weißer Ball in der Luft. Bald wächst es auseinander wie aus einem Sack aufquellende Wolle. Eines pflanzt sich zum andern. Eines hoch, eines niedrig. Sie bleiben langsam vergehend stehen. Man kann sie nicht mehr zählen, so zahlreich sind sie geworden. Das sind Schrapnelle! Donnerwetter, Schrapnelle! Stehen sie über uns? Ich laufe. Die Geschütze donnern schon durch den Boden. Man spürt die Schüsse in den Fußsohlen. Die Schlacht muß ganz nahe sein. Es kommen auch immer mehr Soldaten, nichts mehr wie Soldaten. Sie gehen hastig und ohne aufzuschauen Holland zu.

Weiße Gebäude erscheinen hinter Mauern, Türme, ein hohes Gebäude. — Das ist Damme! Ich kenne es von früher. Aus einer Zeit, wo man andere Dinge als Krieg und Blut nach Belgien suchen ging. Zwei Soldaten führen einen Kameraden, der einen zerschossenen Fuß hat. Der hat den Arm über die Schultern der beiden gelegt. Das Blut bleibt wie eine dicke Ader auf dem Boden hinter ihnen zurück. Sie laufen ein wenig, und der Verwundete hüpft auf einem Fuß, so rasch er kann, zwischen ihnen mit. Er schleppt den verwundeten Fuß unverbunden über den Boden nach. Immer mehr Verwundete. Die wenigsten sind verbunden. Das Blut fließt aus ihnen weit umher über den Boden. Ich überspringe grauenvoll gepackt die roten Lachen, die der Sand schleimig aufsaugt. Einige Soldaten verbinden sich Hände und Schenkel, Kopf oder Arm im Gehen.

Ein Kanonenschlag macht die Luft aufbersten, so nah, als sei er hinter den Gebäuden dort in Damme gelöst worden. Vielleicht haben sie sich dort verschanzt, denk' ich. Damme war ja als Hafen von Brügge befestigt. Ich laufe in eine Schlacht hinein. Ich bebe und glühe und bin geheimnisvoll von Schauern durchstoßen, todesruhig und brutal lebensfroh, verführt von dunkeln Dingen, die wie peitschende Schemen mir durch die Adern jagen. Ich komme immer näher an den Ort. Der Damm ist jetzt menschenleer. Es ist, als sei die Landschaft gestorben.

Aber auf einmal sehe ich ein dunkles Rudel aus den hellen Mauern hervorbrechen. Uniformen! Sie laufen auf mich zu. Ich will beiseite treten. Sie füllen den ganzen Damm. Aber sie laufen auch an den Seiten. Ich kann nicht mehr ausweichen, bin von ihnen umschlossen. Einer schreit: „Was machst du, Idiot!? Die Preußen sind hinter uns. Rasch um . . .“ Ein paar andere brüllen erregt auf mich ein. Sie fassen mich im Laufen an Armen und Schulter. „Der Teufel, du willst in eine Preußenkugel laufen! . . .“ Sie reißen mich mit. Einer bläst auf einer Mundharmonika im Laufen die Melodie „De l'Espagne à l'Angleterre . . .“, die das Glockenspiel des Brügger Rathauses spielte. Ich komme nicht mehr frei von den Fliehenden. Ich bin angesteckt von ihrem Laufen, ihrer Flucht, ihrer Angst! Ich laufe mit. Die Geschütze der nahen Schlacht dröhnen und poltern. Wir warten im Laufen auf Granaten. Die Mundharmonika bläst in verrückten spitzen Anläufen. Die Schrapnellwölkchen stehen, wie ein Feld großer, unheimlicher Kohlköpfe im Himmel, fast über uns, scheint es. Die Baumreihen wie ein zerbrechliches Gitter zwischen uns und der Schlacht, zwischen uns und dem Tod! Der auf der Mundharmonika bläst heftig und verwildert. Es ist, als sei er an das Instrument auf ewige

Zeiten verflucht, wie der ewige Jude an die Landstraßen. Die Schuhe prallen auf dem Damm wie fallende Kugeln, bevor sie zu Feuer und Fetzen auseinander bersten.

Auf einmal mitten im wildesten Toben verstummen die Geschütze. Die Schrapnellwölkchen verlaufen langsam.

Die Schlacht war aus.

Später erfuhr ich, daß es eine Schlacht gewesen, die wohl klein an Umfang, aber groß an Bedeutung gewesen war. Sie fand in der Gegend nordwestlich von Syssheele bei Brügge statt, und das aus Antwerpen entkommene Heer schlug sich ein letztes Mal gegen deutsche Truppen, bevor es südwestlich in die vorbereitete und zunächst von französischen Truppen verteidigte Gegend zwischen Roulers und Nieuport abzog. Tags darauf, am 15. Oktober, nahmen diese französischen Truppen den Belgiern die Angriffe der Deutschen ab, sie wurden aber in einem Atemzug bis auf die Yser geworfen, und dort begann, im französischen amtlichen Bericht zum erstenmal am 16. Oktober erwähnt, eine der blutigsten und gewaltigsten Schlachten der Weltgeschichte, in der vier Völker sich bis zur Schlagader zu zerfetzen suchten.

Die russische Schuld in Ostpreußen

Übrigens konnte beim Beginn des Krieges niemand ahnen, in welchen Formen ein russischer Einfall in Ostpreußen verlaufen würde. Wir erwarteten gewiß alle nichts Gutes, aber auf solche schreckliche Dinge war niemand gefaßt. Wenn es sich lediglich um Ausschreitungen Einzelner, sagen wir einzelner Kosaken, oder um Akte der Trunkenheit handelte, so wollten wir uns mit unserm Urteil bescheiden. Wir sahen aber ganze Abteilungen, wir sahen nicht bloß Kosaken, sondern Truppen

aller Waffengattungen, wir sahen Offiziere an diesen Taten beteiligt. Folglich müssen die Gründe tiefer liegen. Manche Führer mögen vielleicht in ihren Maßregeln durch den Plan einer wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands bestimmt gewesen sein, der in russischen, französischen und englischen Zeitungen offen erörtert wurde, und zur Zeit des zweiten Russeneinfalles hat dieser Plan, wie wir noch sehen werden, auf die Entschlüsse der Heeresleitung entscheidend eingewirkt. Wenn aber auch in der Wilnaarmee, deren Führer die Provinz schonen wollte, dieselben Schändlichkeiten vorkamen, so muß man wohl oder übel auch das Volk als solches nach Charakter und Anlagen verantwortlich machen.

Das russische Heer ist zwar aus den verschiedenartigsten völkischen Elementen zusammengesetzt, aber das bestimmende Element ist doch der Russe selbst, der seine Eigenart dem Ganzen in mehr oder weniger nachhaltiger Weise aufgeprägt hat. Alle Kenner des russischen Volkstums rühmen nun dem Russen zwar Gutmütigkeit, auch Intelligenz nach, tadeln aber den völligen Mangel an Energie und Selbstzucht. Vielleicht ist das gerade der stärkste Unterschied zwischen dem Russen und dem Deutschen, daß jenem die Selbstdisziplinierung fehlt, die diesem durch Weltanschauung und militärische Erziehung selbstverständlich geworden ist. Der Russe bezeichnet die nachgiebige und weiche Art und das Sichgehenlassen mit dem stolzen Namen der „Breiten Natur" oder, wie wir deutlicher sagen würden, der Großzügigkeit, aber in Wahrheit führt diese „Großzügigkeit" zu einer völligen Disziplinlosigkeit im Leben des einzelnen wie im Leben des Staates. Man lernt die Russen vielleicht am besten kennen, wenn ein äußeres Reizmittel, wie der Alkohol, auf sie wirkt. Dann tritt zur Disziplinlosigkeit die innere Haltlosigkeit; weinerliche Klagen und Selbstbedauern wechseln ab mit tollster Zerstörungslust. Genau so zeigten sie

sich jetzt im Kriege. Die in der Weltgeschichte beispiellose Masse der Gefangenen findet ihre Erklärung zu einem nicht geringen Teile in jener Haltlosigkeit des russischen Soldaten, der beim Rückzuge sofort den Kopf verlor. Und was sind die Ausschreitungen in unserer Provinz anders als Zeichen jener bloßen Lust am Zerstören, die uns auch bei dem betrunkenen Russen, wie ihn Rußlands Schriftsteller so unübertrefflich geschildert haben, als das besondere Merkmal seiner Haltlosigkeit entgegentritt. Wir brauchen gar nicht nach anderen Gründen zu suchen. Der russische Durchschnittssoldat konnte sich als Feind gar nicht anders aufführen, als er sich bei uns aufgeführt hat. Wenn die besseren Offiziere und Mannschaften der russischen Armee die Bevölkerung unserer Provinz immer wieder vor den eigenen Kameraden warnten und sehr viele ihre völlige Unfähigkeit bekannten, dem Übel abzuhelfen, so liegt darin der beste Beweis, daß die Ursache der Greuel in erster Linie in der Beschaffenheit des russischen Heeres zu suchen ist. Das Verhalten der Russen in Ostpreußen war leider Gottes „echt russisch".

Das Elend, das der Russe über unsere Provinz gebracht hat, ist außerordentlich groß. Es ist in der Geschichte beispiellos, daß etwa 400 000 Menschen ihre Scholle von heute zu morgen verlassen, daß sich in wenigen Monaten im ganzen 870 000 Menschen für kürzere oder längere Zeit auf die Flucht begeben mußten; es ist unerhört, daß über 2000 unschuldige Personen getötet oder verwundet, 5419 Männer (meist Greise), 2587 Frauen und 2719 Kinder, also im ganzen 10 725 Personen, verschleppt wurden, daß über 100 000 ihre ganze Habe verloren. Da gilt es, mit ganzer Kraft und allen Mitteln zu helfen.

Wir befinden uns hier auf altem deutschem Boden. In heißem Kampfe haben ihn einst die Deutschen erstritten, in

tiefster Not und Bedrängnis ihn gegen Tataren und anderes Volk gehalten. Es ist eine Ehrenpflicht des lebenden Geschlechtes, ihn ungeschmälert der Nachwelt zu bewahren. Dieser Entschluß aber wird Früchte tragen. Nicht ohne Grund hat Rußland sein Augenmerk gerade auf unsere Provinz gerichtet; sie sollte ein Juwel in der Krone des Zaren werden. Daß dieses fruchtbare Land mit seinen weiten Äckern und Wiesen, mit seiner kernhaften Bevölkerung ein Juwel bleibe, dazu mitzuwirken hat jeder die Pflicht, der Ostpreußen als seine Heimat oder als Deutscher liebt.

Paul Schlenther: Ein Tag in Lyck

Lyck ist die reizendste Stadt in Ostpreußen. Ungefähr hat sie die Form eines lateinischen T. Den Fuß dieser Letter bildet der Bahnhof, der gänzlich zerschossene. In die Ringmauern hat man Bretterbuden eingebaut; über lockere Bohlen muß man sein Gepäck schleppen, bis endlich ein halbwüchsiger Junge danach langt, um sich einen „halben Gulden" oder „zwei Achthalber" zu verdienen. An mir sind diese 50 Pfennig leicht verdient. Denn ganz nahe zeigt sich schon ein Gasthof — wie ich dem hier verbotenen Baedeker entnehme, mit 30 Zimmern zu 2 bis 3 Mark.

Wir treten zur Mittagszeit in die Gaststube. Feldgraue Kopf an Kopf. Auch Landbewohner mit ihren Frauen, die von dem kecken Wunsche beseelt sind, mit der Klingel-Bimmel Bummelbahn bis Marggrabowa zu kommen, aber nicht wissen, wie sie das anstellen sollen, denn kein Mensch kann Auskunft geben, ob der fahrplanmäßige Zug abgehen wird. Inzwischen tröstet man sich mit dem Mittagessen, das überraschend gut ist und fast sauber angerichtet wird. Die Be-



CARL AUGUST

Grossherzog zu Sachsen Weimar Eisenach

Aus „Wassermann, Deutsche Charaktere und Begebenheiten“



Hochzeitsfeier im Jahre 1548

Aus „Wassermann, Deutsche Charaktere und Begebenheiten“

dienung ist militärisch. Der Gastwirt selbst steht als Feld=
webel jenseits der Grenze. Daher hat ihm die Etappenkomman=
dantur einen Landsturmmann zu Hausdiensten überlassen, weil
das aus= und einrückende Militär auf diesen Gasthof, der zu=
gleich als Bahnwirtschaft gilt, angewiesen ist. Der unifor=
mierte Oberkellner, den lustige Soldaten „Herr Ober—Leut=
nant" rufen, ist in seinem Zivilverhältnisse selbst Besitzer einer
kleinen Gastwirtschaft, und zwar zu Koblenz am Rhein. Nun
wirkt er in Masuren; aber sein Auge glänzt, wenn man ihm
ein Glas sauren Mosel zu trinken gibt. „Am Rhein, am
Rhein, da wachsen unsre Reben." Doch er weiß auch schon,
was unter einem ostpreußischen Maitrank zu denken ist. Aber
— er darf ihn nicht kredenzen: Rum, Arrak, Kognak, die
dabei wichtiger wären, als Zucker und Wasser, sind verboten;
der Schuß Rotwein allein tut es freilich nicht.

Als die Mittagsgäste weg sind, verwickle ich diesen Ko=
blenzer in ein Gespräch über Abreisemöglichkeiten. Auch ich
möchte noch nach Marggrabowa. „In dem Nest komme
Sie nit unter! Da finde Sie koin Nachtquartier!" „Finde
ich hier Nachtquartier?" „Ei froilich! Nummer 15 ist frei.
Zwei Treppe hoch." Er führt mich. Die Stufen zertreten,
hoch liegt Staub und Schmutz. Elektrisches Licht, elektrische
Klingeln, Wasserleitung, Zentralheizung, alles sorgfältig zer=
stört. Schloß und Riegel weggerissen; zum Ersatz wird das
Vorlegeschloß eines Reisekorbes benutzt. Im Zimmer fliegt
der Staub wie eine Milliarde Motten. Die Luft verpestet.
Ich reiße alle Fenster auf. „Oi! oi!", warnt der Koblenzer,
„bei Nacht ist es halt noch Winter." Trotzdem bin ich für
Entpestung. „Warum wird hier nicht gesäubert?" „Wir habbe
koine Leut'."

Als ich unten Kaffee trinke, kehrt die Wirtin von einer Fahrt
nach Lötzen zurück. Sie ist eine tüchtige, gutmütige Person,

die in Friedenszeiten ihr Haus musterhaft führt. Die Art wie sie mit Kinderchen, Gästen, vier Dienstboten verkehrt, bestätigt das Urteil des Koblenzers, daß sie eine „sehr noble" Frau sei. Nun muß sie es wochenlang, monatelang dulden, daß ihr Gasthof ein Schweinestall ist. Noch immer muß sie den Brodem der Russen riechen, denen sie standgehalten hat. Als sie erfährt, daß ich auf Nummer 15 wohne, sieht sie mich mit einem Blick stummer Teilnahme an. Noch denselben Abend reiste sie nach Königsberg. Aus Lötzen konnte sie nur Eßwaren holen. Alles, was sonst fehlt, Möbel und Hausgerät, Porzellan und Glas, Tapeten, die der Russe zum Zeitvertreib von den Wänden riß, Wäsche, Betten und Bettgestelle, alles muß aus der Hauptstadt neu beschafft werden. Was alles fehlt, habe ich während der nächsten Nacht schaudernd zu erleben gehabt. Um den wackeren Wirtsleuten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möchte ich nach zwei Jahren abermals bei ihnen einkehren, nur nicht in Nummer 15.

Aber die Nacht ist noch weit. Ich wandere vom Bahnhof das lange T hinauf bis zum oberen Querstrich. Die Aprilsonne senkt sich leuchtend herab und durchwärmt die kalten Häuserschatten. Es ist eine nahezu großstädtische Straße, und nachdem die Russen ihr Mütchen am Bahnhofe gekühlt hatten, gönnten sie sich eine Erholungspause. Gehrmanns Konzertgarten steht; da mögen sie gezecht haben; gegen Wirtshäuser waren sie meistens recht milde. Auch die Apotheke haben sie in Lyck stehen gelassen; anders als zum Beispiel in Eydtkuhnen, wo man noch Arzneien, Tinkturen und Latwergen im Trümmerhaufen fließen sah. Hingegen lernte in Lyck die Feuersozietät des Feuers Macht am eigenen stattlichen Hause fühlen; mitten im Schutt und Geröll liegt, wie ein totes Hündlein auf einem Ohr, der weggerissene, zertretene, blaue Briefkasten, dieser traulich-verschwiegene Gesell unseres Alltags-

lebens, den wir in der Fremde immer wie einen alten, guten Kameraden begrüßen; es war ein wehmütiger Anblick; auch ein toter Gegenstand kann sterben. Das Postgebäude selbst ist ganz geblieben, ebenso die Synagoge. Aber ein Stückchen weiter der schöne, rote Backsteinbau der protestantischen Kirche! Die Ringmauern des großen Schiffes und des wuchtigen, hohen viereckigen Turmes stehen abgebröckelt mit den öden Fensterhöhlen da. Ich habe in Ostpreußen keine Architektur gesehen, um die es so schade ist, und die soviel Ruinenschönheit hat. Solch ein Bau wirkt wie ein erhabener Mensch; mir fiel der alte Gesangbuchvers ein: „Du edles Angesichte, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgewichte, wie bist du so bespeit."

Mir fiel noch etwas andres ein. Der Sonnenball lag schon niedrig. Die verstärkte Glut stieg von unten, wie eine zweite Brandstiftung, an den roten Mauern empor. Lange Schatten liefen durch das Gebröckel; in die Fensterhöhlen hatte ein himmlischer Glasermeister himmelblaue Scheiben eingesetzt. Rings umher aber floß alles feuerrot, von den herrschenden Mauern des Gotteshauses rechts und links, vorn und rückwärts, weit und breit über die beiden großen, senkrecht aufeinander stehenden Straßen, die sich hier schon marktartig ausdehnen und streckenweise ein Trümmerfeld sind. Mit ähnlichen Empfindungen habe ich oft und oft auf dem Heidelberger Schloßhofe gestanden und zugehört, wie bebaedekerte Engländer den Vandalen Melac lobten, weil er ihnen solchen Genuß verschaffte. Mir erschien das immer als der Gipfel kaltherziger Schöngeisterei.

Die Sonne von Lyck tobte im Untergehen, schickte eine rasende Feuersbrunst durch die Stadt. Ein Fluchtgefühl kam über den, der mitten in diesen Flammen stand. Gegenüber der Kirche lockt ein kleines, enges Gäßchen bergab an den

See. Eine feste Brücke führt zu einer Art Inselburg hinüber. Nur wenige Menschen gehen. Auf dem schweigenden Wasserspiegel rechts eine Gondel, von einem einsamen Feldgrauen gerudert, links ein Fischerkahn, von einem Manne und einem Knaben bedient. In der Ferne werden die Wälder dunkler und dunkler, nie gab es einen weicheren Frieden in der Welt. Von der Kirche sind nur die acht kleinen Spitztürmchen, von der Zerstörung der Stadt ist hier nichts zu sehen. Der Abend weiß hier nichts von Krieg und Brand, kaum hundert Schritt von der Verwüstung.

Man wird Lyck nicht so lassen wie das Heidelberger Schloß, an das uns keine Restauratorenfaust mehr tasten darf. Aber irgendwo sollte auch in Ostpreußen ein Denkmal der sarmatischen Melacs bleiben, eine demonstratio ad oculus für kommende Geschlechter. Man hat den geistreichen Vorschlag gemacht, der Stadt Schirwindt diese Blutzeugenehre zu erweisen und sie zu lassen, wie sie ist, weil dicht daneben ein völlig unversehrt gebliebenes russisches Städtchen liegt, das die Schirwindter aufnehmen könnte. Lyck ist für ein so fragwürdiges Gedächtnisbrandmal schon zu viel Hauptstadt, die Hauptstadt Masurens.

Ich trete den Rückweg an, scheu meiner Nummer 15 gedenkend. Nun fallen mir erst Einzelheiten auf. Schon in Lötzen war mir als Sensation mitgeteilt worden, Lyck mache sich, denn es habe schon wieder ein Kaffeehaus offen. Und wirklich! In das ausgebrannte Haus hat man eine Baracke hineingebaut, und das Luisen-Café ist fertig. Hinter der Kirche, vor einer Schule, auf einem grünbewachsenen Platze, ganz niedrig eingezäunt, mit vier Kieferästchen bepflanzt, liegt das „Heldengrab deutscher Soldaten, gefallen im Straßenkampf zu Lyck". Nicht weit davon, noch näher der Kirche, mit der Längsseite parallel zur Straße, nebeneinander, wie ein fried-

lich schlummerndes Ehepaar, liegen zwei Gräber, jetzt noch mit Tannenreisig bedeckt. Jedes hat ein kleines Holzkreuz, auf dem mit Bleistift etwas geschrieben steht. „Hier ruht ein deutscher Krieger; ruhe sanft“; das in russischer Schrift konnte ich nicht lesen. Auch dieser Krieger ruhe sanft!

Ein Kriegstagebuch

Ein furchtbarer Schlag traf mich auf die Schulter, wie von einer schweren Keule, stumm sank ich auf den Rücken. — „Getroffen,“ stöhnte ich. Ein tiefer Atemzug, ein wildes Luftholen, ein heftiger Krampf bog mir den Rücken krumm. Da brach es hervor, ein roter Strom brach mir aus dem Mund, wie lang? — Ich versank wie in einen tiefen Schlummer. „Morgen“ — „tot“ — „Hilfe“ — „Wasser — Wasser!“ — Mehr weiß ich nicht. Ich wußte, es ist aus mit mir. Daß ich mich heute so gut daran erinnern kann! Den Kopf rollte ich zur Seite, die Hände rissen noch einmal an den Knöpfen meines Waffenrockes, dann fielen sie in den Klee. Eine schwere Ohnmacht wollte mich überkommen! — Da, schon wieder der gräßliche Husten, die Hände wollten an den Mund greifen, die linke blieb wie tot liegen, die rechte war feucht, als sie darüber fuhr. — Es wurde schwarz um mich herum!

Wie lange ich ohnmächtig lag, weiß ich nicht. Es störte mich jemand. Ich stieß die Hand zurück, ich öffnete unwillig die Augen. „Was denn?“ Es kniete jemand bei mir, wischte mir im Gesicht herum. Ach, wie wohl tat der karge Schluck aus der Feldflasche! Wieder schloß ich todesmatt die Augen, während ich das Gefühl hatte, daß sich jemand mit mir zu schaffen machte. Da ließ mich ein heftiger Schmerz im linken Arm jäh die müden Augen öffnen. Ich sah neben

mir jemand knien, ich glaube, es war ein Unteroffizier des preußischen Reserveregiments, ich hörte wieder das Zischen und Aufprallen der Geschosse. Manchmal bückte er sich tief in den Klee. Wieder schloß ich die Augen und weiß nur, wie ich mich gegen ihn wehrte, als er an meinem linken Rockärmel zog. Er rüttelte mich und wie aus weiter Ferne klang an mein Ohr die Frage: „. . . Verbandpäckchen . . . Schere?" Ich nickte und versuchte noch auf meine Feldstechertasche am Leibriemen zu deuten, es ging nicht, doch er mußte wohl verstanden haben . . . „Schere!" hieß es nun noch einmal eindringlich. Ich war am Ende meiner Kraft. „Rechte Tasche!" lallte ich noch, und schwarz wurde mir's vor den Augen.

Ein jäh losbrechender Husten weckte mich plötzlich. Unwillig versuchte ich die Augen zu öffnen, dachte ich doch schon, ich hätte für immer Ruhe! Plötzlich kam mir erschreckend das Bewußtsein wieder. Das Rollen des Infanteriefeuers, das Zischen der Geschosse. Die Rechte krallte sich fest in den Boden, ich versuchte mich aufzurichten. Nur den Kopf konnte ich ein wenig heben, dann ließ ein stechender Schmerz in der linken Brustseite mich ächzend wieder hinsinken. Es fror mich. Meine Rechte tastete vorsichtig nach der Brust. Die war ja nackt! Wo war der gütige Helfer? Ich rollte den Kopf zur Seite. Da lag jemand regungslos neben mir. Wars mein gütiger Samariter? Er rührte sich nicht mehr, als ich nach Hilfe rief. Müde schloß ich wieder die Augen, noch einmal ein erschütternder Husten, und ich verlor die Besinnung! —

Wie lange mochte ich gelegen haben? Da schlug ich wieder die Augen auf, man rüttelte kräftig an meiner Schulter, der stechende Schmerz hatte mich wohl geweckt. Da kniete wieder jemand bei mir, ein anderer kam noch hinzu. „Herr Leutnant, was ist denn, armer Herr Leutnant!" Den Klang der

Stimme glaubte ich zu kennen. „Wer ist's?" — „Der Entfernungsschätzer Kühner, und den Brendel hab ich auch mitgebracht!" Wie deutlich ich mich heute noch dessen erinnere! Ist's nicht ein Wunder?

Sie machten sich an mir zu schaffen, wollten mich wohl aufrichten. „Wasser!" Ein fürchterlicher Durst ließ mir die Lippen brennen. Da rieselte schon das köstliche Naß mir über die heißen Lippen. Ich fühlte neue Kraft in meinen todmüden Gliedern. Wieder wollten sie mich aufrichten. Ich sträubte mich. „Laßt mich! Ich sterbe!" — „Nein, nein! Unser Leutnant darf nicht sterben!" — Ich weiß noch, wie mir jemand bei diesen Worten über die Wange streichelte. Nun packten sie mich nochmal energisch, um mich hochzurichten. „Laßt mich! Ich habe doch gesagt, man darf niemand aus dem Gefecht tragen! Schießt doch, es steht so schlecht um uns!" Stockend und von Husten unterbrochen stammelte ich das alles heraus. Es half nichts! — Mühsam richteten sie mich auf. Ich wankte, da setzten sie mich aufs Gewehr. Ich schlang den entblößten rechten Arm um den Hals meines Spielmanns, und vorwärts rannten die zwei mit mir. Die kraftlose Linke hing wie ein Lappen herunter. Keiner von uns dachte an die vorbeizischenden Kugeln, sie mochten es nicht gemerkt haben, die Franzosen, auf sechshundert Meter. Ich schloß die Augen, ich schwindelte, es ging den Hang hinunter. Doch ich hörte das rasche Keuchen meiner Leute neben mir. Da strauchelte einer, ich fiel zu Boden, und vor Schmerzen verlor ich wieder die Besinnung.

Als ich wieder erwachte, lag ich hinter der dummen Mauer, von der aus wir in das Gefecht eingegriffen hatten. Die zwei braven Kerle waren noch bei mir, einer deckte eben den Mantel über meine nackten Schultern, der andere hatte sich wohl noch einen Schluck Wasser verschafft und hielt mir die Flasche

an den Mund. Sie trösteten mich in rührenden Worten. „Ich lauf jetzt und hole Krankenträger und eine Bahre!" „Und ich schau, daß ich noch Wasser bekomme!"

Da kam ein Sanitätsgefreiter, mein Hauptmann brachte ihn mir. Dicke Tränen traten mir in die Augen, als ich das ernste Gesicht meines Hauptmanns über mir sah. „Armer Kerl!" sagte er, „es wird schon wieder gut!" Aber Hoffnungslosigkeit lag in seinem Blick! Als der Gefreite begann, die blutigen Lappen auf meiner Brust zu entfernen, fiel ich wieder in tiefe, tiefe Ohnmacht. Ich weiß wenigstens lange nichts mehr von mir. Der Durst mag mich wieder geweckt haben. Ich war wohl nicht der einzige hier, denn von überallher tönte der Ruf nach dem kostbaren Naß.

„Wie steht's denn vorne? fragte ich jemand. „Wir können uns noch halten!" lautete die Antwort. Nun erinnere ich mich auch noch, wie schrecklich ich geröchelt haben mußte, ich bekam fast keine Luft mehr. In der Angst, ersticken zu müssen, atmete ich rasend schnell durch den weitgeöffneten Mund. Ich begann zu fiebern, denn ich wähnte mich in der Schützenlinie, als ich stoßweise zu kommandieren versuchte. — Da ließ oben der Gefechtslärm etwas nach, es mußte Abend geworden sein, als ich wieder zu mir kam. Gedämpft klang mir alles an mein lauschendes Ohr. Ich fühlte, daß irgend etwas über meinem Gesicht lag, das mir den Atem beengte. Erschreckt griff ich danach und riß das Tuch weg — man hatte mir wie einem Toten den Mantel über das Gesicht gezogen. Ich mußte lange ohnmächtig gewesen sein und mein Gesicht von den Blutstürzen schlimm ausgesehen haben. Hatte man mich schon für tot gehalten? Mir fingen die Zähne an zu klappern, es fror mich unter meinem Mantel. Da kam wohl auch mein Bursche, wenigstens sagte jemand neben mir: „Herr Leutnant, da ist der Jakob!" Ich nickte, der treue

Kerl beugte sich über mich, ich konnte kaum mehr sprechen. „Ist gut — zu meiner Braut — Metz — Auto! — Wasser!" Er mußte mich wohl verstanden haben. Man flüsterte neben mir. Jakob gab mir die Hand und ging. Mein Hauptmann kam, ich hörte nicht mehr schießen. Ich flehte um Wasser. Er tröstete mich, mein Entfernungsschätzer, Infanterist Kühner, der mich aus dem Gefecht getragen hatte, sei schon drei Stunden fort, Wasser und Krankenträger mit Bahre zu holen, er werde wohl bald kommen, vorne stünde es gut, mein Bursche führe mit dem Rad des Feldwebels nach Metz zu meiner Braut und sorge für ein Krankenauto. So tröstete er weiter. Ich hörte das Stöhnen der andern Verwundeten, es mußten so dreißig sein, die noch neben mir lagen. Es dunkelte schon stark, da hob man mich endlich auf eine Bahre, die Schützen vorne hatten sich eingegraben. Die Krankenträger mußten dableiben. Es gab zu viel Arbeit für sie. Die beiden braven Kerle, die mich schon aus der Schützenlinie geholt hatten, von denen der eine, der Spielmann, den Nachmittag bei mir Wache gehalten, der andere drei Stunden lang nach einer Tragbahre auf dem Schlachtfeld gesucht hatte, faßten zu und trugen mich fort. Ein Unteroffizier und vier Mann begleiteten mich, sie mußten Wasser besorgen für die zahlreichen Schwerverwundeten, für die kampfesmüden Leute, die oben auf der Höhe sich eingruben.

Es war fast dunkel, als sich unser Transport auf den Weg machte. Die Hoffnung, gerettet zu werden, gab mir neue Kraft. Später erzählte man mir, ich hätte immer nur gesagt: „Nach Metz — Braut — Marga!" Wir waren vielleicht zweihundert Meter von unserem Verwundetensammelplatz entfernt, da tönte wildes Schreien und Kampflärm zu uns herüber; ich wurde unsanft auf den Boden geworfen, die Träger kauerten sich hinter die Bahre und schossen wie wild. —

Die Franzosen hatten im Schutze der Dunkelheit unsere Stellung umgangen und stürmten in dicken Massen unsere Mauer. Entsetzt lauschte ich dem Lärm. Die armen Verwundeten und Krankenträger dort hinten waren verloren. Ein Schwerverwundeter und ein Vizefeldwebel, der mit einem Schuß durch die Hand sich noch retten konnte, erzählte mir, daß die Wüstlinge fast alle umgebracht hätten. Der Schwerverwundete mit seinem Brustschuß hatte sich tot gestellt und wurde deshalb übersehen. Er erzählte mir später im Lazarett, die französischen Offiziere hätten die Kerle mit harten Worten zurück in die Kolonne geschickt. Er war Lothringer. Auf einmal wurde meine Bahre hochgehoben, und im Laufschritt trugen mich die Wackeren aus dem Gefahrbereich. Ein paar Schüsse wurden uns noch nachgeschickt, dann hörte ich die beiden sprechen: „Jetzt sind wir wohl gerettet."

Schwer atmend trugen mich die beiden über das Schlachtfeld dem Dorfe Rouvres zu, dort sollte ein Verbandplatz sein. War es doch keine leichte Arbeit, die schwere Tragbahre ohne Weg und Steg über die Felder zu schleifen. Noch einmal krachte es in nächster Nähe, wieder mußte ich den Leuten als Deckung dienen. Wie gut war es, daß noch der Unteroffizier mit den vier Mann bei uns waren; sie deckten unsern Rückweg im Schutz der Dunkelheit. Nach einiger Zeit, als die Träger sich in Sicherheit glaubten, warteten wir auf sie, doch vergeblich.

Ein neuer Hustenanfall raubte mir von neuem die Besinnung. Als ich erwachte, roch es stark nach Verbandstoffen. Ein Arzt beugte sich über mich, ich fragte, wo ich sei. „Beim Regimentsstab," hieß es zurück. Man untersuchte meinen Verband. Neben mir stöhnte jemand, ebenfalls auf einer Bahre: es war Major X., Führer der zweiten Kompanie, mit schwerem Bauchschuß. Er starb einige Tage später. Ungestüm verlangte ich nach Metz zu kommen. Eben wandte

sich der Arzt ab — der offene Sanitätswagen stand neben mir — um, wie er sagte, mir eine Morphiumspritze zu geben. Da ging auf einmal ein Höllenlärm los. „En avant, en avant! Hurra!“ Ein wildes Schießen, ein Rennen in nächster Nähe. Ich schloß entsetzt die Augen, hörte noch den Sanitätswagen zuschlagen und davongaloppieren. Ich versuchte mit schier übermenschlicher Anstrengung mich aufzurichten, um zu fliehen, — stöhnend sank der Kopf auf die Bahre zurück. Ich hörte neben mir noch jemand laut aufstöhnen, noch einmal das wilde Schießen!

Da taucht aus dem Dunkel der Nacht dicht neben mir eine Gestalt, noch eine, auf. Ich versuche zu schreien, ein Husten wurde daraus. Es streicht mir jemand über die glühend heiße Stirn und Trostworte klingen an mein Ohr: „Wir verlassen Sie nicht, Herr Leutnant, die können alle davonlaufen! Wir bringen Sie schon durch!“ — Es waren meine zwei treuen Soldaten. Im ersten Schrecken der furchtbaren Panik sind auch sie davongelaufen, die Kompanie, die hier gelegen, hatte eben Kaffee kochen wollen und war dabei überrascht worden von einem französischen Gegenstoß; doch bald schlichen sich die beiden Braven zu mir in den Straßengraben zurück. — Sie hoben mich hoch, und im raschen Laufschritt geht's im Straßengraben zurück. Ringsum wahnsinniges Schießen und Schreien. Manchmal werfen sie sich platt hin und lauschen. Einer brennenden Ortschaft ging's entgegen. Wir kamen endlich wieder zu den Unsrigen. Wie, das ist mir heute noch ein Rätsel!

Emil Ludwig: Die kühnste Tat der Emden

Das Seegefecht von Penang

Vor ihrem verhängnisvollen Endkampf hatte die Emden nur ein einziges Gefecht zu bestehen. Es war bei Penang, wo Kapitän von Müller mit beispielloser Kühnheit bei Mor-

gengrauen in den feindlichen Hafen hineinfuhr, um dort, wen immer er treffe, anzugreifen. Von Muecke, damals Erster Offizier auf Emden, erzählt:

„Als wir am 28. Oktober uns Penang näherten, war unser Vorteil: wir konnten die Stunde des Angriffs selber wählen. Nachrichten, ob oder welche Kriegschiffe im Hafen lägen, hatten wir nicht, mußten aber mit der Wahrscheinlichkeit rechnen. Wir glaubten die beiden Franzosen drin zu finden, ‚Montcalme‘ und ‚Dupleix‘, denn daß diese beiden Herren nicht an der Küste von Kotschinchina waren, sondern weiter unten, das wußten wir. Eine Basis mußten sie aber haben, und da ist Penang der günstigste Hafen. Da wir das schwächste Schiff waren, so kam es uns darauf an, überraschend aufzutreten und durch Torpedos zu wirken. Nachts durfte es nicht sein, denn wir mußten rechnen, etwa auch einen Holländer zu treffen, und den durften wir im Dunkeln nicht verwechseln. Also — eine Viertelstunde vor Sonnenaufgang! Wir konnten alles vorbereiten, Mannschaft konnte reines Unterzeug anziehen, kriegte vorher warm zu essen und konnte mit ruhigem Magen ins Gefecht gehen. Lichter natürlich eisern abgeblendet, vollkommen rauchlos gefahren, und den vierten Schornstein von Leinwand hatten wir stehen.

Wir liefen 20 Meilen und sahen bei Annäherung der Insel ein helles Licht an der Backbordseite sekundenlang auftauchen, konnten aber kein Schiff unterscheiden. Einzelne Fischerboote hätten wir beinahe über den Haufen gefahren, 10, 15 Meter vor uns wurden sie erst signalisiert, und an der Bordwand glitten die Boote vorbei. War das Licht ein Kriegsschiff — was es nicht war —, so gab das Sicherheit, daß drin mehr lag, weil eine Wache eingeführt war.

Richtig, wie wir vor dem Eingang ankamen, konnten wir sehen, daß drin alles voll Schiffe lag. Wir konnten aber

kein Kriegschiff ausfindig machen. Wir vermindern die Fahrt, als wir näher herankamen, bis auf langsame Fahrt. Jetzt sehen wir an der Form der Lichter, daß wir meist Handelsschiffe vor uns haben, und bald wird es so hell, daß man die Schornsteine auf den Schiffen unterscheiden kann: lauter gerade Schornsteine von Handelsschiffen. Plötzlich sehen wir in der Mitte dieser Kähne auf dem sogenannten Kriegschiff-Ankerplatz in gleichen Abständen drei weiße Lichter einer dunklen Masse, die im übrigen abgeblendet war. Unser erster Gedanke: das sind drei aneinander festverankerte Zerstörer. Aber wir sahen bald, das war nur ein Fahrzeug, ein größeres Schiff. Nach der Form konnte es nur der russische Jemtschuk sein.

Das Schiff zeigte uns leider nicht die Breitseite, sondern direkt das Heck. Der Torpedo konnte aber nur nach der Breitseite gefeuert werden. Wegen der Enge des Hafens mußten wir sehr nahe kommen, 250 bis 300 Meter. Wir hatten es nur bei 600 Meter erkannt und langsame Fahrt gemacht, jetzt mußten wir im Hafen herumdrehen. Erst fuhren wir hart Backbord, dann hart Steuerbord: im Drehen fiel der erste Torpedoschuß, denn die Entfernung mußten wir vergrößern, um nicht unter dem Gegner durchzuschießen. Im Augenblicke des Torpedoschusses setzte auch die Artillerie ein. Der Torpedo saß sehr tief, denn Explosion trat an der Steuerbordseite ein. Eine Minute später tauchte die Reling hinten schon unter Wasser. An zwei oder drei Seiten brannte das Schiff schon, wir sahen Leute hinten aus den Wohnräumen steigen und ohne weiteres ins Wasser springen. Jetzt drehte die Emden um, wenige Meter von den Handelsdampfern entfernt. Plötzlich kam Feuer aus drei Richtungen. Von der Seite der Insel flog eine Granate über uns weg: entweder von der ‚d'Iberville' oder von einem Torpedoboot, das

hinter den Handelsdampfern lag. Es war noch zu dunkel, dies in der Eile festzustellen, wir drehten also um nach Backbord, mit Rückwärtsgang der einen Maschine, weil wir keinen Platz hatten, den ganzen Bogen zu fahren.

Jetzt kam erst unsere Backbordseite ins Gefecht, Backbord-Torpedo war klar und wurde auf etwa 400 Meter Abstand beim zweiten Passieren des Schiffes geschossen. Er traf ihn in der Gegend des Torpedoraumes, unter der Kommandobrücke. Sehr starke Detonation, riesige Wolke, schwarz, weiß und alle mögliche Farben, Splitter, Eisenteile flogen durch die Luft, die uns auch hätten treffen können. Als die Wolke sich verzog, war das Schiff total verschwunden, die oberste Spitze vom Mast guckte noch heraus. Das Gefecht hat ungefähr acht Minuten gedauert, vom ersten bis zum letzten Treffer.

Wir waren inzwischen von drei Seiten beschossen worden: einmal vom Mitteldeck des Jemtschuk, grüngoldener Blitz; wo die anderen Granaten herkamen, das wußten wir nicht. Jetzt hatte das Schießen aufgehört, und wie wir wieder am Ausgang des Hafens sind, ist es so hell geworden, daß wir drüben über der Insel die ‚d'Iberville' sehen. Sie lag mit dem Strome, so daß sie uns ebenfalls das Heck zukehrte, wir waren also unsicher. Im Umdrehen mußten wir uns vor dem neuen Wrack in acht nehmen, um nicht gerade drüber zu fahren.

Jetzt wird von draußen ein einlaufendes Torpedoboot gemeldet. Wir denken, das ist das Licht, das wir gesehen haben. Um ihm nicht in der Enge des Hafens zu begegnen, drehen wir wieder ab von ‚d'Iberville', fahren auf den gefährlicheren Gegner zu, mit hoher Fahrt, um dem Schuß auszuweichen, und nehmen das vermeintliche Torpedoboot unter Feuer. Es schien der typische englische Zerstörer: hohe Back mit niedrigen

breiten Schornsteinen. Als unsere erste Granate bei ihm einschlägt, dreht er sofort ab, etwa auf 6000 Meter, und jetzt zeigt sich, daß er ein Handelsdampfer ist, und nur den Zerstörern ähnlich. An diesem Morgen war die Luftspiegelung ganz ungewöhnlich, und deshalb war er viel größer erschienen. Alle Offiziere, gerade wir Torpedo-Spezialisten hätten beschworen, daß das ein Zerstörer wäre. Jetzt drehten wir wieder zurück, um die ‚d'Iberville' zu erledigen. Wie wir aber gerade hart Backbord gemacht haben, wird ein anderer Handelsdampfer gesichtet, der um die Insel herum in den Hafen will. Den hielten wir zunächst an und wollten ihn versenken, denn das andere war ein alter Kasten, ich glaube, mit 8,8-Kanonen, noch aus Holz, der die Brücke noch in der Mitte hat und nicht mal elektrisches Licht. Der Dampfer hier war uns lieber!

Plötzlich, gerade als unser Kutter an den Dampfer anlegt, wird ein Kriegsschiff gemeldet. Wir hielten es für ein großes Schiff, etwa wie die Dupleix, denn es war sehr hochbordig. Wir riefen also schleunigst den Kutter zurück, heißten ihn wieder und fuhren aus der Enge wieder weiter heraus. Denn wenn das ein dickes Schiff war, wie wir annahmen — mit einem überlegenen Panzerkreuzer durften wir uns bei Tage nicht einlassen. Aber als wir jetzt mit hoher Fahrt herausliefen, wurde das Schiff statt größer immer kleiner, die Schornsteine änderten sich immerfort, kamen uns ganz grau vor, das Schiff schien von ihnen ganz getrennt; es wechselte immerzu, wie ein Chamäleon. Schließlich kommt es aus der Luftspiegelung heraus — und da ist es ein Torpedoboot, und zwar der Mousquet. Der lief auf uns zu und wir auf ihn. Vor dem Handelsschiff hatten wir die Flagge gehißt, aber wieder heruntergeholt, um dem Schiff aus der Wolkenspiegelung nicht unsere Nationalität zu verraten. Jetzt setzten wir die Flagge, er hatte

die französische gesetzt, und auf 4000 Meter eröffneten wir das Feuer. Die erste Salve war kurz, die zweite weit. Sowie die Aufschläge kamen, erkannte er uns als Feind und drehte ab. Die dritte Salve saß aber mit fünf Treffern im Schiff. Sehr starke Dampfentwickelung, große weiße Wolke, fliegende schwarze Splitter, besonders im Raum hinter und bei der Maschine. Der Mast wurde weggeschossen, wir konnten Explosion im hinteren Schiff beobachten. Jetzt lag der Feind nahezu bewegungsunfähig da. Die Entfernung hatte sich auf 3000 Meter verringert. Das Ganze war nur noch ein Dampf und ein Rauch. Er hat zuerst das Feuer mit den Geschützen erwidert, traf aber nicht und schoß nach ganz kurzer Zeit nicht mehr. Er hat auch Torpedos geschossen, aber die kamen etwa 900 Meter vor unserem Schiffe auf. Dagegen lag unser erster Treffer schon bei seinem vorderen Geschütz, wenn er eins hatte. Dann dirigierten wir unsere Artillerie auf das Vorschiff: da war sein Geschütz im Nu stumm. Mit seinem zweiten schoß er nur einige Schuß.

Als der Feind schwieg, stellten wir das Feuer ein und warteten ein paar Minuten: ob das Schiff uns vielleicht Signal machen oder weiße Flagge setzen würde. Die französische war weggeschossen. Es lag ohne Flagge da. Es erfolgte aber nichts denn das Schiff schwamm weiter, wir anderseits mußten den Kampf so schnell wie möglich beenden, denn der ganze Horizont war noch unsicher. Wir gaben ihm noch zwei bis drei Salven, dann sackte er weg. Wir fuhren so dicht als es ging heran, sahen Trümmer, Planken, Leichen schwimmen, wir setzten unsere beiden Kutter aus. In jedem Boot war schon ein Arzt mit Verbandzeug vorbereitet — wir hatten damals zwei Ärzte an Bord — und fuhren auf die feindlichen Schwimmer zu. Sie lagen in einer sehr langen Kette auseinander gezerrt, denn ein Teil der Leute war schon vorher über Bord

gesprungen, während das Schiff langsam weitergefahren war. Einer schwamm mit äußerster Kraft von uns weg, auf Land zu. Wir schickten einen Kutter hinterher.

Es blieb aber keine Zeit mehr, uns um den Mann zu kümmern, denn jetzt kam aus dem Hintergrunde ein neues Torpedoboot.

Im ganzen hatten wir 33 Unverwundete, Schwer- und Leichtverwundete aufgefischt. Die Besatzung war 78 Mann stark, wie wir später hörten. Ein großer Teil der Verwundeten war, als sie an Bord kamen, bereits im Kutter von den Ärzten verbunden.

Großenteils kamen sie ohne Kleider an Bord und wurden gleich ins Lazarett geschafft. Die Mannschaft gab den Gesunden die Kleider, die sie brauchten.

Jetzt fuhren wir mit hoher Fahrt in See hinaus. Das fremde Torpedoboot hielt sich zwar weit weg, es war uns aber ein Zeichen, daß noch mehr im Hafen drin lag. Wir mußten uns schleunigst drücken und liefen einen irreführenden, falschen Kurs. Das Torpedoboot ging fort. Die d'Iberville mußten wir schwimmen lassen, das alte Schiff lohnte nicht den Einsatz der Emden, denn wir hätten durch Torpedoboote und Handelsschiffe zu ihm hindurch fahren müssen.

Das ganze Gefecht hat bis zur Abfahrt der Emden einschließlich Übernahme der Verwundeten fünfzig Minuten gedauert. Von den Verletzten vom Torpedoboot starben drei, zwei gleich am ersten Tage, einer am nächsten. Wir haben sie in der Trikolore mit drei Salven und allen Ehren begraben, die Franzosen und unsere Leute bildeten Spalier, der Kommandant von Müller hat ein französisches Gebet gesprochen.

Als wir die Franzosen später fragten, warum sie vor unseren Rettungsbooten weggeschwommen sind, sagten sie: ‚On nous a dit: les Allemands aiment à tuer tous leurs prisonniers!'"

Rudolf Requadt: Erstes Gefecht

Am Spätnachmittag bezogen wir in der Nähe eines kleinen Dorfes Biwak. Man sprach, wir „hätten keine zehn Kilometer" mehr bis Lüttich. Trotz der frühen Stunde bekamen wir Befehl, abzukochen. Während sich das Gros dieser angenehmen Beschäftigung hingab, wurden die Vorhuten unserer Kolonne verstärkt und die Verbindungsreiter vermehrt. Die Offiziere standen zu kleinen Kreisen versammelt. Man mutmaßte über die Widerstandsfähigkeit Lüttichs. Im allgemeinen dachte man Lüttich schwach besetzt, wenn man auch nicht verkannte, daß die Befestigungen moderner Art waren. Der Kommandeur ging mit ernstem, doch seltsam mutig-heiterem Gesicht durch unsere Reihen, wechselte, wie üblich, freundliche Worte, machte bei jedem Trupp einen seiner stetigen noblen Scherze und ließ so im Vorübergehen die Worte fallen, daß „wir" heute nacht wohl „wenig Schlaf" bekommen würden, vielleicht wäre „es angebracht", uns „Lüttich zum morgigen Frühstück" zu holen usw. usw., jedenfalls täten wir gut, wenn wir uns ein wenig für den Kampf vorbereiteten.

Wir guckten einander an und wußten, was die Glocke geschlagen hatte. In der Aussicht auf einen schweren Kampf wurde das Lagerleben noch einmal recht gemütlich. Wie vorauszusehen, war es jedoch nur von kurzer Dauer. Nachdem schweißbedeckte Ordonnanzen und Meldereiter, die in das Lager ein- und ausritten, uns angedeutet hatten, daß bereits irgend etwas im Gange war, und nachdem uns aus Westen herüberdringendes Kleingewehrfeuer diese Annahme bestätigt hatte, wurde Alarm geblasen. Im Nu war das Lagerleben geschwunden; die Mäntel wurden gerollt, die Tornister geschnallt, und in wenigen Minuten stand die Kolonne marschbereit. Kommandostimmen schnarrten über das Feld; unser

Hauptmann ritt heran: „Kinder — 's geht auf Lüttich! 's wird Ernst!" Einige Gesichter wurden plötzlich bleich, andere glühten auf, jenem bärtigen Unteroffizier zuckte es höhnisch und grimmig um die Mundwinkel, ein verräterisches Zeichen, das ich oft sah und stets bei den Tapfersten, Mutigsten. „Erste Kompanie! Tritt — Marsch! Zweite Kompanie . . ." und eine zog nach der andern auf, bis sie sich alle aneinandergereiht hatten, und dann ging es wieder vorwärts: „Tripptrapp; tripp-trapp — — —"

„Verdammt," sagte mein Vordermann grimmig zu seinem Nebenmann. Der sah auf; fast erstaunt, fragend — einen Augenblick schauten sie sich an, dann wandten sie die Köpfe wieder voneinander. Ich hatte die kleine Szene beobachtet und wunderte mich. Das „Verdammt!" wurde so seltsam hervorgestoßen, so mutig, zornig und doch voll tränendem Weh, eine ganze Welt ungeahnter Gefühle lag darin.

Stumm marschierten wir weiter. Nach acht Uhr wurde das immer deutlicher vernehmbare Gewehrfeuer abgehackter. Von Zeit zu Zeit fiel ein Kanonenschuß, und dazwischen fieberte zeitweise für Augenblicke ein Gerassel durch die Luft, als wenn zehn Maschinengewehre auf einmal angekurbelt würden. „Herrgott!" sagte ein Unteroffizier, „da wird eingeheizt!"

Das dauerte ungefähr noch eine Viertelstunde. Auf einmal brach das Geknalle gänzlich ab. Der Truppen bemächtigte sich darauf allmählich eine fiebernde Unruhe. Fragen wurden laut. „Wie weit haben wir bis Lüttich?" — „Wohin geht's?" — „Wo wird geschossen?" — „Was ist los?" — „Sturm auf Lüttich?" — „Quatsch — erst müssen wir da sein!" So ging das Fragespiel hin und her. Niemand gab Antwort. Jeder schien zu fühlen, wie wir uns mit Riesenschritten dem Tode näherten.

Der Mond war schon aufgegangen. Die Nebelschleier der

Nacht wurden dadurch etwas matter, der Himmel klärte sich auf, die Sterne erschienen. Auf einmal zitterte es wieder zu uns herüber: Bums — — Peng — Peng — — Bums — — Peng — Peng — Peng ... und diesmal gar nicht mehr weit, sondern nur wenige fünfhundert Meter von uns entfernt. Es dauerte gar nicht lange, da konnten wir auch schon mit den Granaten von Lüttich flüchtige Bekanntschaft machen. Ein scharfes, pfeifendes, nervenaufkitzelndes Heulen huschte plötzlich durch die Luft, dann folgte ein entsetzlicher Knall und als Schluß der Überraschung ein tausendfältiges Zischen und Pfeifen. Die erste feindliche Granate! Man sah den andern erstaunt an, betrachtete sich selbst verwundert, und aller Augen wandten sich dann nach der Stelle, wo soeben eine Menge Eisenstücke prasselnd niederfuhr. Die Granate hatte über unsere Köpfe hinweg ihren Weg genommen und war etwa fünfzig Meter seitwärts von uns in einem Kornfelde krepiert. Es handelte sich scheinbar um ein verirrtes Geschoß, denn daß der Feind uns entdeckt hatte, konnte schlecht möglich sein.

Wir marschierten weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Nach einer kurzen Wegesstrecke wurden wir von einem Meldereiter überholt. „Halt!" Das ganze Regiment stand. Der Oberst hörte die Meldung des Adjutanten ruhig an und gab alsdann nach einer Rücksprache mit seinem Regimentsstabe Befehl, mit dem Regiment kompanieweise links abzuschwenken. Wir verließen die Straße, und im Geschwindschritt ging's über Wiesen und Felder. Hinter einem Walde machten wir halt; es wurden Posten ausgestellt, und das Regiment nahm Gefechtsformation ein. Das erste Bataillon besetzte als rechter Flügel das nördliche Ende des sich als Ausläufer eines großen Forstes frei in das Feld erstreckenden etwa zweitausend Meter langen und drei- bis vierhundert Meter breiten Waldes, das

dritte Bataillon bekam den linken Flügel am südlichen Ende des Waldes, während das zweite Bataillon in Schützenlinien ausschwärmte und zwischen dem ersten und dritten, die entstandene Lücke ausfüllend, Stellung nahm.

Die Zeit verging — eine Viertelstunde — eine halbe Stunde — eine Stunde — noch immer lagen wir untätig im Walde. Der Mond war höher gestiegen und beleuchtete mit seinem weißen Licht das Gefechtsfeld verhältnismäßig klar. Der Kanonendonner wurde matter; das Gewehrfeuer verstummte zeitweise. Auch wir blieben von Geschossen zunächst vollständig verschont, wir waren sicher noch unentdeckt.

Nach elf Uhr setzte plötzlich eine furchtbare Kanonade ein. Die deutsche Artillerie war aufgefahren und nahm nun die belgischen Stellungen und die Forts unter Feuer. Die schweren Geschütze krachten unablässig, von dem eifernden Fauchen und Stampfen der Schnellfeuergeschütze begleitet. Die belgischen Forts erwiderten das Feuer lebhaft, doch sie erzielten damit, soviel ich das Schlachtfeld beobachten konnte, keine befriedigende Wirkung. Unsere Artillerie zielte dagegen gut; das konnten wir hauptsächlich feststellen, als wir Lüttich genommen hatten und uns die Beschädigungen an den Forts besahen.

Während des Artilleriekampfes wurden die deutschen Infanteriestellungen vorgeschoben, beziehentlich verändert. Auch in unserm rechten Flügel entstand Bewegung. Er wurde so weit nach rechts an einer gutgedeckten Böschung entlang ausgebreitet, daß seine äußersten Flügelleute die Schützenlinien einer neben uns aufmarschierten Kolonne sehen und sich durch Verbindungsposten mit ihnen verständigen konnten. Auch der linke Flügel schwärmte weiter aus, während die Mitte (zweites Bataillon) ebenfalls durch weiteres Ausschwärmen die entstandenen Lücken ausfüllte.

Die Sanitätssoldaten lagen wie gewöhnlich direkt hinter

der Schützenlinie. Auch ich hockte pflichtbereit mit im dritten Bataillon und wartete meiner Arbeit. Mittlerweile konnte ich meine Blicke zum erstenmal über die Lage des Gefechtsfeldes schweifen lassen und verlor damit zugleich den engen strategischen Ausblick, mit dem man sich sonst zufrieden geben muß, wenn man in Reih und Glied marschiert oder im Kampfe steht.

Das ganze Gelände um Lüttich herum war vom Monde gut beschienen; da es hüglig ist, so war der Mondschein für uns ganz günstig. Links von uns weit im Hintergrunde sah ich die Ourthe, einen bei Lüttich einmündenden Nebenfluß der Maas, fließen; daneben erhoben sich zwei Forts, Embourg und Boucelles. Vor Lüttich herauf, diesseits der Maas, lagen noch mehrere Forts, die durchweg ein lebhaftes Feuer von sich gaben. Eins davon, das Fort Fléron, war eins der ersten, die zum Schweigen gebracht werden konnten; unser Bataillon hatte später um den Besitz des Terrains um das Fort herum einen schweren Kampf zu bestehen. Die belgische Infanterie hielt das Terrain vor, zwischen und hinter den Forts besetzt. Von der deutschen Infanterie konnte ich nichts sehen; sie lag in guter Deckung. Die Stellung unserer Artillerie war günstig; man konnte sie an dem Aufblitzen der Schüsse erkennen. Die belgische Artillerie schoß wie toll in die Welt hinein. Sie schien es sich zur Hauptaufgabe gemacht zu haben, die vor den Forts liegenden Städtchen, Dörfer und Anwesen in Brand zu schießen. Die belgischen Einwohner waren natürlicherweise darüber sehr erbost. Anstatt sich jedoch bei ihren eigenen Landesverteidigern zu beschweren, ließen sie ihre Wut an den deutschen Truppen austoben, und wenn diese ihnen zu mächtig waren, rächten sie sich an den zurückgelassenen Verwundeten. Es blieb natürlich nicht aus, daß auch deutsche Geschosse Verheerungen anrichteten, doch trat dieser Fall haupt-

sächlich erst da ein, als die Forts von Lüttich überwunden waren und die Ortschaften zwischen den Forts und Lüttich bekämpft wurden.

Nach zwölf Uhr — die Kanonade dauerte in unverminderter Stärke an — wurde plötzlich aus den deutschen nördlichen und nordöstlichen Stellungen ein heftiges Infanteriefeuer vernehmbar. Entweder hatten wir auf deutscher Seite Verstärkungen bekommen und bereiteten einen Angriff auf die belgischen Stellungen vor, oder die belgische Infanterie hatte sich aus ihren Stellungen herausbegeben und versuchte es ihrerseits mal mit einem Angriff. Nach wenigen Minuten verstummte das Feuer wieder. Wie ich später hörte, hatten unsere Truppen einen tollkühnen Angriff auf eine vorgeschobene belgische Stellung gemacht, der auch geglückt war.

Gegen ein Uhr kam eine Ordonnanz hinter dem Walde heraufgesprengt. Der Oberst trat aus dem Walde heraus und nahm die Meldung entgegen. Ich hörte sie. Der Brigadekommandeur bat um Abgabe eines Bataillons. Wenige Minuten später rückte das dritte Bataillon, dem auch ich zugeteilt war, ab. Der dadurch weggenommene linke Flügel unserer Regimentsstellung wurde durch Ausbreitung des zweiten Bataillons wieder ersetzt.

Das abbeorderte dritte Bataillon marschierte zunächst auf dem gekommenen Wege am Walde zurück, dann auf einer Wiese entlang, quer durch ein paar Roggenfelder, um schließlich nach einem großen Bogen nach Osten in den nordöstlichen deutschen Stellungen zu landen. Als wir dort ankamen, befanden sich unsere Truppen bereits im Vorrücken. Auch wir konnten sogleich in Aktion treten. Aus einem Kleefelde, das wir für einige Minuten als Lagerplatz wählen durften, begannen wir das Vorrücken nach einem kleinen, vor uns liegenden Dorfe, das seltsamerweise noch von den Kanonen

der belgischen Artillerie verschont geblieben war, während es ringsum brannte.

Wir drangen unbehelligt in den Ort ein und setzten uns an seinem nach den Forts gelegenen westlichen Außenrande fest. Der Major befahl das Ausschwärmen zu Schützenlinien, welches unbehelligt ausgeführt wurde. Auf einmal knatterte es über unseren Häuptern. Der Feind hatte uns entdeckt und begrüßte uns mit einem Schrapnell, dem bald darauf mehrere folgten. „Deckung suchen!" rief der Major. Das tat nun jeder. Gegenüber einem Schrapnell kann man aber schlecht Deckung finden, da es ja, wie sicherlich allgemein bekannt, in der Luft krepiert, und wenn es sich in diesem Moment gerade über einer Stellung befindet, so kann es durch die niederschlagenden Sprengstücke und Kugeln empfindlich wirken.

Die Sanitätssoldaten hatten vollauf zu tun. Doch vorerst waren die Verwundungen noch derart, daß sie nach dem Anlegen eines Verbandes das Verbleiben in der Front ermöglichten.

Gegen zwei Uhr wurde das Infanteriefeuer auf der ganzen Linie lebhafter. Die Artillerie hatte gut vorbereitet, und unsere Führer schienen gesonnen, die dadurch errungenen Vorteile voll und ganz auszunützen.

Auch wir bekamen Befehl zum Vorrücken auf das nächstliegende Dorf. Da sich in dem etwa vierhundert Meter vor uns liegenden Orte zunächst nichts Verdächtiges bemerken ließ, gingen wir ausgeschwärmt ungedeckt auf dem freien Felde vor. Auf einmal — wir konnten etwa zweihundert Meter Terrain gewonnen haben — erhielten wir aus den Vorhäusern des Dorfes heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. „Niederwerfen!" befahl der Major, und dann wurde langsames zielsicheres Feuer auf den Feind befohlen, der sich in guter Deckung befand.

Als die ersten Schüsse gegen das Bataillon fielen, gab es auch gleich ernstlich Verwundete. Die Pflicht der Sanitätssoldaten ist, diesen Verwundeten zu helfen, das heißt, ihnen direkt in der Front die erste Hilfe zu bringen. Für ihn sind solche Augenblicke, wo das Gefecht steht, nicht besonders günstig. Er bietet eine gute Zielscheibe, und wenn man gegen einen Feind kämpft, der das Rote Kreuz nicht respektiert — wie die Belgier —, so wird man leicht als eine willkommene Zielscheibe benützt. Nachstehend eine kleine interessante Episode, die mir in dieser Gefechtspause mit einem Unteroffizier passierte, der sich nahe bei mir niedergeworfen hatte. Ich sah, wie er an seiner rechten Seite unterhalb der Rippengegend blutete. Eine Kugel hatte die Säbelkoppel und dann die Weichteile zwischen Rippen und Becken durchschlagen, um sogleich oberhalb der Koppel wieder herauszukommen. Ich kniete bei ihm nieder, um ihm die entsprechende Hilfe zuteil werden zu lassen. Doch er wies mich zornig zurück: „Wetternochmal! hab kein Zeit!!" „Rrrrttsch —" ging's im nächsten Moment, eine Kugel hatte meinen Helm durchschlagen. Ehe ich es begriffen, zischte es nochmal heran: „Rrrrttsch —" diesmal fegte das Reptil durch meinen Verbandskasten. Ich sah, daß die Belgier mich aufs Korn genommen hatten, und muß offen gestehen, daß ich in einem Augenblick nahe daran war, mich Deckung suchend niederzuwerfen, obwohl ringsumher die Pflicht rief. Doch sogleich siegte mein Pflichtgefühl, oder es wollte vielmehr siegen, denn kaum hatte ich den blitzartig aufgetauchten Gedanken ebenso rasch wieder verworfen, als mir der Unteroffizier mit einem absichtlichen Seitenstoß die nötige Deckung verschaffte und mich lang auf die Erde niederwarf. „Kamel Sie!!" brüllte er, „hier gibt's kein' Selbstmörderei!!" und als ich mich wieder erheben wollte: „Liegenbleiben!!" Ich gehorchte unwillkürlich dem gut-

gemeinten Befehl und blieb, meine Blicke unentschlossen über unsere Reihen werfend, liegen. Ich erschrak. Wenige Schritte neben mir hatte eben ein Sanitätsunteroffizier neben einem Verwundeten gekniet — nun lag er lang ausgestreckt regungslos da. Aus seiner rechten Schläfe tröpfelte Blut — er war tot. Auch die andern Sanitätssoldaten waren verschwunden. Wie ich später feststellen konnte, waren drei von ihnen verwundet worden. Die andern hatten sich ebenfalls gedeckt. Aus den Gehöften vor uns knatterte es ganz abscheulich. Auf unserer Seite wurde nur vereinzelt gefeuert. „Leute," mahnte die knorrige Stimme des Kompaniechefs der zehnten Kompanie, „Leute — jeder Schuß muß ein Treffer sein!" Das bedeutete mit andern Worten: Nur dann schießen, wenn ihr ein Ziel vor euch habt! Die belgischen Truppen und — wie sich später herausstellte — die belgischen Bürger lagen aber in vorzüglicher Deckung, so daß die Unsrigen nur hin und wieder einen Schuß an den Mann bringen konnten.

In den Nebenstellungen drangen unsere Truppen siegreich vor. Auch unser Major schien zu einem Sturm auf das Dorf bereit zu sein, obwohl ein solcher gegebenenfalls schwere Verluste zur Folge haben konnte. In einem günstigen Moment, als der Feind sich drüben etwas lahm geschossen hatte, gab der Major das Zeichen zum Sturm. Die Offiziere sprangen auf: „Marsch! marsch! vorwärts!!" und in rasenden Sturmschritt stürmte das Bataillon dem Dorfe zu.

Vor mir hatte ein blutjunger Leutnant gelegen; wahrscheinlich war er eben erst in den Besitz des Offizierpatentes gekommen. Bei seinem Anblick konnte ich mich eines verwunderten Staunens nicht enthalten: Seine Gestalt war klein und schmächtig, sein Gesicht kindlich zart und rund, sein ganzes Wesen noch vollständig unberührt. Als dann das Signal zum Sturm erscholl, schnellte der jüngste der Jungen als einer der ersten

empor. „Marsch! marsch!! Drauf drauf!!“ gellte seine Kinderstimme, „drauf! drauf!!“ Drei Schritte hatte er gemacht, da warf er die Arme in die Höhe, blieb einen Augenblick wie erstarrt stehen und schlug dann seitwärts nach hinten auf die Erde. Ich konnte ihn noch auffangen, in seiner Stirn saß ein kleines Loch, ein kleines winziges, aus dem es rot tröpfelte. Ich beugte mich über den jungen Helden, seine Augen sahen mich an, fast erschrocken, erstaunt, dann flüsterte er irgendeinen Namen und sank tot zurück.

Als ich aufsah, hatte sich das Bataillon schon wieder niederwerfen müssen. Das Feuer war zu mordend gewesen. Die Kompanien lagen nun längs einer Straße in guter Deckung und erwiderten das Feuer des Feindes lebhafter. Die Feuerlinie des Feindes hatte sich stark verbreitert, während sie ihre Geschosse in hartnäckiger Erbitterung auf das dritte Bataillon konzentrierte. Bei dem ersten Ansturm wurde nur aus dem Dorfe gefeuert, jetzt knallte es jedoch auch rechts und links daneben hinter den von Norden nach Süden laufenden Böschungen in rasender Schnelligkeit auf. Ein weiteres Vorgehen wäre Wahnsinn gewesen. Das Gefecht stand wieder.

Bei dem letzten Sturmlauf gab es eine Anzahl Tote und Verwundete. Wir hatten Mühe genug, zu helfen, wo es not war, wo man vielleicht durch einen geschickten raschen Verband das mit dem Blute dahinströmende Leben aufhalten konnte! Mitten in dem tollsten Kugelregen haben wir doch verbunden.

Der Unbeteiligte kann sich gar nicht vorstellen, wie seltsam-furchtbar-schön das Standhalten oder Stürmen gegen einen modernen Kugelregen ist. So schrecklich opferfordernd er sein kann, ebenso ermutigend ist er auch. Die ganze Luft ist von einem scharfen, jubelnden Heulen erfüllt; es verwirrt die Sinne, tötet die Empfindung, und wer einmal mutig im Kugelregen

gestanden hat, wird es mir bestätigen, daß der kämpfende Soldat sich in diesem Augenblick in dem Zustande einer völligen Bewußtlosigkeit befindet. Man hat keinen eigenen Willen mehr. Man stürmt auf Grund der Disziplin vorwärts oder man hält auf Grund der Disziplin aus, deren Gesetze dem deutschen Soldaten in Fleisch und Blut übergegangen sind. Ich wiederhole nochmal: Man tut auf Grund der Disziplin seine Pflicht, solange man kann, solange der Körper nicht durch eine Verwundung außerstand gesetzt ist. In dem Kugelregen, bei dem die Luft wie von zerhacktem Blei durchseucht ist, wo es hin und her zuckt, wo Granaten platzen, wo Schrapnelle herniedersausen, wo das Maschinengewehr Hagelschauer von Blei über die Reihen prasseln läßt — in diesem Chaos von tödlichen Elementen ist der mutige disziplinierte Soldat völlig gefühllos. Er sieht nichts mehr, er hört nichts mehr, er vernimmt nur das Kommando seiner Offiziere, wie die Maschine die Bewegung des Regulierhebels vernimmt und danach ihre Tätigkeit ausübt, und er tut selbständig nur das, was ihn die Disziplin für die zeitgemäße Lage tun läßt. Mögen die Bleischauer noch so grauenvoll prasseln, ich habe es gesehen, der deutsche Soldat ist empfindungslos gegen sie. Ich habe es an meinem eigenen Leibe erfahren: In dem Regen der Geschosse, wo es heult, wo es zischt, wo es knattert und knirscht, wo die Menschen ächzend niedersinken, wo sie brechend und zerrissen auseinander geschmettert werden, wo der Sterbende röchelt und der Kämpfende mordet — mordet — mordet — es war alles wie ein Traum. Ja, es war alles wie ein Traum, den man austräumen und vergessen könnte, wäre nachher nicht die schreckliche Wirklichkeit. Man kommt erst dann zum Bewußtsein, wenn alles vorbei ist. Ich bin in einem der erbittertsten Kämpfe mit drei ganz abscheulich brennenden und blutenden Streifschüssen verletzt worden, ich fühlte

meine Verletzung aber erst, als ich bei einem Verwundeten, den ich verband, halb ohnmächtig zusammensank und der Kampf sich weiter von mir entfernte. Ich will hiermit nicht sagen, daß man den Kugelregen nicht empfindet, nein, gerade weil man ihn in seiner ganzen Macht empfindet, ist man gefühllos gegen ihn. Ich wiederhole nochmal ein Wort, das das hierüber Gesagte am besten kurz ausdrückt: Die Luft ist von zerhacktem, auseinandergerissenem, ranzigem, hin und her zuckendem, staubaufwirbelndem Blei wie durchseucht, und wenn man mitten in diesem Chaos steht, so verliert man sich als einzelne Person sofort darin, und man findet sich nicht eher wieder, bis der Kampf vorbei ist oder man als Verwundeter zurückbleiben muß.

In einem solchen Kampfesstrudel den Tod zu finden ist herrlich — ich meine: der Tod ist herrlich. Ich habe es mehrere Male gesehen, wie Leute, denen schon die unbedingt tödliche Kugel im Kopf saß, — daß sie bei dem Einschlagen der Kugel wohl zusammenzuckten, — doch im Vorwärtsstürmen nicht innehielten, sondern mit den gleichen, dieselben Gefühle verratenden Gesichtszügen und Bewegungen wie vor der Verwundung zuweilen noch acht bis zehn Schritte vorwärtsstürmten und dann erst zusammenbrachen, wenn der Tod eintrat. Das habe ich gesehen, als unsere Infanteriekolonnen das Gelände bei dem Fort Fléron stürmten, als sie einmal zurückgeworfen wurden und ich samt mehreren Sanitätssoldaten auf dem eben erreichten, aber wieder hingegebenen Sturmfelde bei Verwundeten zurückblieb, als wir sie verbanden, so gut wir in unserer platt auf die Erde hingeworfenen Lage konnten — und als die Deutschen dann wieder vorstürmten, über uns hinweg den Belgiern entgegen! — Einen Fall will ich anführen: Ich hatte grad einen Unteroffizier verbunden, auf einmal wurde es unten in den deutschen Stellungen

wieder lebendig. Man pirschte sich in der bewährten Sprung-taktik an den Feind heran. Als man achtzig bis hundert Meter heran war, ging man zum Bajonettangriff über. Dabei wurde ein junger Westfale etwa sechs Schritt vor mir in die Stirn getroffen, ich sah, wie er zusammenzuckte, doch ohne jede Gesichtsveränderung weiterstürmte, über mich hinweg, und dann erst nach mehreren Schritten zusammenbrach. Als ich im gleichen Moment bei ihm niederkniete, war er schon tot. —

II

Die Bücher des Jahres





Emil Faktor,
der Verfasser von
„Die Temperierten“



Otto Flake,
der Verfasser von
„Die Prophezeiung“

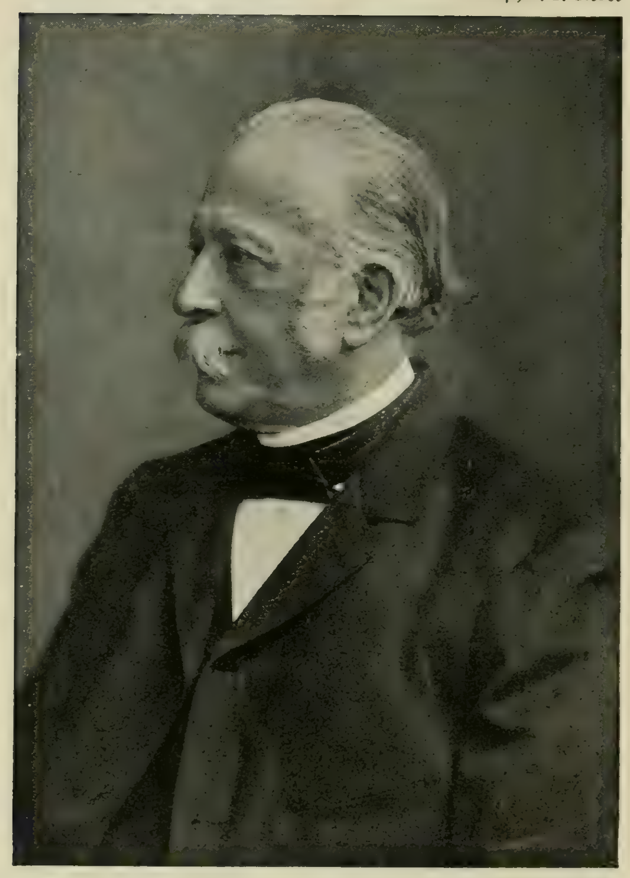


Grete Gulbransson,
die Verfasserin von
„Gedichte“



Gerhart Hauptmann,
der Verfasser von
„Der Bogen des Odysseus“

Phot. E. Bieber



Th. Fontane

Zum Bilde Theodor Fontanes

Aus der Einleitung zu Theodor Fontanes Gesammelten Werken

von Paul Schlenther

Theodor Fontane lebte vom 30. Dezember 1819 bis zum 20. September 1898. Mit seinem neunzehnten Jahrhundert ist er geworden und gewachsen. Alle Wurzeln seines Wesens und seiner Stärke liegen in diesem Zeitraume. Gottfried Keller, auch ein Sohn des Jahres 1819, lehnte sich viel angeschmiegter auf Goethe und die Romantik. Was Fontane Altfränkisches an sich trug, stammt schon vom Biedermeier der eigenen Jugendjahre. Fontane ist der Dichter und auch der Mensch der Bismarckzeit. Ihn schreckte kein Kulturfortschritt, auch kein Verlust, den dieser Fortschritt bringt. Zwanzig Jahre lang war er durch seine Potsdamer Straße im Schatten hoher alter Bäume gewandelt. Eines Tages, kurz vor ihm selbst, fielen sie, weil sie der Verkehr nicht mehr litt. Ringsumher lautes Wehklagen darüber. Nur der alte Fontane stellte sich an sein Fenster, dicht unter dem Dach, hörte die Axthiebe und meinte lächelnd: „Nun werd ich doch wenigstens sehn können, was es drüben im Schlächterladen zu kaufen gibt.“

Mit kurzen Unterbrechungen, deren längste (1855–59) ein dreijähriger Aufenthalt in London war, wohnte Fontane mehr als zwei Menschenalter in Berlin. Als er im Herbst 1833 zu seinem liederlichen Onkel August in die Burgstraße

zog, vor sich die Spree, gegenüber das Schloß, neben sich den Großen Kurfürsten, als er gleichzeitig Klödens Gewerbeschule teils besuchte, teils schwänzte, als er nach Britz und Treptow, nach Grunewald, Jungfernheide und Tegel seine frühesten „illegitimen" Wanderungen durch die Mark unternahm oder am Schönhauser Tor beim Konditor Anthiery die zeitgenössische Literatur mit Baisers verschlang, da hatte die Residenz Friedrich Wilhelms III. 300000 Einwohner. Als man den Dichter weit oben in den Industriebezirken des Berliner Nordens neben einen großen Baum auf einem kleinen „schmustrigen" Kirchhof zur Ruhe legte, hatte die Kaiserstadt fast zwei Millionen Einwohner. Aus seinem Geburtsörtchen Neu-Ruppin, der Stadt des großen, grauen Sees und der kleinen bunten Bilderbogen, war der vierzehnjährige „Jüngling mit lockigem Haar" durch die Mark nach Berlin gekommen und fand hier erst seine Heimat. Neu-Ruppin mit Zietens Schlößchen jenseits des Sees blieb, was es war; es zeugt noch heute mehr für die Zeiten des Kronprinzen Friedrich als für die Gegenwart. In Berlin, mit Berlin wurde Fontane Dichter, Weltbetrachter und, bei mancher altmodischer Gebarung, modern. Er ist für die Weltstadt der klassische Berliner geworden, wie Friedrich Nicolai der klassische Berliner der Zopf- und Perückenzeit war.

Aber noch ehe Fontane nach Berlin kam, lag schon ein Leben hinter ihm, das ihm zwei Menschenalter später Stoff für einen autobiographischen Roman bot. Es waren die „Kinderjahre" in Neu-Ruppin und dann in Swinemünde, dem Städtchen am See und dem Städtchen am Meer. Dieses Dichtung-und-Wahrheit-Buch läßt uns im Stich, als der Dreizehnjährige gerade von seiner Mutter nach Neu-Ruppin zurück aufs Gymnasium gebracht ist und sich in Quarta niederlassen will. Von anderen Knaben unterschied sich Theodor

nicht allzusehr. Er trug seine langen, blonden Locken länger, nach Zoll und Zeit länger als andre Jungen; er schlug beim Ballwurf Fensterscheiben ein; er graulte sich wonnevoll vor der Hütte, wo ein Mord geschah; er guckte neugierig zu, wie ein Baumkuchen gebacken wurde; er liebäugelte mit der Gefahr des Ertrinkens; bei den kriegerischen Jugendspielen wollte er Höchstkommandierender sein; wo ein Schlingel ihn neckte, da wehrte er sich. Das einzige, was den Swinemünder Apothekerssohn von andern unterschied, war die feine Beobachtungsgabe des künftigen Land- und Leuteschilderers. Zwar haften Jugendeindrücke am sichersten in der Erinnerung, aber wer nach fünfundsechzig Jahren noch so Bescheid weiß, noch so in den Seelen der erwachsenen Menschen von damals zu lesen versteht, muß schon als Kind den prüfenden Blick für die menschliche Natur gehabt haben.

Der Held dieses Romans ist aber nicht der Junge selbst, sondern sein Vater, Herr Louis Henri Fontane, zuerst Löwen-Apotheker in Neu-Ruppin, dann Stadt-Apotheker in Swinemünde. Neben ihm, auch gegen ihn steht die Mutter Emilie, geb. Labry, Seidenhändlerstochter aus Berlin. Sie wie er aus der Berliner Franzosenkolonie. Beider Schicksal, das sie sich selbst oder gegenseitig schmiedeten, ist der Kerngehalt dieser Kindheitserfahrungen des ältesten Sohnes. Die Mutter, die ihm einen „Hang nach Arbeit und solider Pflichterfüllung" vererbt hatte, ehrte er, den Vater, von dem er die Lust zu fabulieren hatte, liebte er. Hier ist ein Sohn, der seinen Vater unters Kinn nimmt und sagt: Du wunderlicher Kerl, du hast mir keinen Pfennig hinterlassen, du konntest nicht meiner Mutter das Leben leicht machen, sie mußte sich von dir trennen; du gabst mir im tadellosen Wandel nicht das beste Beispiel. Aber alles, was ich hab und weiß und kann, verdank ich dir allein, und wenn ich auch nichts weiter von dir gehabt hätte, so

bleibt mir die Erinnerung an dich. — Goethe, das Maß aller Dichter, hätte von seinem Vater nicht so gesprochen, denn er kam über ein Respektsverhältnis nie hinaus. Aber von seiner Mutter hätte Goethe so sprechen können, denn die Frau Rat saß ihm im Herzen. Wo Vertrautheit ist, ist Offenheit; deshalb gehört zum Schönsten, was Theodor Fontane geschrieben hat, das letzte Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn. Sie sitzen über einer gefüllten Kalbsbrust und erörtern die Frage, ob Kalbsbrust etwas Großes oder Kleines sei. Sie einigen sich, es sei beides. Denn alles in der Welt könne bald wichtig, bald nichtig, bald angenehm, bald erschrecklich sein. Diese weisen, alten Knaben, einer mit 71, der andre mit 48 Jahren, hatten herausgekriegt, daß nichts an sich selbst etwas ist, alles erst durch seine Beziehungen etwas wird. Diese Erkenntnis, daß es ein „Absolutes" absolut nicht gibt, versöhnt sie mit Schicksal und Welt. Sie scheiden im Frieden voneinander für immer. Durch das Bild des Vaters schimmert der Sohn, in welchem sich das naive Preisgeben der ursprünglichen Natur durch künstlerisch-kritische Reflexion verfeinerte; eine Reflexion, die klüger, nicht glücklicher macht. —

Fontane näherte sich den Sechzig. Womit hatte er seine schönsten Jahre, das sogenannte beste Mannesalter, vertan? War es nur Not ums Brot, die ihn in den Redaktionsstuben der Kreuzzeitung, auf dem Referentensitze der Vossischen Zeitung im Königlichen Schauspielhaus, eine kurze Zeit sogar im Sekretärsfrondienste der Königlichen Kunstakademie aufs trockene setzte? Not ums Brot wird der Hauptgrund gewesen sein. Es wuchsen vier Kinder heran, darunter drei Söhne. Das immer etwas „abruzzenhaft" gebliebene Naturell der tapferen Frau Emilie konnte überschäumen, wenn dem Haushalte die Mittel fehlten. Daheim wie draußen erhoben

sich gegen Stimmung und poetische Sammlung Widerstände, denen ein Honorarschreiber gewachsen ist, aber kein künstlerisch schaffender Geist. Doch für die Verspätung der Schaffenskraft gibt es wohl noch andere Ursachen. Eine mag Sehnsucht nach Größe heißen, eine andere Auffammlung kleiner Lebenseindrücke. Nie ging ein Mensch mit schärferen Sinnen durchs Dasein als Fontane. Und er beobachtete nicht minder liebevoll als scharf. Gedächtnis und Phantasie schienen eins geworden; in diesem ungeheuren Speicher verdorrte nichts; alles blieb frisch am Leben oder lebte gar erst auf, als sei es wieder in den Erdboden gesät worden. Die schmale deutsche Philisterwelt der vormärzlichen und nachmärzlichen Zeit, das Verdumpfen und Abstumpfen tapferer Soldatenherzen im wechselnden Einerlei von Gamaschendienst und Kasinovergnügen, das Getue untergeordneter Literaten und Schöngeister, die Phrase kraftloser Ideologen, das Bierbankgeschwätz politischer Kannengießer, die Revolution im Schlafrock, andrerseits die Liebedienerei des beschränkten Untertanenverstandes, kleine Widerwärtigkeiten und Possierlichkeiten im Familienkreise; dann wieder ein aufrechtes Wandern durch Land und Leute, in den Tagen des Lenzes das Langen und Bangen eines deutschen Jünglings, alles dies bildete sich fest dem dichterischen Geiste ein, verdichtete sich, und als endlich die Vorratskammern dieses Geistes geöffnet wurden, lagen poetische Schätze am Licht. Was aber den Riegel sprengte und den Sonnenschein einließ, war etwas ganz anderes. Hierzu erst mußte sich die große Sehnsucht erfüllen. Große Erlebnisse, Gegenwärtigsein bei weltgeschichtlichen, weltumwendenden Begebenheiten schaffen keine dichterische Kraft, aber wo sie verborgen liegt, wird sie heraus gelockt. — Früh zog den humoristischen Beobachter kleiner, naher Wirklichkeiten ein mächtiger Trieb in ideale Fernen, in heldenhafte Vergangenheit. Der Autodidakt

schlug die Bücher der Geschichte auf. Wo er mitten unter langweilenden Haupt- und Staatsaktionen auf heroische Anekdoten stieß, hielt er still und vergegenwärtigte sich Momentbilder menschlicher Urkraft. Er fand sie in der Geschichte Alt-Englands, Alt-Schottlands, Alt-Skandinaviens; denn Brandenburg und Brandenburger lagen noch zu nahe. Während man im Vormärz und nach dem Rückschlage der Achtundvierziger-Zeit in politischen Versammlungen vergeblich um den Jammer des Daseins zankte, las Fontane die alten überseeischen Balladen, dichtete viele davon in sein geliebtes Deutsch um und dichtete neue von gleichem Stoff und gleichem Stil. Hier fand er alles, was er im umgebenden Dasein vermißte: starken Willen, Tatkraft, rücksichtslos stolzes Schreiten zum Ziel, Heldenmut, Heldengröße. Daß er durch Kerker und Grüfte, über enthauptete Menschenleiber hinweg, durch Ströme adligen Blutes ging, war für die Phantasie des jungen Dichters nur ein neuer, schaurig-schöner Reiz. Aus Sagenzeit und Sagenland zurückgekehrt, wanderte er dann in der Sehnsucht nach Größe durch die alten Schlösser und Städte der märkischen Heimat, die er alle beschrieben hat. Und nun fand er, was er suchte. Wie sein Lebenskamerad Adolf Menzel, so vergaffte sich auch er in den alten Fritz und dessen Generale. An das Nordische und Englisch-Schottische seiner Bilder und Balladen hing sich „Märkisch-Preußisches". Die alten festen Junker, die dem ersten Hohenzoller in der Kurmark zu schaffen machten, reizten ihn nicht weniger als die Größten des preußischen Königsgeschlechtes. Meisterhaft verwandelte er für die neueren, näheren Stoffe jenen alten Balladenstil. Über die Quitzows und Gänse von Putlitz, über den alten Derfflinger, den alten Dessauer, den alten Zieten, über Schwerin, Seydlitz, Keith, Prinz Louis Ferdinand gelangte er von ungefähr auf seinem „balladesken" Poetenrößlein bis in die Zeit, da der

Blick auf ein Knabenbildnis Bismarcks fiel. Dann ist er von „Jung-Bismarck“ bis zum alten, abgedankten Kanzler den weiten, weltgeschichtlichen Weg durch sein eigenes Jahrhundert mitgegangen, maßvoll in seiner Begeisterung, vorbehaltlich in seinem Urteil, ironisch gegen Schwächen der Größe, gerecht auch gegen Feindessache und Feindesherz. —

Fontane ist ein Kleinmaler und findet den poetischen Kern des Lebens in der Andacht zum Unbedeutendsten: „Was ist großer Stil?“ Großer Stil heißt so viel wie Vorbeigehen an allem, was die Menschen eigentlich interessiert. Das Interesse an Menschen, höher als Ideale, ist die große Sache, die den Künstler Fontane zu kleinen und kleinsten Dingen liebevoll hinführt; damit offenbart er aus seiner zeitgemäßen Kunst Prinzipien einer Weltrichtung, die auch wissenschaftlich aus dem Kleinsten auf das Größte schließt. Und wie versteht er es, aus dem Kleinsten Weltbilder hervorzuzaubern, aus der Anekdote, die ihn auch in der Geschichte mehr interessiert als die großen Haupt- und Staatsaktionen, Leben zu gewinnen! So gelangt er zu den kleinsten und feinsten Triebfedern menschlichen Handelns. Diese Art des völligen Interesses am unendlich Kleinen stimmt zur Art seiner künstlerischen Gestaltung. Seine Darstellung ist nicht pragmatisch. Auch in den Romanen und Novellen verleugnet sich nicht die sprunghafte Art des Balladendichters. Seine von Manieriertheit nicht freie Darstellungsmethode, die ganz unmethodisch erscheint und doch auf feinst erwogener Komposition beruht, verglich er einmal mit einem Bahnzug, der weite Strecken im Nu durchrennt, um dann auf einer Station desto länger zu verschnaufen, neues Wasser, neue Kohlen einzuheimsen, den Passagieren Gelegenheit zum behaglichen Imbisse zu geben und durch desto beschleunigtere Fahrgeschwindigkeit die versäumte Zeit einzuholen. Fontane ist kein Ausmaler, sondern ein Andeuter.

Man sieht keine saftigen Farben. Es liegt wie Nebelstreif und Nebelreif über seinen Dichtungen; Verfliegendes, Luftiges, an die Abendstimmung märkischer Seen erinnernd; der erste Eindruck, den dieser „Impressionist“ allen fünf Sinnen gibt, ist Hauch; Luft, die sichtbar schwingt und flimmert, die hörbar weht und zieht. In solcher Luft scheinen Bauwerke, Bäume, Menschen, wie hinter Schleiern, die mehr licht sind als dicht. So legt sich auf die Gegenstände matt Dämpfendes, Hüllendes; trotzdem wirkt diese Trübung der Dinge wie Verklärung nicht im Sinne vager, grober Schönfärberei, sondern im Sinne einer schärferen oder feineren Hervorkehrung dessen, worauf es ankommt. Dabei wird über den entscheidendsten Moment rasch hinweggehüpft, wie über ein Hindernis auf der Rennbahn. Desto länger wird bei den Vorbereitungen verweilt; hier öffnet sich dann eine Fülle von scheinbar überflüssigem Detail, das aber in seiner Ansammlung dazu beiträgt, Stimmung, Luft zu schaffen. Natur wird zum Sinnbild menschlicher Vorgänge und scheint so am Menschenschicksal mitzuwirken, mitzuweben. Jedes Wesen steht in der ihm eigentümlichen Natur. —

Was der deutschen Komödie von jetzt fehlt, hat die deutsche Erzählungskunst durch Fontane damals erhalten: einen Gesellschaftsbildner. Wenn Fontanes Altersgenosse Keller (beide waren jahrelang zusammen in Berlin, haben sich aber nicht berührt) von Heyse zum Shakespeare der Novelle ernannt wurde, so konnte man Fontane damals den Menzel des Romans nennen. Freilich traf ein solcher Vergleich bloß die künstlerische Meisterschaft, mit der gleiche Stoffgebiete altpreußischen und neuberlinischen Lebens erfaßt sind, beide alten Rütlibrüder blickten auf dieselbe Welt und kamen zu ähnlichen Anschauungen. Wenn sie aber diese Anschauungen vermittelten, so waren sie grundverschieden, wie zwei starke, eigen=

willige Naturen es nur sein können, auch verschieden, wie Pinsel von Federpose. Der Maler gibt die große Aktion, der Dichter die innere Stimmung, aus der Konflikte wachsen. Unter den Konflikten beschäftigte den Dichter immer wieder der Unterschied von Stand und Alter; er drängte sich zwischen die rein menschlichen Empfindungen der Liebe und Freundschaft und rief einen Seelenkampf hervor, den Fontanes vornehmer Mensch in opferfähiger Nächstenliebe überwindet. Die Pflicht gegen das Allgemeine, gegen das vom Schicksal Gebotene steht höher als der Wunsch des eigenen Herzens. Damit die Welt im Gleichgewicht bleibe, ist es nötig, auf Glück, Liebe und viele andere Werte des Lebens verzichten zu können. Trachte nicht nach dem, was sich dir verschließt; begnüge, wenn es sein kann, vergnüge dich mit dem, was blieb. Dieses Gebot dringt aus Fontanes modernen Dichtungen immer klarer hervor und gibt ihnen ihre eigentümlich schmerzhaft-lebensfrohe Stimmung. Es ziehen Wolken; sei getrost, hinter den Wolken bleibt eine Sonne. —

Am 19. September 1898 schrieb Fontane seiner Frau über seine vierunddreißig Pulsschläge und den Wunsch nach Einsamkeit: „Nicht im Sinn einer Todessehnsucht, sondern nur in dem tiefen Verlangen nach Ruhe. Freilich spukt das andere darin vor, was auch wohl recht gut ist. Ein so glückliches und so bevorzugtes Leben und doch! was soll der Unsinn?" Aber in demselben Briefe regte sich auch wieder sein alter Sinn für Freundschaft und für Mädchenschönheit. „Wenn ich beim Tee sitze, geht es, und wenn ich meine gute Frau Sternheim sehe, geht es noch besser;" und dann — Gertrud: „Sie ist eine der entzückendsten Erscheinungen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe und könnte in einem Völkermuseum als reinster Typus deutscher Menschenrasse für Geld gezeigt werden. Dagegen verblaßt alles ... alles Natur, Menschheits-

blüte. Und dabei nicht mal der Evazug, sondern etwas Himmlisches. Klingt alles lächerlich, ist aber die reine Wahrheit ... Und dabei führt dieses sublime Menschenbild einen so alltäglichen Namen. Sie müßte Genofeva von Starhemberg heißen."

Wer priese den Neunundsiebzigjährigen nicht selig, der drei Tage vor seinem Tode noch so von irdischer Schönheit schwärmen konnte? Einen Tag später saßen wiederum Freunde um seinen Tisch. Er stellt sich das gewiß nicht falsche Zeugnis aus, auch diesmal noch ein guter Gesellschafter gewesen zu sein, aber „ohne die rechte Freudigkeit, weil die Kräfte nicht ausreichen". Einen Tag vor seinem Tode ging er mittags spazieren und trifft einen Mann, der seine Frau verloren hat. Er kann sich des Verdachtes nicht erwehren, dieser Trauernde warte das Trauerjahr nicht ab, und fügt hinzu: „So geht es — doch die Witwen sind noch flinker als die Witwer!" Dieses stand im letzten der Briefe an seine noch immer abwesende Frau. Es war am 20. September 1898. An demselben Tage las er bei seinem Lämpchen an seinem Schreibtische das Abendblatt seiner „Vossin". Beim Leitartikel malte er mit seiner Rundschrift an den Rand: „Ganz ausgezeichnet." Dann rief ihn die Tochter Martha zum Nachtessen. Er erhob sich, ging, aufrecht und schwebenden Schrittes, noch einmal ins Schlafzimmer, sofortige Rückkehr verheißend, kam aber nicht wieder. Wenige Minuten später fand ihn die Tochter über das Bett gelehnt. Er gab keine Antwort mehr. Marthas erstes innigstes Gefühl war Glück über diesen gütigen Tod. Dann kehrte Frau Emilie, die Vierundsiebzigjährige, heim. Der Rest ihres Lebens diente dem Andenken an den Mann und Dichter, mit dem sie kurz vor der goldnen Hochzeit gestanden hatte.

Peter Altenberg: Splitter

Zum Singen gehört die heilige Trinität: ein feines Ohr, eine feine Seele, ein feiner Geist! Die meisten haben höchstens ein feines Ohr. Und das haben sie meistens nicht!

*

Es ist angenehmer, mit Frauen zu verkehren als mit Männern! Die Frau denkt: „Ich versteh einmal gar nichts. Er versteht vielleicht auch nicht viel. Aber mehr als ich versteht er jedenfalls!"

*

Eine Dame sagte zu mir: „Wissen Sie, was mir an Ihnen am meisten imponiert hat?! Daß Sie wissen, was eine ‚legierte Suppe' ist! Das weiß der Hofmannsthal nicht und der Dehmel nicht und der George nicht. Der Shaw weiß es vielleicht, aber er wird uns zum Narren halten und uns erklären, daß es eine Suppe sei, in die uneheliche Kinder hineingesprudelt werden!"

*

Es gibt dreierlei Menschen, die kein Geld haben: die Verschwender, die Geizigen und die Armen.

*

Man muß wenigstens der Leithammel seiner eigenen Schafherde werden können!

*

An der Frau erlebt man nicht nur die Enttäuschungen, die sie uns bereitet, sondern auch jene, die wir ihr bereiten!

*

Ein glückliches Paar: Er tut, was sie will — — — und sie tut, was sie will.

*

Es ist traurig, eine Ausnahme zu sein. Aber noch trauriger ist es, keine zu sein.

*

Bekehren?! Man kann einen Vogel nicht dazu bekehren, daß unter Wasser zu atmen leichter, angenehmer und gesunder sei! Dazu kann man nur einen Fisch bekehren!

*

Auch der Hund ist nur wertvoll, weil er sich nach uns sehnt, wenn wir nicht da sind. Ein Hund, der sich nicht nach uns sehnt, ist ein Hund!

*

„Langweilen Sie sich nie mit dieser Person, Herr Peter?!"
„Nein, sie mit mir!"

*

Hedi Weingartner, Mademoiselle Morvay, Elsa Török, Paula Hein und eine goldrote Fremde sind die besten Tänzerinnen im Saale! Ist das ein Aphorismus?! Nein, aber wahr ist es!

*

„Was spricht man mit so einem Mädchen den ganzen Abend?!"

„Dasselbe, was man mit der Antilope, der Gazelle und dem Kolibri spricht! Man bewundert sie!“

„Und das genügt Ihnen?!“ sagen immer diejenigen, denen etwas noch viel weniger Wichtiges genügt!

*

Hedi Weingartner ist im Apollosaal unbedingt die ideale Repräsentantin der Wiener Tänzerin: Eine riesige Verve, gutmütig, ein edel-süßes Gesichterl, bescheiden, lebenslustig und dabei doch innerlich ganz traurig. Worüber? Fragen Sie doch Franz Schubert und Hugo Wolf!

*

Wenn eine Frau einen sehr, sehr gern hat, so bemerkt man dennoch, das heißt, man bemerkt natürlich nicht, daß sie neben einem, ganz neben einem, hinwelkt, matt wird, ganz matt wird und stillschweigend verkommt! Woher, meine Herren, kommt das?! Wissen Sie, was Sauerstoff ist und Verbrennung, Stoffwechsel?!

Es entsteht durch Anregungen, durch Anregungen mancherlei Art. Nur durch Anregungen, von selbst nie, nie! Verstanden?!

*

Man kann mit einer „Gefallenen“ beisammensitzen, selbstverständlich. Nur mit einer Mätresse kann man es nicht, dieser Gefallenen eines einzelnen!

*

Tränen eines Mannes wirken nicht, weil die Frau sie nach ihren eigenen billigen taxiert!

*

„Peter, der Gervaiskäse, den du mir als Souper angeraten hast, hat mir nicht gut getan!“

„Wahrscheinlich hast du dich im Laufe des Tages über irgend etwas ‚gegiftet'!"

„Ja. Aber wie kommt das zum Gervais?!"

„Selbst Gervais wird dadurch unverdaulich!"

„Ja, Peter, Gervais, und sich nicht über Tag giften, so schön und einfach ist das Leben nicht!"

*

Zeige mir deine Fingernägel, und ich werde dir sagen, ob du dich an mir rächen wirst! Wofür?! Daß meine schöner sind! Ist es mit dem Rücken und den Beinen ebenso?! Nein, denn man sieht sie nicht. Aber auf dem Lido?! Ja, dort ist es ebenso!

*

Die einzige Art, den Haß gegen besser Ausgestattete zu besiegen, ist die Bewunderung! Künstler sein ist, das Bessere bewundern zu können, statt es zu hassen!

L. Andro: Modesalon

Kara saß gerade vor ihrer farbigen Modellzeichnung, beschäftigt, zwei etwas extravagante Nuancen von orange und violett zu einem Abendkleide aufeinander zu stimmen, als Fritzi hereintrat. Sie war sehr aufgeregt und hielt eine Rechnung in der Hand.

„Denk dir, die Herzogin zahlt nicht."

„Aber nein," sagte Kara gleichmütig.

„Ihr Sekretär schickt mir eben die Rechnung zurück. Sobald die Frau Herzogin wieder hier sei, werde selbstverständlich alles beglichen werden. Einstweilen höre ich von ihrem Advokaten, daß sie auf unbestimmte Zeit verreist ist — sie sitzt nämlich in einer Nervenheilanstalt und kommt unter Kuratel."

„Wir werden das Geld schon kriegen," sagte Kara gleichgültig, wie sie immer in Geldangelegenheiten war.

„Ja, aber wann? Und ein Prozeß hat gar keine Aussichten. Dir natürlich ist das egal, du bist die Prinzessin, du zeichnest alle heiligen Zeiten einmal ein Modell, sonst kümmerst du dich um nichts."

„Schimpf doch nicht!" sagte Kara in ihrem müden Aristokratinnen-Ton, der, wie sie wußte, Fritzi besonders irritierte.



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling, „Harmonie"
Fischers Illustrierte Bücher

„Das Atelier geht doch nur meinetwegen so gut, selbst wenn ich gar nichts täte. Wieviel Geld ist es denn?"

„Zehntausend Kronen," sagte Fritzi. Kara war nun doch von der Höhe der Summe etwas impressioniert. Fritzi klagte weiter: „Wie sollen wir existieren mit solchen Außenständen? Die Arbeitskräfte wollen gleich bezahlt sein, die Lieferanten auch, der teure Zins! Ich wollt, ich hätt meine kleine Schneiderei in der Gumpendorfer Straße noch, wo ich für die braven Spießerinnen vom Grund gearbeitet hab, die wenigstens prompt bezahlen, wo man keine derartigen Summen riskiert hat!"

In diesem Augenblick wurde sie unterbrochen. Das Lehrmädchen erschien: Herr Rogler bitte Fräulein Kara zum Telephon.

„Sag ihm nur das mit der Herzogin," rief ihr Fritzi nach. „Er hat uns ja die Person überhaupt geschickt. Und sag ihm, daß wir auch sonst nicht glänzend stehen."

Aber Kara war fest entschlossen, nichts zu sagen. In all den Jahren ihres Verhältnisses zu Rogler hatte sie es nur ganz selten fertig gebracht, über Geldangelegenheiten mit ihm zu reden. Übrigens wußte sie, daß auch seine Finanzen nicht die besten waren. Hatte die Sonderausstellung seiner Werke ihm auch wahre Lobeshymnen von seiten der Kritik und des Publikums eingebracht, so hatte er doch einstweilen lange nicht so viel verkauft und viel weniger Aufträge erhalten, als er hoffte. Es war eben jetzt wenig Geld im Umlauf und alle bekamen das zu spüren.

Jetzt bat er Kara um einen Gefallen. Sein Modell war erkrankt. Ob Kara ihm nicht heute für Schulter, Arm und Hand sitzen wolle.

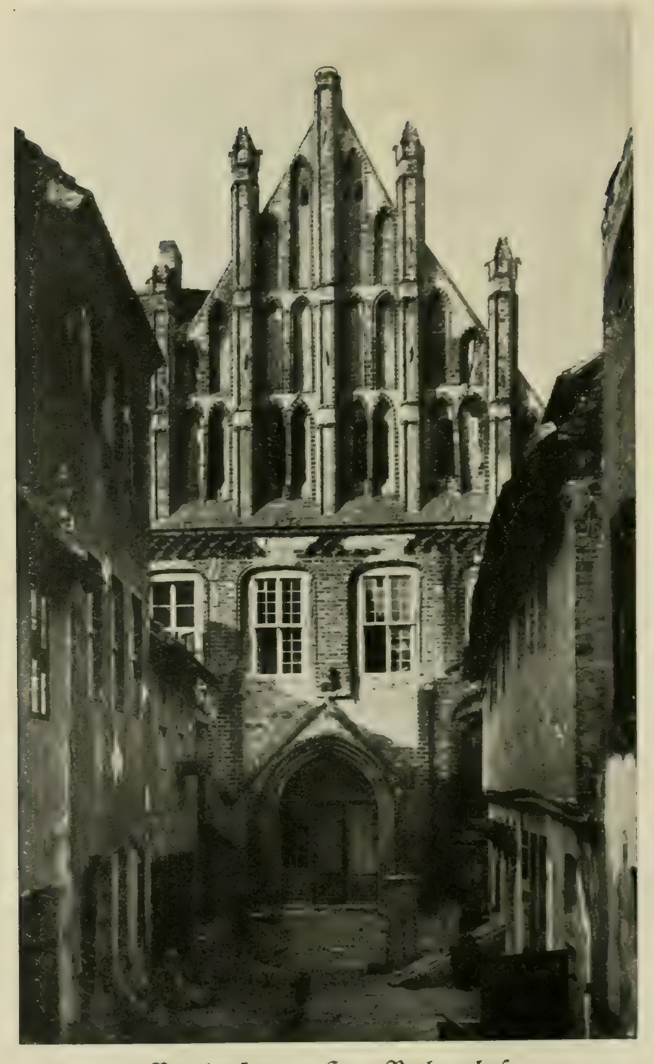
Immer noch gab es Kara einen Stich, wenn er ein anderes Modell benutzte. Und doch sah sie ein, daß er nicht immer sie und sie allein malen konnte, wie er's jahrelang getan hatte. Sie wußte, was es bei Rogler hieß, ein Modell haben. Wußte, daß seine mächtige Sinnlichkeit sich nie so stark entfaltete, wie unmittelbar nach der Arbeit. Wenn dann ein schönes Frauenzimmer in der Nähe war . . . Aber sie hatte in all den Jahren gelernt, über mancherlei zu schweigen. Jetzt versprach sie in einer Stunde bei ihm zu sein. Um die Zeit bis dahin zu verbringen, ging sie in die Probierräume hinüber.

Das tat sie nur äußerst selten. Sie haßte die neugierigen Blicke der Damen, die alle sehen wollten, wie Roglers Ge-



Leubus — Johannestor mit Brücke

Aus „Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland“



Brandenburg a. H. — Rathaushof

Aus „Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland“

liebte aussah — denn alle wußten, daß sie das war. Das bildete ja den Ruhm dieses Ateliers, in dem dennoch sein Name niemals genannt wurde. Die Sage ging, daß er alle Toilettenentwürfe zeichne, was natürlich nie der Fall gewesen war. Nur ganz selten, wenn er etwa eine Dame zu malen beabsichtigte, hatte er einmal für das betreffende Kleid einen Rat gegeben. Dennoch zehrte das Atelier Krumm von Roglers Ruf. Kara, die nur ganz selten erschien, galt als die Seele des Geschäftes. In Wirklichkeit war es Fritzi. Auch jetzt wandte sich eine kleine dicke Dame aufgeregt an Kara. „Welches Glück, daß Sie kommen, Fräulein! Denken Sie, Fräulein Fritzi will mir kein mauve konzedieren! Und ich hab mir's in den Kopf gesetzt, daß ich mauve haben muß!"

„Meine Schwester wird schon recht haben," sagte Kara kühl. „Sie wissen, meine Gnädige, hier bestimmen *wir*!" Das war der Ton des Krummschen Ateliers: die Kundinnen hatten zu schweigen. Die Inhaberinnen wählten Farben und Formen, wie sie es ihren künstlerischen Intentionen gemäß für gut fanden. Ausgemacht wurde nur die Bestimmung des Kleides und der Preis. Man ging zu den Krumms wie etwa zu großen Porträtmalern. Fritzi besonders hatte sich eine Art forschenden Lenbachblick unter gerunzelten Brauen hervor zurechtgelegt, der tiefen Eindruck machte, und die kurz angebundene Grobheit eines großen Künstlers. Das war die Spezialität des Hauses und ein Teil seines Erfolges. Aber die Dame jammerte weiter und Kara dachte gelangweilt: „Wenn du wüßtest, wie gleichgültig mir deine Toilettensorgen sind, du fette Bourgeoise! Daß ich mich darum kümmern soll — ich, Kara Krumm!" Dann ließ sie sie stehen und ging in ihr Zimmer. Dort streifte sie ihr blaßgrünes Hausgewand ab, das, aus billigstem Stoffe gefertigt, ihr etwas angenehm Phantastisches, Märchenprinzessinnenhaftes

gab — dieses Kleid hatte wirklich Rogler entworfen, — schlüpfte in ein dunkles Jackenkostüm und ging zu ihm.

So diskret wie sie sich auf der Straße auch gab, sie war es schon gewöhnt, daß sich fast alle Köpfe nach ihr wandten. Die eine Hälfte in sichtlichem Wohlgefallen und die andere mit einem ironischen Lächeln über das ganz Moderne — wie man in der Stadt sagte: „Sezessionistische" — ihrer Erscheinung. Alles, was dazu gehört, besaß sie freilich. Sie war groß, biegsam, schlank bis zur Magerkeit. Ihr kupferrotes Haar lag in weichen welligen Scheiteln um den schmalen Kopf. Das blasse Gesicht war fein im Schnitte, mehr pikant als schön, die Nase ein wenig zu kurz, der Mund etwas zu groß. Die Augen graugrün, schön geschnitten, aber stets etwas kurzsichtig zusammengekniffen. Rogler hatte immer neue Schönheiten an ihr gefunden, immer neue biegsame Linien und seltsame Farbenspiele, und jahrelang war sie und immer nur sie auf seinen Bildern zu sehen gewesen, so daß sie fast eine Art Typus geworden war. Viele Erscheinungen mondäner Frauen formten sich direkt nach ihr.

Die weiche Luft des Herbstabends genießend, schritt sie der Stadt zu. Der Abend legte seinen Duft über die kleinen Villen des Cottage-Viertels. Die Ranken von Weinlaub, die die Bäume der bepflanzten Straßen miteinander verbanden, glühten in allen Farben, vom hellen freundlichen Gelblichrosa bis zu tiefen Purpurtönen.

Es war auch eine Roglersche Idee gewesen, daß die Schwestern hier draußen in einer stillen vornehmen Straße, weitab von allem Lärm des Geschäftsviertels ihr Atelier haben sollten. Rogler kannte seine Leute. Je schwerer erreichbar es wurde, desto mehr Reiz hatte es für die Snobs, und auf Exklusivität war das Ganze gestellt: kleine Zimmer, wenige aber teure Arbeitskräfte, die Möglichkeit, nur wenige Aufträge zu glei-

cher Zeit auszuführen, diese sich freilich horrend zahlen zu lassen. Fritzi in ihrer tüchtigen Geschäftsklugheit hatte nach anfänglicher Opposition bald begriffen, worum es sich handelte und gab den Ton des Ganzen sehr bewußt an, Kara tat mehr unbewußt mit, aber gerade ihr unberührbares, leises und etwas hochmütiges Wesen stimmte vortrefflich dazu.

Herman Bang: Die Gäste kommen

„Lauf hinaus, lauf hinaus," rief Frau Brasen der „Elevin" zu. Selbst mußte sie erst eine reine Schürze umbinden. „Lauf hinaus," rief sie wieder, während alles an ihr zitterte — und sie hatte keine Haube auf. „Lauf hinaus, jetzt sind sie da."

„Christian," schrie Brasen von seinem Büfett aus. Christian stand mitten im Zimmer und kam zu nichts weiter, als sich den ganzen Kopf mit einem Staubtuch abzutrocknen. Aber der Hausknecht Nielsen war auf dem Platz und öffnete den Wagenschlag des ersten Kremsers, in dem vierzehn Menschen wie ein Vogelschwarm schnatterten. Frau Brasen hatte die Außentür erreicht, von wo sie grüßte, indem sie einen halben Knicks machte. Die vierzehn schwirrten vom Wagen herab, und in einem Nu war das ganze Billardzimmer voll von Handkoffern und Plaids und unbestimmbaren Schals und Körben und Schoßhunden und Hutschachteln. Alle vierzehn Personen sprachen durcheinander, dehnten die Glieder, verlangten Bescheid, streckten die Beine und lachten. Es waren drei Herren und elf Damen. Der zweite Kremser war vorgefahren. Aber eine Dame, die mit ihrem Kleid am Wagentritt hängengeblieben war, hemmte den Strom, bis sie mit einem Schrei loskam. Ein Familienvater, der von Frau, drei

Kindern und Kindermädchen begleitet war, drängte sich durch, zum Büfett hin, und ersuchte um die Zimmer, die er bestellt hatte.

Brasen, dessen Augen ganz rund geworden waren, sagte: „Ach, Sie sind der, der bestellt hat? Ja, das werden wir gleich haben;“ und er fing an, in einer alten Zigarrenkiste zu wühlen, in der er die Badekorrespondenz aufbewahrte.

„Ich bin Inspektor Rasmussen,“ sagte der Familienvater, der gewichtig sprach, wie jemand, der gewohnt ist, in einem geistigen Betrieb an der Spitze zu stehen.

„Ja,“ sagte Brasen und wühlte weiter in seiner Zigarrenkiste.

Eine Frau, die die Reise in einem dunkelroten, ausgeschnittenen Schleppkleid zurückgelegt hatte, setzte sich heftig auf einen Stuhl am Tisch und sagte zu ihrem Mann, der klein, blond und kurzsichtig war: „Hans, ich habe dir doch gesagt, ich muß gleich auf mein Zimmer.“ Auch Herr Hans Lindegaard hatte Logis bestellt und fragte nach der Nummer seiner Zimmer.

„Da hab ich's,“ sagte Brasen, der einen puterroten Kopf hatte. Er hatte in der Zigarrenkiste ein Stück Papier mit „Rasmussen“ gefunden.

Aber Herr Lindegaard fuhr fort, nach seiner Nummer zu fragen, und eine kleine, freundliche Witwe, von einer hinkenden Tochter begleitet, die sich an einem Stock fortbewegte, sagte still:

„Wir möchten gerne unsere Zimmer haben.“ Brasen sah von seiner Kiste zu ihr auf. „Sie waren für heute bestellt,“ sagte die Witwe.

„So?“ fragte Brasen. „Christian!“ rief er, „hol meine Frau!“

Frau Brasen ging im Billardzimmer hin und her und sagte unaufhörlich: „Wenn wir sie nur einen nach dem

anderen nehmen . . ." Frau Brasen nahm vorderhand gar keinen, sondern fuhr nur fort, im Zimmer hin und her zu gehen, während sie immer wiederholte: „Das kommt ja ein bißchen plötzlich."

„Liebe Frau, wir warten ja gerne," sagte ein großer, brünetter Herr von schlanker, sehniger Gestalt.

„O, danke," sagte Frau Brasen und sah ihm ins Gesicht. Es war das erste Gesicht, das sie sah. Sonst sah sie den Schwarm um sich her eigentlich nur, wie jemand, der Karussell fährt, diejenigen sieht, die sich auf festem Boden befinden.

„Wir sind ja so viele, die alle auf einmal kommen," sagte der brünette Herr.

„Ja eben," sagte Frau Brasen, und sie rief plötzlich Jens zu, er solle mit Inspektors in die Dependance hinüberlaufen.

Herr Lindegaard und Frau hatten Nummer 16 bekommen, von wo die Frau schon klingelte. Frau Brasen flog zur Türluke und rief in die Küche hinaus, die Elevin müsse hinaufspringen. „Bind eine Schürze um," rief sie und schloß das Schiebefensterchen.

„Da ist meine Frau," sagte Brasen und ließ die Zigarrenkiste los, in der alle Briefbogen herumlagen.

Frau Brasen sagte, während vier andere Damen ebenfalls Zimmer verlangten, zur Witwe: „Ja, Sie haben Nummer zwölf in der Dependance." Und dann fing auch sie, die infolge all des Dampfes und Rußes in ihrer Küche schlecht sah, an, in der Zigarrenkiste zu wühlen. Ja, es war eine schlimme Sache mit Brasen und der Korrespondenz, und was nutzte es, daß Sörensen geholfen hatte . . .

Die eine der vier Damen, die Volksschullehrerinnen waren, sagte: „Wir haben vor einem Monat geschrieben." Und Brasen, der auf dem Stuhl mit dem Kissen saß, sagte: „Jansine, die hat Sörensen" . . .

Jens lief vor dem Inspektor mit Familie und Kindermädchen über die Straße zur Dependance.

Er war barhäuptig und rief in alle Ladentüren: „Das sind die Fremden." Er trug eine Weste und ein paar dunkelgraue Hosen mit einem lichtgrauen Flicken an der Stelle, auf die man sich setzt. Wenn er lief, wirkte der Flicken wie eine geschwungene Fahne.

„Wenn man nur über die Betten beruhigt wäre," sagte der Inspektor, der von einem gewissen Embonpoint und einigem durch die Frau erworbenen Vermögen war.

„Und die Kinderbetten, August," sagte die Frau, die mager, schwarz gekleidet und unterleibsleidend war.

Sie kamen an die Dependance, wo Jens die Tür zu all den hellblauen, leeren Stuben aufmachte. „Hier ist es," sagte Jens.

„Aber wo sind *unsere* Zimmer?" fragte der Inspektor und blieb vor der wartenden Dependance stehen.

„Da müssen Sie die Frau fragen," antwortete Jens, der nach Hause lief.

„Wir nehmen diese," sagte die Frau, die sich gesetzt hatte, und zeigte auf drei Zimmer nach der Straße. Sie begann die Möbelumstellung zu kommandieren, während sie sagte: „August, hilf Luise." Luise war das Kindermädchen.

Die sanfte Witwe kam mit ihrer Tochter. Es sah unter Frau Rasmussens Anordnungen schon aus, als befände sich die ganze Dependance im Umzug. Die Frau und die Tochter nahmen still ein paar Kammern:

„Liebe Else," sagte die Mutter, „laß uns hierbleiben." Und sie gingen in ein paar kleine Stuben und schlossen ihre Türen zu.

Im Hotel hatten die meisten Zimmer bekommen, und siebzehn Personen klingelten auf einmal, um endlich ihre

Koffer zu erhalten. „Christian,“ rief Brasen, und es kam niemand. Nielsen plagte sich mit Rohrkoffern und Holzkoffern, daß die alten Treppen krachten, und Frau Brasen lief hin und her, um die letzten unterzubringen, während sie unablässig an das Mittagessen dachte. In der Küche war alles ins Stocken gekommen, und alle Mädchen und die Mangelfrau standen draußen auf dem Hof und glotzten die Fremden an.



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling, „Harmonie“
Fischers Illustrierte Bücher

„Ja, ja,“ sagte Frau Brasen und lief wieder umher: Jens muß Stine, die Näherin, holen. Stine sollte beim Bedienen helfen, die Handtücher mußten eben warten.

„Christian!“ Brasen war auf seiner Suche nach dem Kellner bis zum Fenster des kleinen Speisezimmers gekommen.

Christian schoß wie ein Pfeil aus einer Tür mit einem Herzen heraus. Jeder Schreck schlug ihm gleich auf den Magen. „Na,“ sagte Brasen, „da hätten wir ihn wieder.“

Frau Lindegaard schellte um Wasser zu einer kalten Abreibung, und bei den vier Lehrerinnen, die im Giebel untergebracht waren, waren für alle vier nur zwei Handtücher da . . .

. . . Der Doktor, der einen Gesellschaftsrock aus den

achtziger Jahren angelegt hatte, öffnete die Tür zum Billardzimmer und sah hinein. Brasen saß auf seinem Polsterstuhl. „Wie wird das gehen?" sagte Brasen.

Frau Brasen, die die letzten zur Dependance führte, sagte: „Es wird schon gehen, Brasen." Ihr war zumute, als würde der Boden unter ihren Füßen von hoher See geschaukelt. „Bitte," sagte sie; „es ist nur hier die Straße hinunter." Sie ging neben den beiden letzten Gästen, einer ostjütischen Großkaufmannsfrau mit ihrer Tochter, mitten über die Straße, wo hinter allen Scheiben Gesichter hervorguckten. „Ja, hier scheint die Sonne so schön," sagte Frau Brasen. Die Pflastersteine unter ihren Füßen glühten.

„Ist es auch so weit bis zum Strand?" sagte die Tochter, Fräulein Lucie, eine kleine, blasse Person, die sich vergroßstädtischt hatte und in allem ihren Willen bekam, weil der Hausarzt des Großkaufmanns es satt hatte, ihre Krämpfe mit anzusehen.

„Es ist nur ein kleiner Weg," sagte Frau Brasen.

„Ist es hier?" sagte Fräulein Lucie, als sie bei der Dependance angelangt waren.

Frau Brasen war ein Stück voraus, und die Großkaufmannsfrau sagte: Lucie, du hast hierher gewollt."

Frau Brasen machte die Tür zu den Vorderzimmern auf. Die Koffer der Familie Rasmussen waren angekommen, und nicht ein Möbel stand an seinem Platz. „Ja," sagte Frau Rasmussen, „das waren doch unsere Zimmer!"

Frau Brasen, die sah, daß die Zimmer in Gebrauch genommen waren, sagte: „Ja, so war es bestimmt."

Der Inspektor, der die Betten untersucht hatte, sagte: „Es ist Roßhaar, Kind."

„Aber August, willst du mir sagen, wie wir die Kinder unter diese Lumpen legen können?" Frau Rasmussen wollte sich an Frau Brasen wenden, aber Frau Brasen hatte die

Tür hinter sich zugemacht. Sie ging, von den zwei ost-jütischen Damen begleitet, durch den Hof. „Ja,“ sagte sie, indem sie eine Tür öffnete, „dies sind die besten Zimmer. Aber der Eingang ist durch die Küche.“

Die Küche war gepflastert und eigentlich ein Waschhaus. Fräulein Lucie war auf der Türschwelle stehengeblieben. „Das ist gelungen,“ sagte sie.

„Ja,“ sagte Frau Brasen, „es ist recht bequem, wenn man dies und jenes aus der Hand stellen will.“

Die Mutter und Fräulein Lucie gingen in die beiden Zimmer und sagten: „Danke.“

„Glaubst du, daß ich hier bleibe?“ sagte Fräulein Lucie.

Ihre Mutter warf einen Blick über die Zimmer und sagte: „Vielleicht kann man irgendwo in der Stadt ein paar Möbel geliehen bekommen.“ Fräulein Lucie antwortete nicht. Sie placierte sich in einen Schaukelstuhl und summte.

Als Frau Brasen an dem Fenster der Witwe vorbeikam, das offen stand, steckte die alte Dame den Kopf heraus. „Hier ist es ganz reizend,“ sagte sie. „Wir möchten nur gern einen Schrank umgestellt haben, Frau Brasen, gelegentlich, wenn mehr Zeit ist.“ Der Schrank sollte vor eine Tür gerückt werden, die sie von der Familie Rasmussen trennte. Das würde immerhin den Lärm etwas dämpfen.

Frau Brasen ging hinab in den Garten zur Großmutter, die noch immer mit ihrem Rechen arbeitete. „Du mußt nach Hause kommen, Mutter,“ sagte sie.

Die Alte hob den Kopf. „Warum?“ sagte sie.

„Jetzt sind sie da, Mutter.“ Frau Brasen war zumute, als müsse sie in Tränen ausbrechen. „Und das ist ja gut, Mutter,“ sagte sie, der Alten ins Gesicht sehend.

„So,“ antwortete die Alte nur, stellte ihren Rechen fort und folgte ihr.

„Ist das der Garten?“ rief die lahme Tochter der Witwe von ihrem Fenster aus. Und sie lief in den Hof hinaus – sie war trotz ihres Hinkens ganz lebendig — und in den Garten hinein. „Ach, Mutter, das ist ein Garten,“ rief sie vom Hof aus, ein Weilchen später, als sie zurückkam. Und als Frau Rasmussen sich am Flurfenster zeigte, fügte sie hinzu: „Das ist ja herrlich für die Kinder, gnädige Frau.“ Etwas später kehrte sie wieder zurück, die Arme voller Zweige. „Mutter,“ rief sie, „damit dekorieren wir, wenn wir nur ein paar Vasen hätten.“ Und nachdem sie ihre Zweige auf dem Fenstersims abgeladen hatte, ging sie, auf ihren Stock gestützt, auf die Straße hinaus.

„Die kleine Lahme hat ein schönes Gesicht,“ sagte der brünette junge Mann. Er hatte zusammen mit seinem Freund den Giebel vis-a-vis von den vier Lehrerinnen bekommen und saß nun an seinem Fenster, von wo man die ganze Stadt und all die fünf kleinen Straßen sehen konnte.

„Das ist das Haus des Bürgermeisters,“ sagte sein Freund, der neben ihm stand, und wies auf die rote Burg.

„Ja so,“ sagte der junge Mann und starrte vor sich hin ins Sonnenlicht. Die Straßen unter ihnen lagen in der Sonne wie ausgestorben da. Das kleine lahme Fräulein ging dort unten ganz bis zum letzten Haus und kam wieder zurück.

„Wie niedlich sie an ihrem Stock geht,“ sagte der Freund.

Sonst war niemand zu sehen. Nur im Hotel liefen sie aus und ein. Die vier Lehrerinnen kamen aus dem Tor. Sie hatten nach dem Weg zum Walde und nach dem Weg zur Badeanstalt gefragt. Sie waren entschlossen, zwanzig Bäder zu nehmen und hatten keinen Tag zu verlieren. Sie gingen, zwei und zwei, die Straße hinunter und verschwanden.

„Na,“ sagte der Freund, „hier kann man sich so richtig gut langweilen.“

Der Brünette, der auf dem Fensterbrett saß, starrte noch immer in das Licht — seine Augen hatten so einen seltsamen Ausdruck angenommen, entweder der Betrübtheit oder einer langen Sehnsucht — und antwortete, möglicherweise ohne zu wissen, worauf: „Vielleicht."

Eine Staubwolke erhob sich draußen auf der Chaussee gegen das Sonnenlicht. Es war ein Landauer mit braunen Pferden und drei Koffern. Jetzt bog er von der Chaussee in den Weg ein, der an den Gärten der Stadt entlang führte. Zwei Damen saßen im Wagen, hinter zwei hellen Sonnenschirmen verborgen. „Wer ist das?" sagte der Freund am Giebelfenster.

„Wer weiß?" antwortete der Brünette und stand vom Fensterbrett auf: „Wollen wir also baden?"

Unten auf dem Hof fragten die beiden Freunde nach dem Weg. „Ja, das Wasser ist wirklich gut," sagte Brasen, der mitten auf seinem Hof stand und sich auslüftete, „der Weg ist direkt hinter dem Garten des Bürgermeisters."

„Danke" sagte der Sehnige mit einem plötzlichen Lächeln.

Der Wagen mit den braunen Pferden rollte am Gartenzaun des Bürgermeisters vorbei. „Ingeborg, Ingeborg," rief die eine der Damen und winkte plötzlich mit ihrem Sonnenschirm. Sie hatte die Tochter des Bürgermeisters unter den Bäumen erblickt.

Fräulein Ingeborg lief zum Gitter hin: „Johnny," rief sie und erkannte die Freundin.

„Wir werden hier wohnen," rief Fräulein Johnny aus dem Wagen, während der Generalkonsul und die Generalkonsulin nickten.

„Wo?" rief Ingeborg. Aber der Wagen war fort.

Die Tochter des Bürgermeisters blieb stehen. Ein strahlendes Lächeln hatte sich über ihr Gesicht gebreitet, während ihre

Augen, die schwarz waren wie Schwarz, in das die Sonne brennt, lange über das grüne Feld und den Strand hinaussahen. Sie dachte plötzlich an viele helle Tage und an so viele Erinnerungen von damals — vor recht langer Zeit. Sie sah die Pension in Zürich vor sich, hinter der hohen Mauer, mit den Akazien in dem stillen Garten. Eines nach dem andern tauchten die Bilder der Kameradinnen auf, und Johnny und sie selbst mit ganz jungen Gesichtern. Sie sah die Promenade und den See mit seinen plötzlichen Wellen, und die Straßen und die Technische Hochschule mit dem schönen, weißen Portal. Die Tochter des Bürgermeisters blieb am Zaun stehen, wie hinter einem Gitter würziger Rosen. Da ertönten auf einmal Schritte auf dem Pfade, und zwei Herren grüßten. Es war der Brünette und sein Freund. Die Tochter des Bürgermeisters neigte den Kopf. Ihr mattgelbes Gesicht war plötzlich weiß geworden. Sie ging langsam zurück, durch alle ihre Blumen, über den Hof, die Treppe hinauf. Die Herren aus dem Büro, die gerade zum Mittagessen gingen, grüßten das Fräulein, aber sie sah es nicht. Sie öffnete die Tür zu dem ersten Zimmer, wo all die ostindischen Vögel in der Voliere zwitscherten. Fräulein Ingeborg nahm ein Tuch und hing es über den Käfig, um die Vögel zum Schweigen zu bringen. Sie setzte sich neben den Käfig, den Kopf in die Hand gestützt. Die Mutter rief, und sie hörte es nicht . . .

Alice Berend: Die Reise

Die Vorfreude an der Reise wurde Mutter und Tochter ein wenig geschmälert.

Frau Bomberling hatte noch nie die Grenzen des Deutschen Reiches überschritten. Ihr bangte davor.

Tante Helene, die eine solche Reise für ihr Leben gern einmal gemacht hätte, schürte alle Befürchtungen. Sie war der Ansicht, daß man nur im Vaterlande sicher sei. Sie erzählte von Leichen in Koffern. Von abgeschnittenen Händen im Gepäcknetz. Von zugedrückten Gurgeln in langen Tunnels.

Frau Bomberling wußte plötzlich nicht mehr, warum sie ihr friedliches Heim, mit den Sicherheitsketten an beiden Türen, verlassen wollte. Bis ihr wieder die internationalen Bekanntschaften einfielen. Russische Fürsten und englische Lords. Tante Helene würde einen schönen Knicks machen müssen, wenn Babette als Braut eines Fürsten zurückkehrte.

Lächelnd unterbrach Frau Bomberling daher die grausigen Schilderungen ihrer Schwägerin und sagte:

„Aber ein herrlicher Frühling ist dort unten. Das wird niemand leugnen können."

Tante Helene stieß mit ihren spitzen Schultern zwei Löcher in die Luft und antwortete, daß sie dies viele Getue mit dem Frühling lächerlich finde. In fünf Monaten sei doch wieder Winter.

Aber ganz und gar konnte sie Frau Bomberling die Reise doch nicht verleiden. Dazu waren die Reisekleider für Frau Anna und Babette zu wohl und kleidsam geraten.

Babettes Freude auf die Reise aber hemmte Paul.

Er hatte erklärt, daß ein brieflicher Unterricht nicht möglich sei. Außerdem wollte er nicht mehr glauben, daß Babette niemals heiraten würde. Auf der Reise würde sie sich verlieben. In den ersten besten.

Dieses Mißtrauen beleidigte Babette aufs höchste. Sie wandte Paul den Rücken und kam in den letzten Tagen vor der Abreise nicht mehr zum Unterricht.

Paul schien sie nicht zu vermissen.

Aber als man auf dem Bahnhof war und der Zug jeden

Augenblick abfahren konnte, stand Paul plötzlich zwischen Bomberling und Hermann vor der noch geöffneten Wagentür.

Er brachte einen Strauß Rosen für Frau Anna und ein kleines Bündel Vergißmeinnicht für Babette.

„Ich wollte nicht unhöflich gegen deine Mutter sein," sagte Paul, als er Babette die Blumen gab.

„Mama scheint dich gar nicht vermißt zu haben," antwortete Babette und warf die Blumen zu dem andern Gepäck.

Die Lokomotive pfiff.

Bomberling sagte zu Babette:

„Paß gut auf Mama auf."

Das war ein Scherz, über den alle rasch lachten.

„Amüsiert euch," rief Hermann laut.

„Auf Wiedersehen," sagte Paul leise, aber Babette beugte sich vor, um den Vater anzulächeln.

Die Räder begannen sich zu drehen. Ein starres Lächeln kam auf die Gesichter. Immer rascher rutschte der Bahnhof an dem Zuge vorbei und fort . . .

Als draußen kahle Wiesen vorüberflogen, suchte Babette nach dem Bündelchen Vergißmeinnicht, sie richtete die gebeugten Blüten behutsam auf und steckte sie in den Ausschnitt ihres Kleides.

Frau Anna lehnte sich zurück und musterte ihr Handgepäck. Es sah vornehm aus. Zwischen den neuen Ledertaschen schien der Korb zu schweben, den Babette dem jungen Herrn Kippenbach gegeben hatte. Ihr Stolz verstärkte sich.

Sie horchte, ob die beiden Damen, mit denen sie das Kupee teilten, etwas über Babettes Schönheit bemerkten. Erfreut stellte sie fest, daß sie nichts von ihren Worten verstand. Es waren Ausländerinnen. Man merkte, daß man ins internationale Leben fuhr. Befriedigt lehnte sie sich noch weiter zurück. Lächelnd blickte sie in die Welt hinaus, die draußen vorübertanzte.

Mit den Rädern rollten die Stunden. Es begann zu dunkeln. Man fuhr schon quer durch die schwarze Nacht. Nur selten blitzte ein Bündel Lichter auf. Dann sah man Häuser



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling, „Harmonie"
Fischers Illustrierte Bücher

neben Häuser stehen. Und wo die Fenster erleuchtet waren, Bett neben Bett. Die Welt war überall gleich.

Frau Anna wurde schläfrig, sie war zufrieden, daß man endlich die Stadt erreichte, wo man den Schlafwagen anhängte. Als sie sich auf dem schmalen, zitternden Bett aus-

streckte, erinnerte sie sich, daß Bomberling jetzt allein in dem großen Eßzimmer saß. In dem friedlichen, unbeweglichen Raum. Zugleich sah sie durch einen Spalt der Gardine, daß die Lichter des jagenden Zuges über schroffe Berghänge zuckten. Sie schauerte zusammen. Eigentlich war es nicht zu begreifen, warum Babette den liebenswürdigen Herrn Kippenbach abgewiesen hatte. Wie gemütlich könnte man jetzt beieinander sitzen.

„Schläfst du, Babette?“ fragte sie.

In dem oberen Bett rührte sich nichts.

„Kinderschlaf,“ murmelte Frau Anna lächelnd.

Die Räder surrten ein Schlaflied. Sie schlummerte ein.

Kaum, daß ihr regelmäßiger Atem dies verriet, regte es sich über ihr. Babette setzte sich auf, zog leise die Gardine fort und starrte in die Nacht hinaus.

Eine matte Mondhelle zeigte den Weg. Gießbäche tobten schäumend nieder. Schwarze Tannen ächzten. Das Dach einer Hütte, im Fluge wieder verschwunden, verriet, daß sich auch hier Menschen vor der Nacht verkrochen. Auf hellen Bergzacken glitzerten Eiskronen. Weite Wiesen schliefen furchtlos mit ihren Blumen unter den Sternen.

Aus Babettes Augen tropften Tränen.

Weiter rannte der Zug durch die Nacht. Dem südlichen Morgen zu. Aber, als die Sonne heraufzog, war auch Babette eingeschlafen.

Weder Mutter noch Tochter spürten, daß die fleißigen Räder stillstanden. Daß man vor den verhangenen Türen nicht mehr die Sprache sprach, mit der sich Bomberlings verständlich machten.

Sie hörten nicht einmal, daß es klopfte.

Langsam drehte sich ein Schlüssel im Schloß.

Die Tür wurde geöffnet.



Max Herrmann,
der Verfasser von
„Sie und die Stadt“



Hermann Hesse,
der Verfasser von
„Roßhalde“ und „Knulp“



Georg Hirschfeld,
der Verfasser von
„Das Kreuz der Wahrheit“



Felix Hollaender,
Fischers Romanbibliothek:
„Frau Ellin Röte“



Friedrich Huch,
Fischers Romanbibliothek.
„Mao“



Sigurd Ibsen,
der Verfasser von
„Robert Frank“



Johannes V. Jensen,
der Verfasser von
„Das Schiff“



Georg Kaiser,
der Verfasser von
„Die Bürger von Calais“

Frau Anna erwachte und schrie gellend:

„Hilfe, Mörder, Hilfe!"

Tante Helene fiel ihr ein und alle Leichen im Koffer.

Der Mann, der mit dem Schaffner hereinkam, lächelte, sagte einige freundliche Worte und zeichnete auf jede Handtasche ein Kreuz aus Kreide. So wie es der Hirt in Frau Bomberlings Heimatsdorf mit den Schafen tat, die geschlachtet werden sollten. Dann war der Mann verschwunden. Der Zug begann weiterzurollen. Frau Bomberling war über der Grenze.

Babette hatte ruhig weitergeschlafen.

„Es war ganz einfach," erzählte ihr Frau Bomberling, als sie im Speisewagen eine Tasse kräftigenden Kaffee getrunken hatte. „Aber es ist gut, daß es vorbei ist."

Vor den breiten Fenstern lagen sanfte Wiesen. Frühlingsblumen saugten Sonnenschein.

„Der Himmel ist viel blauer als Pauls Vergißmeinnicht," sagte Babette und warf die welken Blumen zum Fenster hinaus . . .

Auf einem der lebhaften Bahnhöfe stieg ein Herr ins Kupee, gerade, als die Räder wieder an die Arbeit gingen. Er stolperte, trat auf Frau Annas neue Stiefel und fiel über ihre Knie hinweg auf den Nebensitz. Hier zog er den Hut und murmelte Conte Spina-Spontelli.

Aber Bekanntschaften, die uns zu leicht gemacht werden, schätzt man nicht. Frau Anna würdigte den Fremden keines Blickes, sah streng auf ihren Stiefel, der quer über der Nase eine Schramme erhalten hatte, um die ihn Hermann und jeder andere Student beneidet hätte.

Erst kurz vor Rom erinnerte sie sich, daß der Fremde das Wort Conte gemurmelt hatte. Im Flüsterton fragte sie Babette, ob nicht Conte auf deutsch Graf bedeute. Diese nickte

Nun sah Frau Anna vorsichtig zu dem Fremden hinüber. Er lächelte sofort. Liebenswürdig fragte er etwas in französischer Sprache.

Da Babette nichts zu hören schien, sagte Frau Bomberling, mit dem Finger auf ihre Brust deutend:

„Nur Deutsch."

Der Herr fragte nun in deutscher Sprache, ob die blonden Damen Schwestern wären.

Frau Anna fühlte, daß dies ein Mann von echtem Adel war. Errötend erklärte sie ihm, daß Babette ihre Tochter sei.

Diese las Mommsens Römische Geschichte. Sie sah nicht auf. Sie wollte Paul von Anfang an beweisen, daß die Frauen von heute Wort hielten.

Als Frau Anna erzählt hatte, wo sie Wohnung nehmen werde, zeigte es sich, daß der Conte dieselbe Pension als Ziel hatte.

Frau Bomberling lächelte erfreut. Wie leicht man auf einer Fernfahrt in feine Kreise kam. Hier gab es keine Unterschiede des Standes. Hier galten Billette. Erster, zweiter oder dritter Klasse.

Bomberlings aber reisten erster.

So kam es, daß Frau Bomberling, einen echten Conte mit Doppelnamen an der Seite, in Rom einfuhr.

Babette fühlte nur das schwere, heiße Gold der Sonnenstrahlen. Blütenduft und Brunnenrauschen, Glockengeläut und die erregende Melodie der fremden Sprache drangen auf sie ein. Ihre blanken Augen hingen an dem tiefblauen Himmelsstreifen, der die Dächer zusammenband.

Frau Bomberling blickte sich neugierig um.

„Da haben sie gleich am Bahnhof eine Ruine aufgebaut," sagte sie und zeigte mit dem Schirm auf die gewaltigen Thermen-Mauern, hinter denen sich der Kaiser Diokletian

vor 17 Jahrhunderten dem Wohlgefühl des Bades hingegeben hatte.

Conte Spina-Spontelli lächelte und sagte, daß diese Ruinen nicht von gestern wären.

Frau Bomberling warf den Kopf zurück und erwiderte, daß sie das niemals angenommen hätte. Sie wisse sehr wohl, daß Rom die ewige Fremdenstadt sei . . .

Henning Berger: Hitze

Die Hölle.

Eine Hitzwelle war im Juli über die Stadt gekommen. Die Wärme war entweder zundertrocken oder feucht wie in einem Waschhaus. Auf dem rauchenden Asphalt fielen Tiere und Menschen einfach um, vom Sonnenstich getroffen, und täglich starben Hunderte. Ein verpestender Gestank aus den Schlachthäusern lagerte sich gleich einer Wolke über diesem Inferno, und es roch nach Aas, nach Blut und zersetzten Eingeweiden, nach verdorbenen Eiern und faulem Tang, nach schimmeligem Mais und Tierexkrementen. Der Fluß füllte sich mit Schlamm, und auf seiner Oberfläche schwammen ekelhafte Öle, wie Eiter aus Pestbeulen, die Feuer fingen und brannten; und eine ganze Nacht lang stand der Fluß selber in Flammen. Die Wasserleitungen waren vergiftet und trugen Typhus und Fieber in die Häuser, große Moskitos fraßen die Verdammten, die, ausgemergelt wie Skelette, sich im Schattenrand der Häuser zu ihrer täglichen Sklavenarbeit in der City schleppten. Ein indisches Insekt, giftig wie die Tarantel, trat auf und erhielt den Namen Kissing-bug — Kußwanze —, weil sie die Leute im Schlaf angriff und in die Lippen biß; ein Kuß, der tödlich war. Das Thermometer

wies hundertzehn Grad Fahrenheit im Schatten, und keine Wolke verschleierte auch nur eine Minute lang die Sonne. Am Tag glich die Luft einer roten Staubschicht, in der eine glühende Kugel hing; der Boden brannte durch die Sohlen hindurch, und die Schuhe sanken ein und klebten fast im Asphalt. Nachts suchten die Unglücklichen eine Stunde Schlaf auf den Dächern, auf den Haustreppen, auf den Trottoiren, oder wandten die schweißströmenden, nackten Körper auf den Strohmatten der Zimmer. Klapperschlangen wagten sich von der Prärie bis herein in die Parke, und die Kadaver gefallener Pferde blieben haufenweise auf den Straßen liegen, bis die aufgequollenen Bäuche von weißen, rotgelben Würmern wimmelten und die Vorübergehenden sich unter Erbrechen vor den Gasausströmungen wanden. Massen von Fabriken wurden geschlossen, Familien verhungerten unter Verwünschungen gegen das Leben, die Selbstmorde häuften sich täglich, und Räuber und Plünderer aller Art überfielen mitten im Geschäftsdistrikt die Menschen am hellen Tag. Greise und kleine Kinder starben wie die Fliegen, Männer und Frauen in den besten Jahren wurden wahnsinnig. Manchmal konnte die Hitze für einen Tag abgelöst werden von einem entsetzlichen Unwetter, bei dem Donner und Hagel tobten und Schneefall um die hohen Häuser fegte, während weiße Blitze zischend bis dicht auf die Erde fuhren. Dann glühten an allen Ecken und Enden der grauenhaften Stadt die Brandfeuer auf, die Erde erbebte, und der Michigan, gepeitscht von allen Furien des Windes, schlug die großen Steinmolen in Splitter, als wären sie aus Glas. Aber am nächsten Tag kam eine neue Hitzwoge, noch fürchterlicher als die vorige, und aufs neue verschmachtete alles im Höllenofen.

Während dieser Zeit führte Joe Reuter triumphierend seinen Weizen-Corner weiter. Die Hungersnot in Indien und die

Mißernte in Rußland halfen ihm dabei, und man sprach davon, daß sein Gewinn bis zu fünfundzwanzig Millionen Dollar steigen könne. Er selber saß in einem Seebad der Normandie; aber seine Armee von Maklern führte die Kampagne siegreich weiter. Der Athletik Klub, den Reuter besonders bevorzugte, bot auf dem Dach seines zwanzigstöckigen Gebäudes den Börsenmännern während der Hitze einen idealen Aufenthalt. Eine schneeweiße Marmorhalle öffnete sich auf die blaue Fläche des gewaltigen Binnensees; große Eisblöcke kühlten die Temperatur ab, und riesengleiche Ventilatoren in Propellerform, durch Elektrizität getrieben, brachten eine fortwährende frische Brise unter das Säulengewölbe. Ein kolossales Bassin aus Porphyr und Nickel enthielt — kraft eines kostspieligen und komplizierten Systems — stets fließendes, kristallklares Wasser, und rund herum standen niedere Bambustische und Chesterfieldsofa, auf denen die Millionäre eiskalte Cocktails aus geschliffenen Gläsern schlürften, während die Masseure ihre Muskeln kneteten. Eine Unzahl von Telephonen und Telegraphentischen verband sie mit sämtlichen wichtigen Punkten der Vereinigten Staaten, und ein Schwarm von Eilboten wartete mit Motorrädern in der untersten Halle, um jeder kleinsten Laune nachzukommen. Die oben konnten glauben, sie säßen auf einer Mittelmeerterrasse: und nicht die winzigste Mücke, nicht der geringste unreine Geruch stieg bis zu ihrer Geldhöhe empor. Abends führten sausende Luxusautos sie hinaus zu einer Gartenvilla aus Marmor, und in neuerfundenen, eigens konstruierten Hängebetten, den sogenannten airbeds, schliefen sie, wie dereinst die Reichen des alten Karthago, angenehm umweht von den still schnurrenden, elektrischen Ventilatoren. Und während sie schliefen, mehrten sich ganz von selbst ihre Reichtümer.

Auf der Börse aber keuchten, schweißtriefend, staubge-

füllt, die unglücklichen Scharen der untergeordneten Makler, Agenten, Kleinspekulanten und Kontoristen. Mit blutunterlaufenen Augen, ohne Rock und Weste, das Taschentuch um den Hals gebunden, schrien sie sich heiser an Zahlen, die sich dem Explosionspunkt näherten. Man wußte jetzt, daß Bartlett, Frazier & Co. Gegner waren, daß auch der Schlächterkönig Cudahy Reuter bekämpfte; ja, sogar der Bankier Carruthers im Verein mit dem alten Marshall sollten, wie es hieß, zu den Bären gehören. Aber das genügte alles nicht. Denn wenn hinter dem Sohn der Vater stand, — ja, da war er nicht umzubringen. Wieviel der alte Abbé besaß, wußte keiner; aber wenn er seiner Tochter einen Lord und Vizekönig von Indien kaufen konnte, so konnte er jedenfalls auch dem Sohn helfen.

Man flüsterte sich allerdings zu, daß sogar Armour, der Fleischkönig, in aller Heimlichkeit beschlossen habe, Bär zu werden, bloß um diesen jungen Gelbschnabel zu züchtigen, der da glaubte, er könne über das Brot der ganzen Welt herrschen. Und daß er von Wiesbaden aus, wo der Fleischmatador — unter strengstem Verbot, an Fleischnahrung auch nur zu denken — Heilung für seinen Magenkrebs suchte, die Schlacht gegen Reuter zu dirigieren beabsichtigte. Aber es klang zu unglaublich, und jedermann hielt es für eine bloße Hundstagsphantasie.

Währenddessen erlebten sämtliche transatlantische Dampferlinien eine Blütezeit wie nie zuvor. Die Frachtpreise grenzten ans Fabelhafte, und spekulative Köpfe träumten schon davon, sämtliche Gesellschaften in einen Trust zu konsolidieren. Chikago war augenblicklich das Herz und bedeutete mehr als alle Hafenplätze der beiden Ozeane. Die Transportware bekam man nie zu Gesicht; aber die Berichte zeugten von den Tausenden von Wagenlasten, die täglich ausgeschifft wurden

unterwegs waren oder aufgehäuft in den Elevatoren der Eisenbahnlinien standen.

Die City bot um die Mittagszeit einen Anblick ganz unbeschreiblicher Art. Es war die Lunchstunde der Geschäftsangestellten. Mit durchweichten Schuhen und Westen, leichenblaß, zermürbt bis auf die Knochen, kamen sie in Kohlsaats Dampfküche getaumelt, wo der Dunst sie einhüllte wie ein türkisches Bad. Manche waren auf den Einfall gekommen, siedend heißen Kaffee zu trinken, eine Tasse um die andere,



Zeichnung von Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne"
Fischers Illustrierte Bücher

um auf diese Weise einen Gegensatz zwischen der inneren und äußeren Temperatur zu erzielen. Die meisten aber tranken wie durstige Kamele literweise Zitronenlimonade, Eiswasser, alle Arten kühlende Getränke und Milchmischungen. Mit verblödetem Blick, das Haar in Strähnen, die Kragen aufgelöst zu einer Stärkemasse, gossen sie die eiskalten Getränke in sich hinein, während eine Queue von zahllosen Verschmachtenden hinter ihnen drängte und stieß, um zu den Schenktischen zu gelangen. Riesige Wassermelonen, in vier Teile zerteilt, gingen von einem Neger zum andern und wurden den Kunden zugeschleudert. Die gurkengrüne Schale, das

zuunterst weiße, dann lockend lachsfarbene, poröse, safttriefende, mit Eisperlen bestreute Fleisch ward hastig gesalzen und gepfeffert und darauf hinuntergeschlungen, eingeschlürft, eingesogen, daß die großen, schwarzen Kerne gleich Hagelkörnern auf die Teller prasselten. Dann ein Törtchen — Apfel, Kokosnuß, Pfefferminz, Aprikose — und ein paar Gläser Eiswasser. Und zuletzt eine schwarze Zigarre, so frisch, daß sie zwischen den Fingern tropfte.

In Reihen standen die Männer dann an den Hauswänden entlang, wo nur ein Schattenfleck sich bot. Das intensive Sonnenband der Straße, wo der Verkehr auf dem Fahrdamm wimmelte, brannte in ihre Kontoraugen, die stets unter künstlicher Beleuchtung arbeiteten; und sie verspürten ein Schwindelgefühl unter dem Hutrand. Zuletzt kamen dann Zwerchfellkrämpfe und Magenschmerzen, und stöhnend hasteten sie in Hotels und Wolkenkratzer. Später mußten ein paar Glas trockenen Whiskys mit Pepsin, Chinin, Absinth oder Heidelbeerextrakt ihnen über den Nachmittag weghelfen. Und die Abende, wenn die ganze Stadt nach saurem Bier roch, verbrachten sie auf einer Hausstaffel, mit einer Maispfeife oder einem Stück Kautabak und einer großen Wasserkanne voll Bier.

Drinnen im Kontor surrte über jedem Pult ein kleiner elektrischer Ventilator, daß kleine, blauweiße Springfunken um die Kontaktachse hüpften. An der Decke schwangen ebenfalls Ventilatoren, wie große Ruderschaufeln, und der Mosaikfußboden wurde mit Essigwasser angefeuchtet. Aber wenn auch die Luft abgekühlt war, so drangen die Verwesungsdünste herein, im Süden aus dem Blutsumpf, im Westen von den Fabrikabfällen, dem Schmutz der Armeleutehöhlen und den Abfallhäufen der Prärie. Von Norden her kamen die Kloakengestänke des Flusses, und von Osten her Schlamm-

gerüche, wie aus einem Delta; denn der größte Teil des Michiganufers war nicht eingepfählt. Und wenn man diese schreibenden, rechnenden, lesenden und aufzeichnenden Gestalten betrachtete, so wandelten sie sich nach kurzer Zeit vor dem Auge zu Skeletten. Die ungesunde Gesichtsfarbe, die schlaffen Züge, die stumpfen Augen oder hektisch glühenden Blicke, die Hände mit einem Gewimmel von blauen Adern in einer weißen, feuchten Haut, die knochigen Achseln und eingedrückten Brustkörbe sagten ein baldiges Ende voraus. Und dann würden sie ebenso rasch aus dem Wege geschafft, ersetzt und vergessen sein wie überfahrene Straßenhunde und totgeschlagene Katzen, an denen die fetten Ratten und Millionen von Aasfliegen der reichen Kompoststadt Leichenorgien feierten.

Richard A. Bermann: Abstieg

Beim Abstieg aus dem Felsen war Lilli nicht wiederzuerkennen. Sie hatte sich einen Teil von Tonis vielem Edelweiß rund um ihren Hut herumstecken lassen, und die beiden selbst erbeuteten Stücke hatte sie mit einer kleinen goldenen Brosche an der Bluse befestigt. Sie trug die Trophäen mit Stolz und sprang nur so hinab von den schwierigsten Kletterstellen. Als Toni den langen Stock hinter sich in das weiche Geröll steckte und nun lustig abfuhr wie ein Skiläufer über eine gute Bahn, machte sie es ihm sehr geschickt nach. Eins zwei, waren sie an der Stelle, wo Lilli das Gepäck gelassen hatte, und nun ging es wieder schräg hinauf zum Kamm des Wasserfalls, der das tiefe Tal da unten seitlich verriegelte. Es war ein rauhes Klettern über glitschernde feuchte Erde und scharfe Steinblöcke, aber Lilli hielt tapfer

aus und lachte nur, wenn Toni sie an seinem Stock hinter sich herziehen wollte.

Jetzt konnte man auch schon über den Wasserfall hinwegsehen. Eine ganz schmale, vom Wasser des Bachs berieselte Felsenplatte bildete den oberen Abschluß der Wand. Dann kam ein kurzer, felsiger Abhang und darüber eine Bergwiese, die ein enges Joch ausfüllte. Auf der Wiese standen zwei große Puppen, dunkle Pyramiden aus Heu. Wie die Bergbauern später das Heu hinunterschaffen wollten, war schwer zu erraten.

Toni sah zur Sicherheit noch einmal auf der Karte nach und fand, daß der Weg zum Schutzhaus nicht geradeaus über das kleine Wiesenplateau führte, sondern über den Wasserfall, hoch über dem Bachtal hinweg und auf der andern Talseite bergan durch eine Mulde bis zur Höhe des Tuxerjochs.

Ein bißchen erschrak Lilli doch, als sie hörte, daß sie über diesen tiefen, verderbenzischenden Wasserfall gehen sollte und noch dazu auf einem so unsicheren und schlüpfrigen Weg. Sie sah Toni an. Der hatte sich unmittelbar am Abgrund niedergesetzt und holte ziemlich umständlich aus seinem Rucksack das Seil hervor. „Sie können ganz ruhig mit mir hinübergehen!" sagte er, während er die Windungen des Seils aufrollte. „Ich fische Sie an dem Seil da schon wieder aus dem Wasserfall heraus, wenn Sie hinunterfallen!"

„Aber wenn Sie fallen, bleiben Sie unten hängen, wissen Sie das? Auf das Gewicht von oberösterreichischen Knochen bin ich nicht eingerichtet. Das haben wir in der Turnstunde nicht gehabt, bei uns heroben in Gablonz!"

Toni lachte, wirklich amüsiert. „Ich hab mich noch nie von einer Dame retten lassen, auch nicht, wenn sie eine Studentin ist und ein p. t. Vollmensch. Schauen Sie her!"

Er legte das Seil wieder halbwegs zusammen und hängte

es über seinen Rucksack. Dann ging er mit raschen, scheinbar ganz unbedachten, aber doch ungemein bewußten und sicheren Schritten in schnellem Tempo über den gefährlichen Felsenweg hinüber. Drüben am anderen Rande der Schlucht drehte er sich auf den Absätzen um. „So und jetzt komm ich wieder zurück und hole Sie. Herrgott, sind Sie verrückt?"

Lilli hatte die Demütigung nicht ertragen wollen. Sie brauchte das Seil nicht und Tonis Hohn. Sie stürzte sich kopfüber in die Gefahr, vor der ihr doch angst und bange war. Langsam und tastend begann sie vorwärts zu gehen. Unter ihr brauste und tobte das Wasser. So, auf dem einen trockenen Stein stand sie schon. Nun hinüber zum nächsten. Ein großer, angstvoller Schritt. Um Gotteswillen, der Stein wankte. Ah, sie stand wieder fest. Nein, der ganze Berg bewegte sich, schaukelte unter der Wucht des Wasserfalls. Zähne zusammengebissen und weiter! Drüben stand Toni und entfaltete das Seil. Nein, weiter! Da vorn gab es einen schmalen Halt. Jetzt stand sie dort und lehnte sich an den Felsenrücken. Der Wasserfall brauste in ihrem Blut. Die Welt war in Wellen aufgelöst. Es ging nicht weiter. Um Gotteswillen, um Gotteswillen! jetzt nur nicht hinunterschauen, jetzt die Augen nicht öffnen müssen!

Aber da stand Toni schon vor ihr. Mit drei mächtigen Sprüngen war er herbeigeeilt. Er faßte sie, er hob sie. Sie fühlte in ihrer Verwirrung und Schwäche, wie sicher und geborgen sie jetzt war. Wie ein kleines Kind trug Toni sie über die Todesnot, und er lächelte dabei so schön, so gütig — und noch anders. Da waren sie schon drüben auf dem festen Grasboden.

„Dummes Mädel!" sagte Toni. Er setzte sie sanft zu Boden und während er das tat, küßte er sie. Wieder und wieder.

Da ging ein Krampf durch Lillis Körper, und sie begann zu weinen. Wie ein hysterisches Weib und ein trotziges Kind.

„Lassen Sie mich — Sie — Sie! Sie sind gemein! Sie sind brutal! Ich will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben!"

„So!" sagte Toni. „Also du hältst mich zum Narren, meine Liebe: Was stellst du dir eigentlich vor, die ganze lange Zeit? Wenn du nicht willst, auch gut! Aber dann laß mich in Ruhe, hörst du?"

Die ganzen vierundzwanzig Jahre der selbstbewußten, gefestigten Studentin Lilli Trebitsch bäumten sich unter dem Peitschenschlage auf: „Herr Doktor Anton Hacker, ich verbitte mir das, verstehen Sie! Wie kommen Sie dazu?"

„Ach so, gnädiges Fräulein! Ich hätte erst mit der gnädigen Frau Tante sprechen sollen, nicht wahr? Bei uns Plebejern, wenn ein junges Mädel allein mit einem Manne herumreist, bedeutet das — —" Toni hielt inne. Dunkel spürte er, daß er in seiner kochenden Wut Unwürdiges sagte. Aber wieder riß ihn eine schwarze Welle fort: „Pfui!" Er spuckte richtig aus.

„Herr Doktor, ich werde von der nächsten Bahnstation nach Wien zurückfahren," sagte Lilli kurz.

„Bitte!" sagte Toni. Er wickelte das Seil sachgemäß und voll Sorgfalt zusammen und steckte es in den Rucksack. Lilli stand auf, und in zornigem Schweigen machten sich die beiden auf den Weg.

Plötzlich war der Nebel hereingebrochen. Einige Tropfen lagen in der Luft, und man sah die Berge nicht mehr, nur noch das nächste Stück Wiese. Es war ein verzweifeltes, lähmendes Steigen. Das Blut drängte gegen die Pulse. Unten im Weitentale klangen die Glocken eilig heimkehrender Rinder.

„Da!" sagte Toni plötzlich, ohne stehen zu bleiben. Mit einer unschönen Gebärde riß er die Brieftasche aus der hin-

teren Hosentasche: „Da haben Sie das Geld, damit Sie fahren können, wann Sie wollen!"

Lilli sagte nichts und steckte das Portefeuille in die Seitentasche des Rockes.

Der Weg schien endlos. Immer glaubte man schon die Höhe erstiegen zu haben, aber dann war es immer nur eine Stufe, und immer schroffer wurde der Abhang. Der Wind peitschte ihnen nasse Nebelmassen ins Gesicht. Es war eisig kalt, und doch verging man vor Durst und Schwüle. Nur die Aufregung hielt Lilli aufrecht.

„Das letzte Stück," sagte Toni unfreundlich. Richtig, da hoch oben sah man im Nebel die dunklen Umrisse eines Hauses. Gleich waren sie wieder im grauen Nebel verschwunden. Die Spitzen der Stöcke in den nassen Boden gestemmt und vorwärts. Ein heftiger Brechreiz zuckte in Lilli auf. Sie verdurstete. Sie dachte mit dem letzten Rest ihres Willens: Nur jetzt nicht hinfallen!

Auf einmal fühlte sie etwas Scharfes, Erquickendes an ihren Lippen. Toni hatte eine Zitrone aus der Tasche geholt und entzwei geschnitten und hielt ihr eine Hälfte an den Mund, ohne ein Wort zu sagen. Sie biß zu und sog mit unendlicher Befriedigung den herben Saft.

„Danke!" sagte sie, als sie wieder sprechen konnte. Es sollte kalt und förmlich klingen, aber es kam wirklich dankbar heraus. „Danke schön!" sagte sie noch einmal, nachdem sie sich kurz besonnen hatte.

Noch eine letzte unerhörte Anstrengung der berstenden Lungen und der wankenden Knie, und man stand oben am Rand des Plateaus, vor dem steinernen Jochkreuz. Jetzt war das Schutzhaus ganz nahe mit seinen wunderbar festen, helfenden Mauern und seiner anheimelnden Glasveranda. Man sah den Rauch aus dem Kamin steigen. Drei dunkle Gestalten

näherten sich von der andern Seite. Menschen, wieder Menschen. Als die beiden aufatmend vor dem Tore standen, entdeckten sie, daß es der Geheimrat war, seine in Nässe und Unmut aufgelöste Frau und der grüne Assessor.

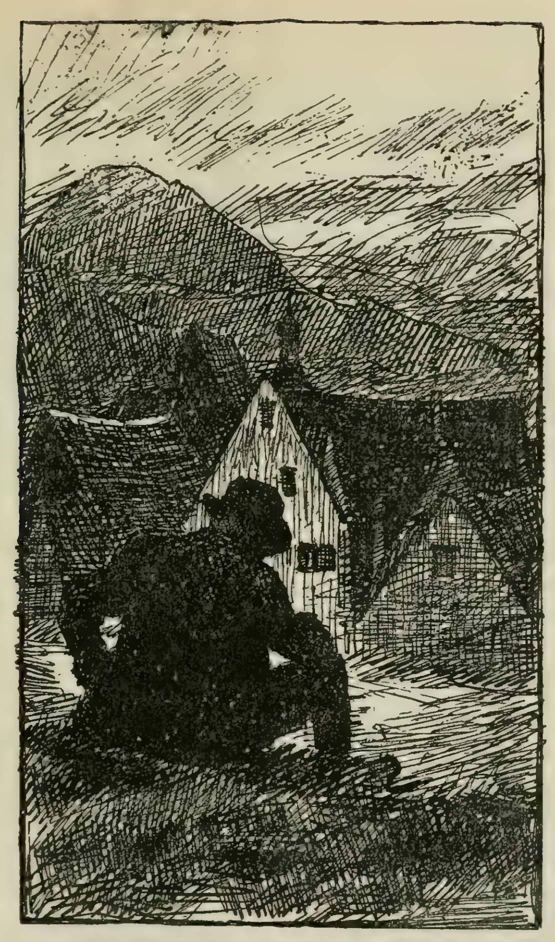
Theophile von Bodisco: Ein Brief

„Teure Geschwister, geliebte Tanten!

Tausend- und aber tausendmal Dank für Eure freundlichen Briefe und Packen! Ich denke immerfort an Euch. O, das herrliche rote Tuch, Tanten, das Ihr mir gestrickt habt! Wieviel hätte ich Euch alle nicht zu fragen — ich stricke den Tanten warme Überstrümpfe — aber ich will Eurer Ermahnung eingedenk sein und nicht wieder nur fragen, sondern versuchen, von meinem Leben hier zu erzählen.

Ich fürchte aber, meine Lieben, daß Ihr, wenn ich Euch genau der Wahrheit gemäß berichte, glauben könntet, ich erzählte Euch ein Märchen, ja mir selbst erscheint es öfter so, als träumte mir oder als lebte ich in einem verwunschenen Schlosse. Das Haus wäre totenstill ohne das Miauen der Katzen. Jetzt vermag ich es wieder, freier zu atmen, ich habe mich an die Luft hier schon etwas gewöhnt, und in meinem Zimmer ist sie ja auch gut, aber zuviel Katzen bringen wohl eine schlimme Luft mit sich, verzeiht, daß ich das ausführe, aber es ist mir zuerst doch wohl recht schwer gefallen.

Ich möchte aber nun vor allem vorausschicken, so sonderbar es Euch vielleicht scheinen mag, daß die Kusine Nini keineswegs in ihrem Geiste umdüstert ist, wie wir es alle zuerst glaubten; ich habe sie sehr genau beobachtet und gefunden, daß die Vermutung vom Pastor — wie geht es übrigens Jonas Land? — wohl eine rechte gewesen ist. Aber darin



Zeichnung von Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne"
Fischers Illustrierte Bücher

scheint er mir wieder unrecht zu haben, wenn er glaubt, daß ihr auf Menschenwegen beizukommen ist, denn sie verzieht spöttisch den Mund, wenn von Herzensäußerungen oder Ge-

müt die Rede ist. Was würde Pastor Land wohl dazu sagen, daß sie neulich, am Sonntag, als sie mich eine Predigt lesen sah, vorschlug, dieselbe doch lieber laut vorzulesen, damit die Katzen doch auch einen Vorteil davon hätten? Als sie mich konsterniert sah, griff sie nach einem Buch, schlug es auf und las: ‚Einst schien das Leben mir ein Trauerspiel, wo Geister enden, stolze Könige fielen.‘ — Und über dieses Zitat hat sie dann, zu den Katzen gewandt, eine Rede gehalten, die mir sehr boshaft schien, sehr frivol, im Voltaireschen Sinn über die Welt spottend, vielleicht sehr geistvoll, aber jedenfalls sehr traurig. Ihre großen braunen Augen, die noch immer sehr schön sind, hatten dabei ein hohes Feuer, sie warf den Kopf hin und her. Ich sagte: ‚Nini! versündige dich gegen die Menschen, wenn du willst, aber nicht gegen Gott.‘ — ‚Wir sind sehr weit voneinander, der Herrgott und ich,‘ sagte sie, ‚jedenfalls hat er nie geruht, mich viel zu bemerken.‘ Eine Phrase aus ihrer Rede habe ich behalten: ‚Dies Leben ist nicht mal eine Tragikomödie, es ist bloß eine Farce; als ich das erkannte, da segelte ich nach einem fremden Lande ohne Sturm, ohne Winde, die Segel schlaff —‘ Klingt das nicht herzerschütternd?

Wie soll ich Euch nur ein Bild von allem geben? Das Haus zerfällt. Ist ein Fenster zerbrochen, so wird Pappe vorgeschlagen oder dünne Bretter. Die Tapeten hängen zum Teil in Fetzen herab, alle Öfen rauchen, so daß Christopher schon meinte, wir lebten in Feuersgefahr. Wißt Ihr noch, Christopher, der alte Diener? Er hat Nini begleitet, als sie im Auslande umherreiste. Dieser alte Christopher, der Nini bedient, solange sie lebt, hat alles hier in Händen. Er und seine Frau führen den Haushalt, haben alles Geld. Ich bin überzeugt, sie sind nicht honnett. Christopher hat einen lauernden Blick, hält sich krumm, hat ein breites, schlecht rasiertes



Ernst Kamnitzer,
der Verfasser von
„Die Nadel“



Bernhard Kellermann,
der Verfasser von
„Der Krieg im Westen“



E. von Keyserling,
der Verfasser von
„Abendliche Häuser“



Hans Kyser,
der Verfasser von
„Charlotte Stieglitz“



Selma Lagerlöf,
Fischers Romanbibliothek:
„Herrn Arnes Schatz"



Hans Land,
Fischers Romanbibliothek:
„Staatsanwalt Jordan"



Wilhelm Lentrodt,
der Verfasser von
„Das doppelte Gesicht der
Gegenwart"



Julius Levin,
der Verfasser von
„Das Lächeln des Herrn
von Golubice-Golubicki"

Gesicht, das immer einen schwarzen Schatten um den Mund hat. Er sieht wie ein falscher Propst aus, oder wie ein Mensch, dessen Gesicht steif geworden ist, weil er nie aufrichtig sein konnte. Ich muß gestehen, daß ich mich vor ihm fürchte, und ich glaube, daß Nini es im Grunde auch tut; am meisten aber in diesem Hause, in dem alles schauerlich ist, fürchte ich mich doch vor dem schwarzen Kater.

Dieser Kater ist ganz schwarz, hochbeinig und mager; er trägt eine orangefarbene Schleife um den Hals. Seine Augen sind gelb und hervorstehend, zuweilen scheinen sie rot, und man sieht sie glühen, wenn er am Ende der langen Zimmerreihe steht. Er schleicht unhörbar auf seinen steifen Beinen daher, und plötzlich ist er hinter Dir. Ich habe mich jetzt allerdings fast daran gewöhnt, und mir springt er zum Glück auch nicht auf den Schoß, wie er es bei Nini tut. Sein Fell sprüht Funken, und es ist nicht geraten, es gegen die Richtung zu streichen. Meistens sieht er ruhig aus, als lauere er, aber es gibt Zeiten, da er wie toll ist. Auch die Katzen sind dann sehr erregt, aber Ninis Augen lachen nur höhnisch dazu, und sie sperrt den Kater in ein Zimmer, das voll alter Matratzen liegt, da tollt und springt er denn umher und schreit schrecklich. Der Kater heißt Jean-Baptiste, und keiner, der ihn je gesehen, könnte ihn wohl vergessen. Aber außerdem hat es mit ihm noch eine besondere Bewandtnis: er geht um des Nachts . . . ja, das ist wahr, denn obwohl er jede Nacht eingeschlossen wird und auch mein Zimmer abgeschlossen ist, ist er mir zweimal des Nachts erschienen. Ich betete schnell ein Vaterunser, er verschwand, nur ein Schwefelgeruch blieb übrig — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später. Gestern hatten die Katzen eine Schokolade. ‚Es ist besser, Kusine,' sagte Nini, ‚wir verlernen die Gewohnheiten der Société nicht ganz.' Alle Zimmer wurden

hell erleuchtet. Christopher, in der neuesten Livree, präsentierte auf silbernem Teebrett die Schokolade. Die Katzen leckten von Sèvres-Porzellanuntertassen und zerbrachen einige dabei, aber Nini lachte nur. Als ich es bedauerte, sagte sie, daß ‚laut Kontrakt', ja, so sagte sie, nach ihrem Tode alles, was ihr gehöre, auf ihres Bruders Kinder überginge, und dabei zog sie den Mund spöttisch schief. Sie setzte sich mit mir an einen der eingelegten florentinischen Marmortische und sprach über die Stanzen des Raffael in Rom und dann über französische Literatur! Sie sprach nur Französisch, das sie wundervoll spricht, ganz wie eine Französin. Sie trägt immer weiße Kleider, meist aus Musselin. Gestern aber hatte sie ein Seidenkleid an, war schön frisiert mit einer rosa Schleife im Haar. Das Haar ist noch immer lockig, aber schon grau, die Gestalt hoch, schlank und vornehm. Die Augen sind wundervoll groß, tief, unbeschreiblich traurig, nur zuweilen das höhnische Aufstrahlen. Ihre mageren Hände spielten, während sie redete, mit einem Papiermesser. Mir wurde ganz schlimm zumut: ich wollte sagen, wozu diese Komödie, Nini, für uns beide ganz allein? aber ich vermochte es nicht. Da plötzlich geschah etwas Schreckliches. Christopher, dem der Kater eine Tasse zerbrach, schlug mit einemmal voller Wut auf das Tier los. Nini, ganz leichenblaß, sprang auf und lief auf Christopher zu. Sie standen sich beide gegenüber und sahen sich wie Feinde an. Ich konnte mich vor Schreck nicht rühren, und auch Jean-Baptiste duckte sich erschreckt. Da machte Christopher sich wieder krumm, er sah genau wie ein Kater dabei aus, und zischte so von unten Nini an: ‚Ich sage Ihnen, Millionen Katzen werden Sie das eine Kind nicht vergessen machen.' Nini wankte, sie hielt sich am Tisch, Christopher schrie auf und stützte sie. Ich lief hinzu, und wir legten sie auf ein Sofa. Nini rang nach Luft, sie hatte einen Herzanfall. Christopher

lag vor ihr auf der Diele und winselte: er sei ein Elender, er liebe sie, er liebe alle Katzen, sie solle ihn selbst nur durchprügeln lassen. Schrecklich, schrecklich war das alles! Mit Mühe nur erweckten wir Nini zum Leben, noch heute muß sie liegen, so schwach ist sie, aber sie ist ruhig und still und scheint vergessen zu haben, was geschehen ist.

Ach, das wollte ich noch erzählen: Des Abends hört man immer um eine bestimmte Stunde den Christopher unten in seinem Zimmer auf eine lärmende Art, die unangenehm klingt, Psalmen singen. Ich sagte einmal Nini, als sie über das Gebet spottete, daß doch sogar Christopher am Abend bete. Da lachte sie lange und sagte dann: ‚Sind Sie wirklich noch so naiv, chère cousine? Ja, sehen Sie denn wirklich nicht, daß das alles nur ein Zerrbild ist?‘ Auf mein Zureden, daß doch alles anders werden könne, hörte sie gar nicht hin. Einmal sagte sie nur: ‚Versprechen ist Versprechen, und ich halte mein Wort.‘ So viel aber weiß ich jetzt, daß Christopher jeden Abend seinen Rausch hat und also betrunken ist, wenn er seine Psalmen singt! Ach, meine Lieben, meine Lieben, ich fürchte mich! Ich habe auch Furcht, Nini könnte eines Tages so unversöhnt sterben, sie ist sehr krank und tut ihrem Körper absichtlich Schlechtes. Ja, ich fürchte mich vor den dunklen Mächten, die hier arbeiten, denn es ist ein böser Geist hier im Hause, der Teufel treibt hier sein Wesen, das ist offenbar. Betet für uns, ach ich bete so viel, aber was vermag mein Gebet allein? Sagt auch dem Pastor, er möge beten. Gott gebe Ninis armer Seele doch den Frieden!

Lebt wohl, Ihr Lieben, es liebt Euch von ganzem Herzen

Eure geprüfte

Euphrosyne.“

War Peter Hegge endlich Storthingsmann geworden? Stand er wirklich hier und sprach frei heraus und hielt den Bauern das Gewissen wie einen Spiegel vor? Es gelang ihm gut; wuchtig kamen die Worte aus seinem Munde, und die anderen Storthingsmänner beugten das Haupt und schämten sich. Wenn erst die Storthingsprotokolle unter das Volk kommen werden und man seine Reden, seine Aufrufe, seine Eingaben über Norwegens Bauernstand lesen wird!

Das konnte ja auch gar nicht wahr sein, daß er auf der Treppe seines Hauses stand und zinsfreie Darlehen an alle Bedrängten gab? — Ließen sie ihn hochleben? Gab es ein Fest im Orte? Wer war es, der hinter ihm flüsterte, daß auch Minister Haugland als Bauer begonnen hatte?

Nein, jetzt mußte er wirklich für die auf ihn gehaltene Festrede danken.

„Norwegische Frauen und Männer!"

„Peter!" schrie ihm Gunhild ins Ohr, „wach doch auf!"

Er fuhr auf. Gunhild stand vor dem Bette und wies zum Fenster hinaus. Ein zitterndes, rotgoldenes Licht drang herein.

Er wußte selbst nicht, wie er in die Kleider kam. Rascher als Simen und der Knecht war er draußen am Hügel. Das ganze Mühlhaus stand in Flammen.

„Die Kornsäcke," schrie es in ihm, und schon war er bei der Brandstätte. Aber das Mühlhaus? Auch das mußte man retten.

Aber das war vergebene Mühe. Er konnte mit der Handpumpe den Strahl nicht so hoch führen, und die Eimer boten keine Hilfe.

„Das Mehl der Leute," schrien Simen und der Knecht, die herangekeucht kamen. Simen drang durch den dichten

Rauch in das Haus, dann flog ein Sack heraus und noch einer, aber die überschlugen sich, platzten, und ihr schon verkohlter Inhalt ergoß sich nach allen Seiten. Also hatte das Feuer schon lange die Säcke umtobt.

„Paß auf dein Leben!" schrie Peter Simen zu, aber der war so auf sein Rettungswerk bedacht, daß er nichts hörte, wie sehr auch Hegge und der Knecht schrien. Da stürzte das Dach ein, und Simen schnellte heraus, ganz rauchgeschwärzt und versengt. Flammen und Rauch schlugen ihm nach.

Nein, hier war nichts mehr zu machen. Sie blieben stehen und sahen zu. Die Flammen schlugen durch den dichten Rauch, das zitternde Licht huschte den Tannenhügeln zu, während der Schnee auf die brennenden Bretter niederfiel und zischend schmolz. Ein gewaltiger Krach, und das ganze Haus war nur noch eine Trümmerstätte und ein Flammenmeer.

Peter stand da und stierte in die Trümmer. Nun hatte Bergheim für lange Zeit keinen Konkurrenten.

Es ging wie ein Frost durch ihn. Denn dieses da war, als ob die höchsten Mächte für ihn immer nur Unglück bereit hätten ... Und angesichts der brennenden Trümmer zog sich ein trotziges, bebendes Lächeln um den einen Mundwinkel.

Wenn der Teufel schon das Korn und die Leute geholt hat — das Mühlhaus hätte stehenbleiben können! Wie werden ihn jetzt die armen Leute, die hier um ihr Mehl gekommen sind, ansehen? Ah was, das wird er schon in Ordnung bringen. Er hat wohl in der Stadt noch genug Kredit, um allen vollen Ersatz zu schaffen!

Das trotzige Lächeln zog sich tiefer, wie ein Auflehnen gegen das Gewissen und das Mitleid.

Plötzlich drangen scharfe Laute zu ihm. Der leere Mühlgang war in Bewegung gekommen, und nun rieben die

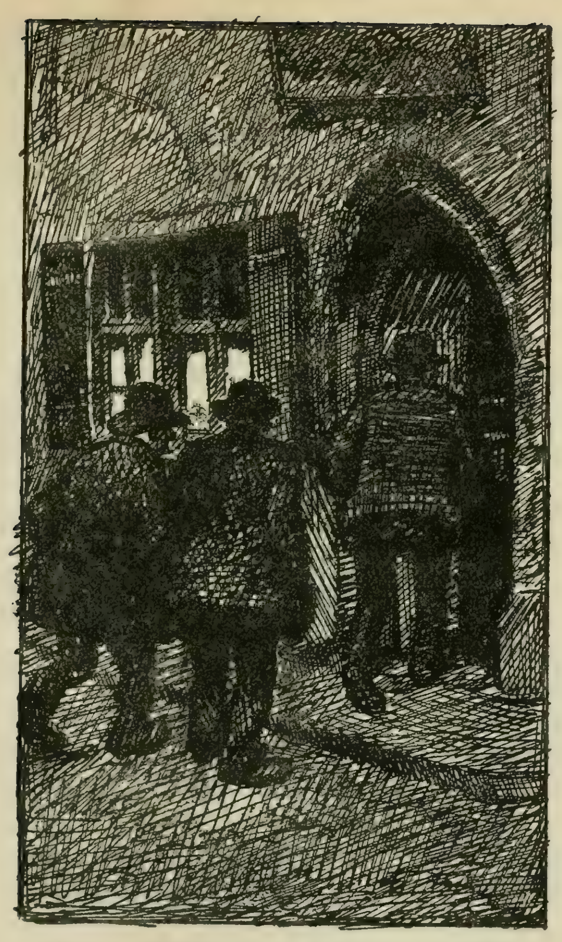
Mühlsteine hart aneinander. Brrrruh — surrr! Wie ein Notschrei klang das, wie das Stöhnen eines verreckenden Tieres.

Peter wandte sich und ging langsam heimwärts. Hier war ja nichts mehr zu machen. Mag das alles ganz niederbrennen. Die neue Mühle wird er am großen Nordsethfall bauen!

Und hinter ihm her kam es kalt und schneidend: srr — rrh! srr — rrr — rh!

Otto Brahm: Fontane

Fontane, der einsame Wanderer, liebte das Marschieren in Reih und Glied nicht, und er kannte „nichts Öderes als Partei, Partei"; aber als einen Naturalisten müssen wir den Dichter jener Novellen nun doch reklamieren, wobei wir unter einem Naturalisten den verstehen, der, jedem Regelzwange feind, frei dem Triebe seiner eigensten Natur folgt. Eine Natur, eine naive, stärkste Persönlichkeit war Fontane vor allem, die unbefangen in sich selber ruhte und von den Vorschriften einer gesetzgebenden Ästhetik ebensowenig wissen wollte, wie von einem starren Moralkodex; und gerade deshalb durchbrach er, der einzige unter seinen deutschen Altersgenossen, die abgelebten Formen gewesener Zeiten und ward, mit grauem Haar, ein siegreich Moderner. Es geschieht ganz aus seinem Sinne heraus, wenn in dem letzten seiner Romane „Der Stechlin" der junge Stechlin ausruft: „Ich weiß, daß man dies unschön gefunden hat, aber ästhetische Vorschriften existieren für mich nicht. Was auf mich wirkt, wirkt." Und daß diese einfachste Formulierung moderner Kunstanschauung aus Fontanes eigenster Natur geflossen war, das läßt er unmittelbar erkennen, wenn er seinen Freund Lepel, den er



Zeichnung von Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne“
Fischers Illustrierte Bücher

scharf kritisiert hat, in dem schönen Buche „Von Zwanzig bis Dreißig“ zu sich sagen läßt: „Ja, Fontane, da orakelst du mal wieder los. Das macht, du hast einen merkwürdig

naiven Glauben an dich selbst und denkst immer, du weißt so ziemlich alles am besten. Aber ich kann dir sagen, hinterm Berge wohnen auch noch Leute." Ein Satz, den Fontane am wenigsten bestritten hätte; denn er erkannte, auch hierin ein naiv Moderner, die Rundheit und den ewigen Fluß der Dinge, und seinen humoristischen Sinn ergötzte es, wie hinter jeglichem Ernst zugleich doch die Komik des Lebens hervorschaute. Aber doch trieb ihn sein starkes Ich zu entschiedenster Kritik, zu subjektivem „Orakeln" (er selbst ironisierte sich gern mit diesem Wort), und wie groß auch die Erscheinung war, der er gegenübertrat, hieß sie nun Ibsen, Gottfried Keller oder Nietzsche – stets sprach er mit unbefangenster Einseitigkeit, als ein Künstler, nicht als ein Kritiker, ein persönliches Empfinden aus, mehr als ein sachliches Urteil. Ja, so stark waltete sein Gott in ihm, daß er auch von uns anderen, schwächeren, ein ähnliches verlangte; und als ich einst versucht hatte, die Art Paul Heyses mehr beschreibend darzustellen als kritisch zu zergliedern, da bekannte er frei, in einem seiner liebevoll eingehenden Briefe, wie sehr er ein Urteil nach seiner Art vermisse.

Zwei Pole seines Wesens sind auch zwei Pole seiner Dichtung. Der Preußenglaube an das Gesetz ist der eine: „Du sollst nicht ehebrechen!" spricht das sechste Gebot mit voller Gewalt, und gesellschaftliche Ordnung, soziales Herkommen erscheinen als das Stärkere, darein sich Leutnant Botho und Lene Nimptsch ergeben müssen, daran der Graf der „Stine" zerbricht. Aber, „jeden Tag und jede Stunde wird das Gesetz durchlöchert, weil es durchlöchert werden muß", — das ist die andere Erkenntnis: aus ihr, aus der Milde und Humaniät der fontanischen Seele sind L'Adultera geboren worden und Effi Briest, diese reifste, rührendste Gestalt seiner Dichtung, dieses tiefste Wunder jugendlicher

Greisenkunst. Kein schwächliches Wort der Beschönigung, kein Parteiergreifen für die Arme sucht die Schwere ihres Tuns zu entschuldigen; denn: noch schreiben wir nicht 8888 und immer noch herrscht das sechste Gebot. Aber zu innigster Teilnahme für diese süße kleine Effi bewegt uns ihr Schöpfer dennoch, und er scheint zu sprechen wie ein anderer Gottvater, indem er ihr die Hand liebevoll aufs Haupt legt: alles verstehen heißt alles verzeihen. Wer das Glück gehabt hat, diese fontanische Hand noch in der seinen zu fühlen, die so väterlich-ruhig zu fassen, so menschlich-warm zu halten wußte, der wird doppelt erkennen, wie völlig eins in diesem prachtvollen Menschen sein Empfinden und sein Gestalten geworden waren, und daß Figuren wie Lene, wie Stine, ganz aus seiner Natur heraus sind geboren worden.

Und was ist nun das Charakteristische dieser fontanischen Frauen, die er in den Mittelpunkt seiner modernen Dichtungen gestellt hat? „Ach, sie hatte die glücklichste Mischung," sagt Botho von seiner Lene, „sie war vernünftig und leidenschaftlich zugleich;" und er rühmt an ihr ihre Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit, Unredensartlichkeit. Aus den innersten Tiefen märkischen Volkstums aufgestiegen, so treten diese Gestalten vor uns; und wie der große Dichter der Schweizer etwa, wie Gottfried Keller, heimisches Wesen und heimische Landskraft in der herrlichen Schlichtheit seiner „Ursula" am schönsten verkörperte, so stehen als brandenburgische Typen Lene Nimptsch und Stine in überwältigender Einfachheit da. Der Leidenschaft gehorchen diese Frauen naiv, aber sie tragen zugleich in sich den Sinn für das Gebot der Sittlichkeit, für Vernunft und Ordnung, und nur einem ist ihr Wahrheitsdrang ewig feind: der Lüge. Von Jugend an gewöhnt, „nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, ohne viel Rücksicht auf die Menschen und jedenfalls ohne Furcht vor ihrem Urteil",

empfinden sie doch in schicksalsschwerer Spannung wie „L'Adultera": nur heraus aus der Unwahrheit, ein freies Bekennen der Schuld, ein Aufsichnehmen und Kreuztragen, wenn es denn sein muß — kein Verschweigen und Vertuschen. Gleich Ibsen in der Nora, so schildert auch Fontane in „L'Adultera" eine Mutter, die von ihren Kindern geht, ohne Blick und Abschied, weil sie „keine sentimentale Verwirrung" will, und weil es ihr widerstrebt, Unheiliges und Heiliges durcheinanderzuwerfen. „Ich wollte gehen, das stand fest. Und wenn ich die Kinder sah, so konnte ich nicht gehen. Und so hatte ich denn meine Wahl zu treffen. Ich mag eine falsche Wahl getroffen haben, in den Augen der Welt hab ich es gewiß, aber es war wenigstens ein klares Spiel und offen und ehrlich. Wer aus der Ehe fortläuft, begibt sich des Rechts, nebenher auch noch die zärtliche Mutter zu spielen. Es steht mir nicht zu, mich meiner Tugend zu berühmen, aber eins habe ich wenigstens: ich habe feine Nerven für das, was paßt und nicht paßt."

Aber feine Nerven hat Fontanes Melanie noch in einem anderen Sinne, und sehr modern leitet der Dichter aus dieser Sensibilität ihres Empfindens, aus der lokalen Stimmung eines schicksalsschweren Augenblicks die Entscheidung über ihr ganzes Leben ab: in der Luft des Palmenhauses erst schwinden ihre Nerven hin; denn, sagt Fontane: „Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen, um selber frisch zu sein. Über ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost — da wäre ihr der heitere Sinn, der tapfere Mut ihrer Seele wiedergekommen. Aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel." Mit solchen feinen Einzelzügen steht Fontane dem Empfinden der Modernen und Modern-

sten eben so nahe, wie er ihnen im großen durch den tiefen Wahrheitsdrang seiner Gestalten verwandt ist oder durch die unbekümmerten Gewagtheiten naturalistischer Szenen: und darum habe ich ihn niemals aufmerksamer aufhorchen sehen als damals, wo uns Henrik Ibsen auseinandersetzte, daß sich Hedwig Ekdal vielleicht nicht getötet hätte, wenn nicht gerade ein schwerer Winterstag gewesen wäre, wo ein trübes, graues Licht über alles hinfällt, und der Schnee dick und zäh auf gefrorenen Scheiben ruht. Ganz nach Fontanes Art des poetischen Schauens war das, und solchem Verismus fühlte er sich im Innersten verwandt, allem Gegensätzlichen und aller naiven Eigenart zum Trotz.

Laurids Bruun: Van Zantens Insel

Kapitän D. erzählte eine interessante Geschichte aus seinem eigenen Leben unter den Eingeborenen.

Vor ungefähr zehn Jahren machte er regelmäßige Fahrten mit einem kleinen Frachtdampfer zwischen den Inseln. Einst hatte er unter seiner Besatzung einen jungen Fidschianer, der Dienste als Heizer tat. Er stammte von den südöstlichen Inseln, die bisher noch nicht besucht worden waren. Als aber ein Holländer sich dort ansiedelte, sollte das Schiff die Insel anlaufen, um Kopra zu frachten.

Unter den Eingeborenen waren viele, die noch nie einen Dampfer gesehen hatten. Die Ankunft des Schiffes erweckte darum großes Aufsehen; alles lief zum Strande.

Nachdem der Dampfer in der kleinen Lagune Anker geworfen hatte, ging der Heizer zum Kapitän und fragte ihn, ob er seine Familie mit an Bord nehmen dürfe, um ihnen das Feuerkanu zu zeigen. Der Kapitän erlaubte es.

Am Nachmittage steuerten zwei vollgeladene Kanus vorsichtig auf den Dampfer zu. Nachdem die Eingeborenen ihre Furcht überwunden hatten, kam der Heizer mit seinen Verwandten an Bord.

Sie waren mit Früchten beladen, ein Geschenk für den Häuptling des Schiffes. Der Kapitän nahm die Geschenke gnädig entgegen und führte die Gäste selbst herum, einen alten Mann, den Vater des Heizers, drei junge starke Brüder und ein blutjunges Mädchen, seine Schwester, mit munteren, strahlenden Augen. Sie nahm gleich den Platz an der Seite des Kapitäns ein.

Er führte sie vom Maschinenraum zum Deck, von vorn nach achtern. Das junge Mädchen war neugierig wie ein Kind. Sie stieß bei jedem Schritt Verwunderungslaute aus und faßte vorsichtig alles an, was sie sah. Sie gefiel dem Kapitän, er lächelte ihr zu und sagte ihr Komplimente, die der Heizer, dem Geschmack der Eingeborenen angepaßt, übersetzte. Das junge Mädchen wurde immer strahlender und stolzer. Nachdem der Kapitän ihnen zuletzt noch seine eigene Kajüte gezeigt hatte, nahm er Abschied und ließ dem jungen Mädchen durch ihren Bruder sagen, daß sie ihm ein andermal willkommen sei.

Abends, als Kapitän D. bei seinem Whisky saß, hörte er ein Tasten an der Tür. Es war das Fidschimädchen. Sie stand da, mit Blumen im Haar, die Arme glänzend von frischem Sesamöl, die Hände flach gegen ihre hohe Brust gelegt.

Am Morgen erwachte der Kapitän von einem vielstimmigen Geflüster vor seiner Tür. Ihm ahnte Unrat. Durch die Fenstersprossen sah er in der Dämmerung nackte, braune Gestalten. Es waren ihrer viele und sie schienen erregt.

Er weckte das Mädchen und stellte sich neben die Tür, den Revolver in der Hand. Es wurde still. Schritte ent-

fernten sich. Kurz darauf erklang die Stimme des Heizers vor der Tür.

Er bat den Kapitän zu öffnen. Seine Brüder seien gekommen, um ihre Schwester zu holen und dem Häuptling des Feuerkanus Gaben zu bringen.

Im selben Augenblick gab die Tür dem Druck von außen nach. Das Deck stand voll von Eingeborenen, vornean der alte Mann und die drei Brüder.

Der Kapitän hatte seinen Finger auf dem Hahn, bereit, sein Leben zu verteidigen. Bevor er es aber hindern konnte, sprangen die Brüder an ihm vorbei in die Kajüte auf das Bett zu und erhoben ein Freudengeheul, das von den Draußenstehenden erwidert wurde.

Der Kapitän sandte dem Heizer einen erstaunten Blick.

„Du hast mit meiner Schwester Hochzeit gehalten!" sagte er mit strahlenden Augen.

Die Eingeborenen ergriffen das Mädchen und enterten mit ihr zu ihrem Kanu hinunter. Auf dem Deck aber hinterließen sie Blumen, Früchte und Waffen als Hochzeitsgaben.

Bei Sonnenuntergang stand das Mädchen wieder vor der Kajüte des Kapitäns, und das wiederholte sich Abend für Abend, solange sie im Hafen lagen.

Als das Schiff den Anker lichtete und die Lagune verließ, wurde es ein Stück von sämtlichen Eingeborenen in ihren Kanus begleitet. In dem vordersten saß das Mädchen mit gekreuzten Armen und Beinen und stieß langgezogene Klageschreie in regelmäßigen Zwischenräumen aus, wie ein Nebelhorn.

Das Schiff lief die Insel alle Vierteljahr an. Jedesmal brachten die Eingeborenen das Mädchen in ihren Kanus zum Dampfer hinaus, voran der Alte und die drei Brüder; und solange wie das Schiff im Hafen lag, stand bei Sonnenuntergang die junge Frau des Kapitäns vor seiner Kajütentür.

Im folgenden Jahr gebar sie einen Jungen. Beim Empfang brachte sie ihn mit. Jubelnd vor Freude und Stolz hob sie ihn hoch über ihrem Kopf, damit alle auf dem Schiff ihn sehen konnten. Wenn sie des Abends wie gewöhnlich zur Kajüte kam, trug sie den Knaben rittlings auf ihrer Hüfte.

Der Kapitän gewöhnte sich schnell an seine seltsame Ehe. Er freute sich jedesmal auf das Wiedersehen und brachte ihr Geschenke mit.

Da wurde ihm die Führung eines anderen Schiffes übertragen. Es tat ihm leid, daß er sich von Elea und seinem Kinde trennen mußte; aber daran ließ sich nichts ändern. Es war eine Beförderung, zu der er nicht Nein sagen konnte. Er schob es auf, es ihr zu sagen, bis er zum letztenmal zur Insel kam. Dann bat er sie, ihren Vater und ihre Brüder mit an Bord zu bringen und teilte ihnen mit Hilfe des Heizers mit, daß er sie nicht wiedersehen könne.

Sie stieß einen langgezogenen Klageschrei aus, wie ein verwundetes Tier, während die anderen stumm dasaßen und ihn mit großen Augen betrachteten.

Er tröstete sie, so gut er es vermochte: Weder sie noch das Kind sollten Not leiden. Der Holländer habe versprochen, sie für seine Rechnung zu versorgen.

Da erhoben die Männer sich in heftiger Gemütsbewegung. Aus ihren Mienen leuchteten Enttäuschung, Mißvergnügen, Zorn. Sie beratschlagten einen Augenblick, während das Mädchen in der Hucke saß, das Kind im Schoß, und dessen Vater unverwandt betrachtete. Dann sprach der Alte in aller Namen und der Heizer übersetzte.

„Du kannst Elea und ihr Kind mit dir nehmen, wenn du willst; und du kannst sie hier bei uns lassen. Darüber hast du zu bestimmen. Aber wenn du sie hier läßt, dann gehört



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger“
Fischers Illustrierte Bücher

sie dir nicht mehr, und weder sie noch ihr Kind sollen ihre Nahrung von der Gnade eines weißen Mannes empfangen.“

Als der Kapitän im Auftrag seiner Reederei fünf Jahre

später wieder zu der Insel kam, suchte er Elea, das Kind und ihre Familie vergeblich. Von dem Holländer erfuhr er, daß sie nicht wieder geheiratet habe und einige Jahre nach der Trennung gestorben sei. Auch der Alte war tot. Der Junge aber gedieh und glich ihr und ihrem Stamm, nur war seine Haut etwas heller und die Augen blau. Nach dem Tode des Vaters waren die Brüder nach einer Insel ausgewandert, wo ein Hamburger große Kokosplantagen angelegt und die Eingeborenen aus weitem Umkreis angelockt hatte. Sie hatten den Knaben mit sich genommen und der Holländer hatte jede Spur von ihnen verloren.

Marie von Bunsen: Ausfahrt

Potsdam, Freitag, den 28. Juli 1905.

Sorgsam verteile ich die Taschen, den aufgerollten Jagdsack, die Segeltuchdecke und stoße ab. Der verwitterte Schiffsbauer wünscht glückliche Reise; auf der Langen Brücke steht der Gepäckträger, der die Sachen vom Bahnhof brachte, und sieht interessierfüllt zu. Halb zwölf; vom Turm der Garnisonkirche erklingt das altmodische heitere Glockenspiel. Am Ufer liegt die Laubenkolonie; sie wirkt verlassen, erst nachmittags spielen dort Kinder, jäten Mütter, harken behäbige, hemdärmelige Väter. Eine Reihe goldgelber Sonnenblumen spiegelt sich im Wasser, eine Reihe milchweißer Schwäne zieht in ahnungsloser Schönheit an ihnen vorbei.

Ich rudere über die seeartige Havel auf den Judengraben zu. Nicht nur der Abkürzung halber, ich liebe diesen versteckten, kleinen Wasserweg. An beiden Seiten biegen sich Weidenbäume herüber, ragen Silberpappeln empor. Zu Pfingsten hat man hier gelbe Schwertlilien und duftendes



Eschwege — Cyriakberg



Brandenburg a. H. — Dom vom Kietz gesehen

Aus „Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland“



Lübchen — Schloß



Nenndorfer Bäuerinnen

Aus „Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland“

Heu; jetzt gibt es gewaltige Kardengewächse mit imposant stilisierten Blättern, es bringt der Wind anheimelnden Duft vom reifenden Korn. Zwei Balkenbrücken führen herüber; schön in ihrer einfachen Würde.

Ein Schauerchen rieselt nieder, und ich halte unter der feuchtdunkeln Brücke. Ringsherum Wasserviolen, jene schlanke Wasserpflanze mit den graziös sich ausspreizenden weißlichen Doldenkronen. Hier wächst auch das Pfeilkraut; oft habe ich den edlen, reingeschnittenen Umriß auf frühgotischen Säulen bewundert. Einige Knaben kommen angewatet. „Kiek mal, den kleinen Hund!" Entrüstetes Kläffen. „Sind Sie denn ganz allein?" (Wie die Wasserviole begleitete diese Frage mich bis zur Havelmündung.)

Es hellt sich auf, und ich rudere weiter durch den Graben. An seinem Ausgang verdichtet sich das Schilf, das leise Plätschern der Ruder schreckt eine Schwanenfamilie auf. Erregt bläht sich die Mutter mit gesträubtem Gefieder, stolz mißbilligend, fauchend will der Vater den Weg versperren: herrlich die tragische Leidenschaft der vornehmen schneeweißen Linien.

Draußen schimmert die Fläche; in blaublasser Ferne zeigen sich die Umrisse der Kaputherhügel. Nicht nur hellt es sich auf, hinter mir weht es frisch, und ich hisse das Segel. Die „Formosa" ist nur ein schlichtes Ruderboot, vom Kreuzen ist keine Rede, das Segeln beschränkt sich also nur auf das primitive Ausnutzen eines Voll- oder Halbwindes. Harmlose Gemüter haben auch daran viel Freude.

Vor mir zieht eine große Zille daher, die gewaltigen Segel dunkel gegen die leuchtende Luft. Gibt es schönere Umrisse als die unserer alltäglichen Kähne? Sie sind ruhig, geschlossen in der Wirkung. Am Bug steht, klar umrissen, der Steuermann (oder die Steuerfrau in ihrer weißen Sonnenhaube), vorweltlich ist das schwere Gefüge des Ruders, der

graubraun verwitterten Planken. Erfreulich sind auch die am Ufer von Kaputh liegenden Kähne; es wird an ihnen gezimmert und gehämmert und geteert, ein ganzer Wald von Segeln steigt empor, dahinter stumpfes Laub, das die Dächer des langgezogenen Obstdorfes fast verdeckt. An der schmalen Landzunge wird ein Floß gebaut, baden nackte Knaben. Ungelenke Kähne ziehen vorüber, oft rudert man noch auf die alte Art, stehend, nach vorn, mit einem Riemen; am Bug benutzt ein Knabe den kleineren als Steuer. Dieses Fischer- und Schifferdasein wirkt prähistorisch einfach, und liegt doch vor den Toren Berlins. An einem Wochenvormittag ist kein Sportsboot zu sehen, keine Spur neuzeitlichen Lebens.

Ich steuere auf Baumgartenbrück; doch, hier ist eine Sommerfrischlerin, aber eine, welche die Landschaft nicht verdirbt. In einer Lücke des Schilfs badet im rosa Badeanzug ein allerliebstes kleines Mädchen. Am Steg lande ich, um hier zu Mittag zu essen. Die malerische Balkenbrücke betrachte ich wehmütig, sie wird nächstens abgebrochen, und schaudernd denke ich an den Ersatz. Jetzt wird sie aufgezogen; stolz und ruhig gleitet die Zille, die ich vorhin eingeholt hatte, hindurch; mächtig blähen sich die Segel.

Ehe ich wieder unterwegs bin, hat sich der Wind gelegt, die Luft ist verschleiert und weich. Ich rudere an Altgeltow und Werder vorbei. Mit großem Geschick sind die neuen Kirchen dort angebracht worden, so selbstverständlich ragen ihre schlanken, backsteinernen Türme aus dem Gewirr von Bäumen und Dächern empor, als spiegelten sie sich seit Jahrhunderten im Wasser.

Jetzt breiten sich die Baummassen des Wildparkes aus; schon zu den Zeiten der wendischen Fürsten war es ein gehegter Jagdgrund, ist dies seither immer geblieben. Zwischen den dunkeln Waldhügeln und der Rüsterreihe am Ufer er-

streckt sich Wiesengrün und Wasser. Es sind die Ententeiche; wie oft bin ich in den verflossenen Tagen, in denen wir alle leidenschaftlich radelten, dort im Vorfrühling gewesen, habe mich an der Masse leuchtend gelber Dotterblumen, dem schneeweißen Wiesenschaumkraut erfreut.

Dann gelange ich in den Zernsee, ringsherum Schilf und Bäume. Die Havel macht eine scharfe Biegung, überraschend tauchen in der Ferne Gebäude auf: das ist ja Friedrichs des Großen Kuppel, die vom Neuen Palais, da die Turmspitze der Garnisonkirche, wo er ruht.

Unterdessen ist es Abend geworden, beim Vorbeirudern sehe ich mir die Ufer auf eine passende Unterkunft an. Es soll eine abseits gelegene Stelle sein, vor Wind und vor Neugierigen geschützt; auch muß es einen Baum zum Anbinden geben. Da kommt ein Pfosten in Sicht, ringsumher sind verstreute Gruppen von hohem Schilf, von kleinen Weidenbäumen, von Binsen. Es ist genau, was ich suche; vielleicht stagniert das Wasser ein klein wenig, aber man kann nicht alles verlangen. Dafür Wasserviolen in Hülle und Fülle, aromatisch duftendes Pfeffermünzkraut, weiße Winden, die mit leichten, lustigen Kränzen Schilfhalme und Weidenzweige umschlingen. Weiterhin kommt Wiesenland — dann, hart am Ufer, ein Wald. Er verlockt mich nicht, nachts ist ein Wald etwas graulich, man hört viel zu viel und sieht viel zu wenig.

So binde ich die „Formosa" an den Pfosten, packe aus, richte mich ein und bereite das Mahl. Vertrauensvoll koche ich mir Havelwasser zum Kakao und öffne die Büchsen. Eine dieser enthält Zunge; Stop schnüffelt an derselben, infolgedessen ist unser Verhältnis etwas gespannt. Dann versuche ich mein Schutzverdeck anzubringen. (Es ist aus rot und weißem Segeltuch, auf dem Wasser sind das doch die hüb-

schesten Farben.) Ich hatte mir dasselbe sinnig ausgedacht und von meiner Jungfer ausführen lassen. Am Mast sollte es hochgezogen, am Heck, am Bug, an den Seiten mit Ringen und Haken befestigt werden; seitwärts ein kleiner Vorhang, der sich an einer Schnur hin und her schob. So war das ganze Boot verdeckt; am Mast war genügender Raum zum bequemen An- und Ausziehen, durch den zurückgeschobenen Vorhang konnte man die nächtliche Natur genießen. Das Prinzip war tadellos, in der Ausführung rächte sich mein Dilettantismus. Das Segeltuch fiel infolge seiner Schwere tütenartig zusammen; so wurde ich beim Liegen allerdings schön bedeckt, vom An- und Auskleiden in einem wenn auch noch so kleinen Zeltraum war jedoch nicht die Rede. Eine zweite Enttäuschung bereitete mir mein Revolver. Er war ganz neu, ich hatte ihn in der Feuerwaffen-Prüfungsanstalt in Halensee eingeschossen; jetzt gelang es mir nicht, ihn zu laden. Einen Revolver, ein Hündchen und ein gutes Gewissen halte ich für voll ausreichenden Schutz; nun mußte ich eben auf ersteren verzichten, das ließ sich nicht ändern. Ich zog mich also aus und badete in der fahlen Dämmerung, in der die gelben Mummeln und weißen Violen noch eben erkennbar waren. Erst nahm ich Stop, dem ich verziehen hatte, nach dem Ufer, damit er seinen Abendspaziergang abhalten könne, und schwamm dann in der dort breiten, ruhig dahinfließenden Havel umher. Darauf breitete ich den Jagdsack aus und kroch hinein. Vorsorglich hatte ich mir ein weißes Moskitonetz an den Sack nähen lassen, das tat gut, denn Mücken gab es in Masse.

Da lag ich nun: seit Jahren und Jahren hatte ich mir Nächte im Freien gewünscht, endlich hatte ich es erreicht.

Eine lautlose Stille, eine feuchte, reine, nach Wiesenkräutern duftende Nacht.

Allerdings war ja der Schiffsboden auffallend hart; so ein Jagdsack besteht nur aus leichtem, mit dünner Wolle abgefüttertem Segeltuch, hat unter der Kapotte nur ein winziges Kopfkissen. Decken und gar die kleinste Matratze mitzunehmen, wäre zu platzraubend gewesen. Vielleicht gewöhnt man sich allmählich an die Härte wie an das dem Körper recht bemerkbar kantige, knorpelige Gefüge der Planken.

Schön ist auf jeden Fall die Einödennacht; der Nebel steigt. Durch die Zeltöffnung neigen sich im hellgrauen Silber die Umrisse einiger Schilfhalme und Wicken, bilden einen wundervollen Kakomonostreifen.

Ihn betrachtend schlafe ich ein.

Otto Flake: Die vergiftete Welt

Ende August fuhr ich zum erstenmal wieder nach Altdeutschland oder, um es weniger programmatisch auszudrücken, über den Rhein.

Noch lag die Lähmung über dem Lande, und daß nur ein Schnellzug am Tage von Freiburg herauf nach Frankfurt ging, machte einen größeren Eindruck, als wenn keiner gegangen wäre.

Man stand lange in Appenweier, der Zug kam nicht. Er lädt Verwundete aus, hieß es. O wie geduldig war man damals und wie dankbar, daß man überhaupt noch reisen konnte.

Die Wartezeit ließ sich schon vertreiben. Da war zunächst der Ausblick auf das freie, in der Morgensonne glühende Land.

Denn diese badischen Bahnhöfe sind Durchgangsbahnhöfe. Von der unbeirrbar geraden Linie des Schienenstrangs, die den Rhein begleitet, ist von Zeit zu Zeit ein Stück überdacht, und dieses Stück über Zementperrons ist eine Station. Aber

ob sie auch groß ist, immer liegt sie wie auf freiem Feld, dessen warme Winde ungehindert durch sie streichen und den Geruch von Heu mit sich tragen.

Danach konnte man sich den Eisenbahnwagen auf den Nebengleisen zuwenden. Sie waren voller Zeichnungen und Inschriften, mit den Gesängen die ersten spontanen Äußerungen der ausziehenden Truppen.

Oder es ließ sich eine politischere Betrachtung anstellen, ein rangierender Zug bestand aus Dutzenden weißgrauer Waggons und jeder von diesen trug die Inschrift: Getreidetransport der Schweizer Bundesregierung. Sie fuhren von Mannheim nach Basel, und es war kein Staatsgeheimnis, denn jeder konnte es sehen.

Endlich kam der Zug, seine hochbusige Maschine verdunkelte den Himmel, stieß in den hohen Bogen der Einfahrt und füllte ihn ganz aus.

Ich fand Platz zwischen ein paar Soldaten und zwei Damen. Die Damen trugen zwei Merkmale: ihr Gebiß und an der Brust ein Fähnchen.

Das Gebiß war das Allgemeinere, es war angelsächsisch, und danach hätten sie auch Engländerinnen sein können; das Fähnchen war das Besondere, danach waren sie Amerikanerinnen.

Die eine war alt, die andere jung. Daß die Alte ihrer Umgebung keinen Blick schenkte, weder den Menschen noch der Landschaft, wäre mir nicht weiter aufgefallen, aber die Junge machte es ebenso; ihre schmalen Lippen waren so fest geschlossen, daß die Lippen nicht einmal aus einem Strich bestanden, sondern überhaupt nicht vorhanden waren.

So saßen sie bis Heidelberg. Hier stiegen sie aus, offenbar um an den Rhein und von da zu einem der Züge an der holländischen Grenze zu gelangen, die damals die Amerikaner sammelten. Ich stellte mich ans Fenster und sah ihnen nach.



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger"
Fischers Illustrierte Bücher

Sie stürzten sich, und es war ein wenig megärenhaft, auf einen Schaffner — er warf die Hände in die Höhe und eilte weiter. Sie kreuzten über den Bahnsteig hin und her, niemand

fand Zeit für sie, alle hatten mit dem Ausladen der Verwundeten zu tun. Schließlich blieben sie vor meinem Fenster neben ihren Koffern, die die Schilder von Schweizer Hotels trugen, wie stoische Indianerinnen stehen.

Als ich mich zum Fenster hinausbeugte, sah ich ein ergreifendes Bild. Am hintersten Wagen hatte man angefangen, Bahren mit Verwundeten auf den Bahnsteig hinauszuheben, und schon war man bis an meinen Wagen gekommen. So standen sie hintereinander, und auf jeder lag, eingehüllt und verbunden, ein Soldat.

Der letzte war ein Offizier, und ihn stellte man den Amerikanerinnen vor die Füße. Sie mußten ihn anblicken, aber sie taten es nicht. Das war seltsam. Als der Zug schon weiter fuhr, erhaschte ich noch einen Blick auf den Mund der Jüngeren. Er hatte sich verändert, er trug den Ausdruck einer unendlichen Härte und Ablehnung, er war verkniffen und verzerrt geworden.

Das beschäftigte mich, und ich begann nachzugrübeln. Woher dieses krampfhafte Übersehen, so daß man fühlte: sie wartete nur auf den Augenblick, wo sie die deutsche Grenze hinter sich hatte und aufatmete?

Sicher würde sie dann zu sprechen beginnen und sicher häßliche Worte des Widerwillens. Warum? Die deutschen Soldaten hatten ihr nichts getan, sie kam ja aus der Schweiz; vom Krieg konnte sie nur durch die Zeitungen gehört haben.

Und als ich an dieser Stelle angelangt war, dämmerte mir die Wahrheit. Sie hatte von den wahnsinnigen Beschuldigungen gelesen, die das Ausland gegen die Deutschen erhob.

Es war aber so, daß mir selber die Tatsache dieser Beschuldigungen jetzt erst zum Bewußtsein kam. Ich hatte bisher keine Zeit und auch keine Unterlagen gehabt, mich damit zu beschäftigen. Es war die Zeit nach Löwen, und ich hatte das alles nicht so tragisch genommen, Krieg ist Krieg.

Nun, da ich auf die Fährte gesetzt war, grub meine Phantasie die Wirklichkeit aus. Nahm man Haß und Hysterie zum Ausgang, war die Aufgabe einfach abzuschätzen, bis zu welchem Grade sie sich entwickeln konnten, wenn noch ein zweiter Faktor gegeben war: Kriegszustand.

Und so sog ich aus der Erinnerung aus dem Gesicht der Amerikanerinnen heraus, was darin enthalten war, und rekonstruierte eine traurige und tiefe Wahrheit.

Als ich in Darmstadt ankam, hatte ich nicht mehr die naive Auffassung dessen, der da unten im letzten Winkel der Provinz gesessen hatte — ich wußte Bescheid, wie vergiftet die Welt war, und wie krank sie war.

Grete Gulbransson: Sehnsucht

Hell spannt die Weite sich aus,
Steigende Wolken entgleiten in endlose Räume.
Dorthin gehören auch wir mit der Sehnsucht der Träume,
Führe mich endlich nach Haus.

Max Herrmann: Der zwei Gräber Gespräch

Beide:

„O diese Nacht blieb schwül und schwer
Und ganz von Seltsamkeit:
Der Himmel warf uns Sterne her,
Wir standen mondbeschneit,
Und zwischen uns gebettet war
Bei Mond und Stern ein Liebespaar — — —"

Das eine Grab:

„. . . Ich fürchte noch den harten Mund
Der Frau, die in der Frühe kam:
Sie weinte sich die Äuglein wund
Und schritt ganz groß in ihrem Gram — —
Ein Kind hat mich geschmückt, das sang
Und spielend durch die Kreuze sprang.
Eine hat Blumen von mir gestohlen,
Es malte mich ein wüster Mann,
Falter glühten dann und wann
An meinen Gladiolen . . . "

Das andre Grab:

„Die Weiber mit dem Wasserkrug
Zankten um meinen Stein —
Einer, der an die Brust sich schlug,
Stand lang bei mir allein.
Eine schwarze Sippe voller Grimm
Lästerte verschnörkelt schlimm.
Ein Mädchen hat meine Rosen begossen,
— O siecher Blick; der Tröstung sucht! —
Einer hat seinen Gott verflucht
Und sich auf mir erschossen."

Beide:

„. . . Aber nun naht unsre Nacht
Und ist uns herzlich gut:
Sie schenkt uns alle Sterne und macht,
Daß der Mond uns zärtlich tut . . .
Und zwischen uns — — o wunderbar! — —
Bei Mond und Stern — — ein Liebespaar — — —"

Der Sanitätsrat kam und blieb lange an Pierres Bett, ohne ihn mit Fragen und Untersuchungen zu quälen. Erst jetzt kam auch Frau Adele dazu, die sich mit der Pflegerin in die letzte Nachtwache geteilt hatte. Sie war von der merkwürdigen Besserung wie benommen, sie hielt Pierres Hände so fest, daß es ihm weh tat, und gab sich keine Mühe, die erlösenden Tränen zu verbergen, die ihr aus den Augen liefen. Auch Albert durfte eine kleine Weile hereinkommen.

„Es ist wie ein Wunder,“ sagte Veraguth zum Doktor. „Sind Sie nicht auch überrascht?“

Der Sanitätsrat nickte und lächelte freundlich. Er widersprach nicht, aber er zeigte offenbar keine übermäßige Freude. Sogleich wurde der Maler wieder von Mißtrauen überfallen. Er beobachtete jede Gebärde des Arztes und er sah in dessen Augen, während sein Gesicht lächelte, die kalte Aufmerksamkeit und beherrschte Sorge ungelöst. Nachher belauschte er lauernd durch den Türspalt das Gespräch des Doktors mit der Pflegerin, und obwohl er kaum ein Wort davon verstehen konnte, meinte er doch aus dem strengen, gemessen ernsten Flüsterton nichts als Gefahr herauszuhören.

Schließlich begleitete er ihn zum Wagen und fragte in der letzten Minute: „Sie halten nicht viel von dieser Besserung?“

Das häßliche, beherrschte Gesicht wandte sich zu ihm zurück. „Seien Sie froh, daß er ein paar gute Stunden hat, der arme Bursche! Wir wollen hoffen, daß es recht lange anhält.“

Es stand nichts von Hoffnung in seinen klugen Augen zu lesen.

Eilig, um keinen Augenblick zu verlieren, kehrte er ins Krankenzimmer zurück. Die Mutter erzählte gerade die Ge-

schichte von Dornröschen, er setzte sich daneben und sah zu, wie Pierres Züge dem Märchen folgten.

„Soll ich noch etwas erzählen?“ fragte Frau Adele.

Der Knabe blickte aus großen, ruhigen Augen auf.

„Nein,“ sagte er etwas müde. „Später.“

Sie ging, nach der Küche zu sehen, und der Vater nahm Pierres Hand. Sie schwiegen beide, aber von Zeit zu Zeit sah Pierre mit einem schwachen Lächeln auf, als freue er sich, daß Papa bei ihm sei.

„Nun geht es dir viel besser,“ sagte Veraguth schmeichelnd.

Pierre errötete leicht, seine Finger bewegten sich spielend in des Vaters Hand.

„Nicht wahr, du hast mich lieb, Papa?“

„Gewiß, Schatz. Du bist mein lieber Junge, und wenn du wieder gesund bist, wollen wir immer beieinander bleiben.“

„Ja, Papa . . . Ich bin einmal im Garten gewesen, und da war ich ganz allein und ihr habt mich alle nimmer liebgehabt. Ihr müßt mich aber liebhaben, und ihr müßt mir helfen, wenn es wieder weh tut. O, es hat mir so weh getan!“

Er hatte die Augen halb geschlossen und sprach so leise, daß Veraguth sich dicht zu seinem Munde hinabbeugen mußte, um ihn zu verstehen.

„Ihr müßt mir helfen. Ich will artig sein, immer, ihr dürft mich nicht schelten! Nicht wahr, ihr scheltet mich nie? Du mußt es auch Albert sagen.“

Seine Lider zitterten und öffneten sich wieder, aber der Blick war dunkel und die Pupillen übergroß.

„Schlafe, Kind, schlaf nur! Du bist müde. Schlafe, schlafe, schlafe.“

Veraguth schloß ihm vorsichtig die Lider und summte ihn ein, wie er es früher in Pierres Babyzeiten manchmal getan hatte. Und der Kleine schien einzuschlafen.

Nach einer Stunde kam die Pflegerin, um Veraguth zu Tische zu bitten und inzwischen bei Pierre zu bleiben. Er ging ins Speisezimmer, nahm still und zerstreut einen Teller Suppe und hörte kaum, was neben ihm gesprochen wurde. Das angstvoll zärtliche Liebesgeflüster des Kindes klang süß und traurig in ihm fort. Ach wie viel hundertmal hätte er so mit Pierre reden und das naive Vertrauen seiner sorglosen Liebe spüren können, und hatte es nicht getan!

Mechanisch griff er nach der Flasche, um sich Wasser einzuschenken. Da klang von Pierres Zimmer schneidend ein lauter, gellender Schrei herüber, der riß Veraguths wehmütigen Traum mitten durch. Alle sprangen mit erbleichten Gesichtern empor, die Flasche fiel um, rollte über den Tisch und klirrte zu Boden.

Mit einem Sprung war Veraguth aus der Türe und drüben.

„Den Eisbeutel!" rief die Pflegerin.

Er hörte nichts. Nichts als den furchtbaren, verzweifelnden Schrei, der ihm im Bewußtsein stak wie ein Messer in der Wunde. Er stürzte ans Bett.

Da lag Pierre schneeweiß mit gräßlich verzogenem Munde, seine abgemagerten Glieder krümmten sich in wütenden Krämpfen, die Augen stierten in vernunftlosem Entsetzen. Und plötzlich tat er nochmals einen Schrei, noch wilder und heulender, und bäumte sich hoch im Bogen auf, daß die Bettstatt zitterte, ließ sich fallen und bog sich wieder empor, vom Schmerz gespannt und zusammengebogen wie eine Gerte von zornigen Knabenhänden.

Alle standen entsetzt und hilflos, bis die Befehle der Pflegerin Ordnung schafften. Veraguth lag auf den Knien vor dem Bett und suchte zu verhindern, daß Pierre in seinen Zuckungen sich verletze. Trotzdem hieb sich der Kleine die rechte Hand

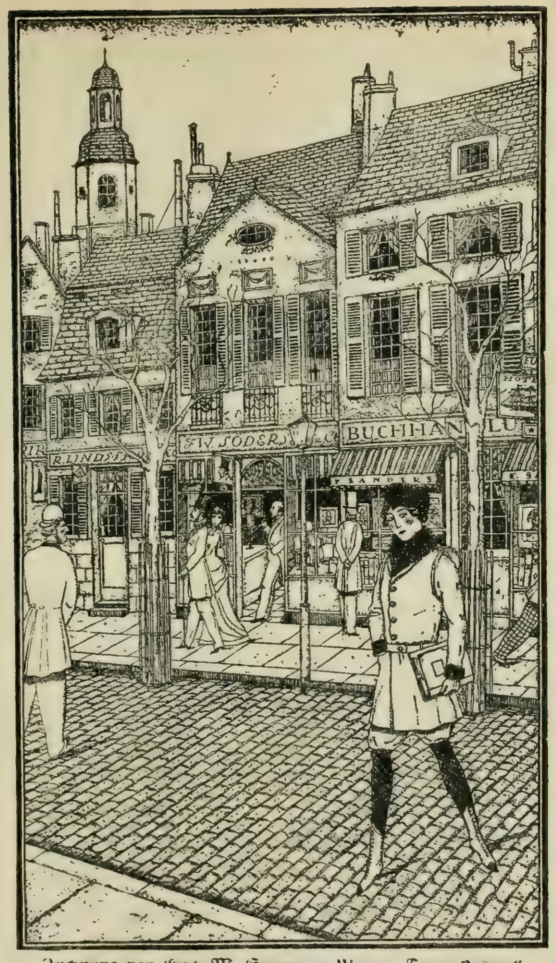
an dem metallenen Bettrande blutig. Dann sank er zusammen, drehte sich um, daß er auf den Bauch zu liegen kam, verbiß sich schweigend ins Kissen und fing an, mit dem linken Bein taktmäßig auszuschlagen. Er hob das Bein, ließ es mit einer stampfenden Bewegung wieder fallen, ruhte einen Augenblick und begann dann dieselbe Bewegung von neuem, zehnmal, zwanzigmal, und immer weiter.

Die Frauen waren an der Arbeit, Umschläge vorzubereiten, Albert hatte man weggeschickt. Veraguth kniete noch immer und sah zu, wie mit unheimlicher Regelmäßigkeit unter der Decke das Bein sich hob, sich streckte und niederfiel. Da lag sein Kind, dessen Lächeln noch vor Stunden wie ein Sonnenschein gewesen war und dessen flehendes Liebesgestammel noch eben sein Herz bis in die letzte Tiefe gerührt und bezaubert hatte. Da lag es und war nichts als ein mechanisch zuckender Körper, ein armes hilfloses Bündel von Schmerz und Jammer.

„Wir sind bei dir," rief er verzweifelt. „Pierre, Kind, wir sind da und wollen dir helfen!"

Aber es gab keinen Weg mehr von seinen Lippen zur Seele des Knaben, und alles beschwörende Trösten und sinnlose Zärtlichkeitsgeflüster drang nicht mehr an die furchtbare Einsamkeit des Sterbenden. Der war weit weg in einer anderen Welt, er wanderte dürstend durch ein Höllental voll Pein und Todesnot, und vielleicht schrie er dort jetzt eben nach dem, der neben ihm auf seinen Knien lag und der gerne jede Qual gelitten hätte, um seinem Kinde zu helfen.

Jedermann wußte, daß dies das Ende war. Seit jenem ersten Schrei, der sie aufgeschreckt hatte und der so bitter voll von tiefem, tierischem Leid gewesen war, stand auf jeder Schwelle und in jedem Fenster des Hauses der Tod. Niemand sprach von ihm, aber alle hatten ihn erkannt, auch



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger"
Fischers Illustrierte Bücher

Albert und auch die Mägde unten, und selbst der Hund, der auf dem Kiesplatz unruhig im Regen hin und wider lief und

zuweilen ängstlich winselte. Und ob man sich auch Mühe gab und Wasser kochte, Eis auflegte und emsig zu tun hatte, es war kein Kämpfen mehr, es war keine Hoffnung mehr dabei.

Pierre war nicht mehr bei Bewußtsein. Er zitterte am ganzen Leibe, als fröre er, zuweilen schrie er schwach und irr, und immer wieder, nach jeder erschöpften Pause, begann aufs neue das Bein zu schlagen und zu stampfen, taktmäßig wie von einem Uhrwerk getrieben.

So ging der Nachmittag hin, und der Abend, und schließlich die Nacht, und als in der ersten Frühe der kleine Kämpfer seine Kraft verbraucht hatte und sich dem Feind ergab, da blickten über sein Bett hinweg die Eltern sich aus übernächtigen Gesichtern wortlos an. Johann Veraguth legte seine Hand auf Pierres Herz und konnte keinen Schlag mehr fühlen, und er ließ die Hand auf der hageren Brust des Kindes liegen, bis sie kühl und bis sie kalt wurde.

Dann strich er sachte mit der Hand über Frau Adeles gefaltete Hände und sagte flüsternd: „Es ist zu Ende.“ Und während er seine Frau aus dem Zimmer führte und sie stützte und ihrem heiseren Schluchzen zuhörte, während er sie der Pflegerin überließ und an Alberts Tür horchte, ob er wach sei, während er zu Pierre zurückkehrte und den Toten besser bettete und zurechtlegte, fühlte er die Hälfte seines Lebens in sich abgestorben und zur Ruhe gekommen.

Gefaßt tat er das Notwendige, und schließlich überließ er den Toten der Pflegerin und legte sich zu einem kurzen, tiefen Schlafe nieder. Als das volle Tageslicht durch die Fenster seiner Kammer schien, wurde er wach, erhob sich sofort und ging an die letzte Arbeit, die er auf Roßhalde noch zu tun gesonnen war. Er ging in Pierres Schlafzimmer, zog alle Vorhänge weg und ließ den kühlen, herbst-



Emil Lucka,
Fischers Romanbibliothek:
„Isolde Weißhand“



Aage Madelung,
der Verfasser von
„Mein Kriegstagebuch“



Robert Michel,
der Verfasser von
„Die Häuser an der Dzamija“



Friedrich Neubauer,
der Verfasser von
„Der Hühnerhof“



Jakob Schaffner,
der Verfasser von
„Der Bote Gottes“



Arthur Schnitzler,
der Verfasser von
„Komödie der Worte“



Maria Seelhorst,
Verfasserin von „Das Vermächtnis der Marianne Terburg“



Hermann Stehr,
Fischers Romanbibliothek:
„Leonore Griebel“

lichen Tag auf das kleine weiße Gesicht und die starren Händchen seines Lieblings scheinen. Dann setzte er sich zur Bettstatt, breitete einen Karton aus und zeichnete zum letztenmal die Züge, die er so oft studiert, die er seit ihrer zarten Werdezeit gekannt und geliebt hatte und die jetzt vom Tode gereift und vereinfacht, aber noch immer voll von unbegriffenem Leide waren.

Georg Hirschfeld: Die Schwestern

Bernd Brahe lebte schon ein halbes Menschenalter in seiner mitteldeutschen Heimat Eschenburg, aber assimiliert hatte er sich ihr nicht. Er war Skandinave. Überall hatte er die Ausrede seiner Nationalität bei der Hand. Seine Bedeutung als Gelehrter erleichterte ihm sein Einsiedlertum. Man hatte sich daran gewöhnt, einen giftigen Spötter in Professor Brahe zu sehen, einen Sauerteig, der die Trägheit der Provinzstadt aufrührte. Wenige Männer von Rang gab es, die Brahe nicht gekränkt hatte. Wenige auch, die ihn nicht insgeheim bewunderten. So war der Verhaßte im ganzen doch „beliebt". Man amüsierte sich über „Tycho", wie man ihn nach seinem großen Ahnen nannte. Man erzählte sich von seinen Töchtern gern Extravaganzen, ohne ihnen etwas vorwerfen zu können. Sie konnten sich viel „erlauben". Das hieß etwas in Eschenburg, wo die Töchter vornehmer Familien in klösterlichen Instituten erzogen und von dort auf den Heiratsmarkt geführt wurden. Insgeheim vergötterte die Jugend Brahes Töchter. Aber die Vergötterung traute sich nie heraus. Man fürchtete den Sarkasmus der Mädchen, und die Sympathie für sie war immer von Kopfschütteln begleitet. Helene hatte eine Sonderstellung. Da man Toras

stählerne Anmut und Bettys hochmütige Schönheit bewunderte, hätte man Helene gern bei ihrer Schwäche genommen. Aber sie wehrte sich so energisch gegen jedes Bedauern, daß sie bald als „Kinderschrecken" galt. Man respektierte sie erst, als man erfuhr, daß sie ihren Doktor summa cum laude gemacht hatte. Das war etwas Außerordentliches für eine schwache Frau. Doch man mußte sich hüten, Helene als schwache Frau zu bezeichnen. Sie war froh, wenn man sie unbehelligt ließ. Sie ging am liebsten einsam über den Stadtwall und zur Markgrafenburg, um den Kopf vom Lernen auszuruhen und den Rätseln des Lebens wie Abendwolken nachzuschauen. Eine heimliche Freundin der Armen und Beladenen war Helene Brahe. Die lernten sie anders kennen als die neugierige Welt. Ganz sanft und zart und lustig war sie da. Auch den Geiz ihres Vaters besiegte sie. Brahe glaubte ihr Geld für Bücher zu geben, die einzige Ausgabe, die er anerkannte — Helene aber hatte in einem alten Häuschen am Burgtor eine alte Schustersfamilie entdeckt, die sie täglich besuchte. Dort war sie für mutterlose Kinder Mutter, und dem Vater brachte sie, was seine früh verstorbene Frau ihm einst mühselig verdient hatte.

Um Betty war die männliche Jugend bemüht. Sie fühlte sich gern als Königin und liebte ein Gefolge. Ihre keusche Mädchenwürde hatte es zu einem beträchtlichen Raffinement gebracht. Sie war so rein und mild in ihrer Blondheit und Blauäugigkeit, aber sie wußte törichte Herzen zu quälen. Wer mit ihr getanzt hatte, wurde vergessen. Nie gewann man sich von ihrer spröden Anmut eine Gunst. Bettys Stolz verdeckte die Mängel ihres Temperaments. Eigentlich lachte sie über all die schwärmerischen Anbeter. Bevor Falzaro in ihr Leben kam, hatte sie sich von jeglichem Manneswesen fortgeträumt. Das wahre Erlebnis erst weckte die wahre Betty.

Tora ging voll Unrast an all dem vorbei. Halb grollend, halb verliebt. Halb lustig, halb traurig. Sie fand sich in das Leben, wie sie es vor sich sah, nicht hinein. Es stimmte nirgends zu den Maßen ihrer Sehnsucht. Sie wäre am liebsten immer ein guter Kamerad geblieben, immer auf der Wanderschaft mit anderen Kameraden. Dann aber hielt sie plötzlich in dem Dom einer heiligen Ehe, sah sich als Mutter blühender Kinder und ganz dem Einen, Einzigen gehörig. Sie hatte ihre Mutter kaum gekannt, und der Vater zerstörte ihr, was Einheit hätte für sie bleiben müssen. Ihr junger Mund sprach alte Gedanken aus. Sie ließ im Ballsaal ihren Tänzer stehen und weinte sich im dunklen Garten aus. Der Mond war ihr Freund, und unter der Sonne ging sie wie unter einer goldenen Rute.

Als Falzaro in Toras Weg kam, wurde er von ihr am besten verstanden. Doch Tora hätte sich nie mit ihm verlobt. Sein Bild blieb ohne Glorie für sie. Sie sah sofort den Menschen und durchschaute, das Geschöpf bewundernd, den Charakter. Falzaro haßte solche Objektivität. Aber er hörte nicht auf, Toras subjektive Leidenschaft zu suchen. Er sah sie immerfort zweifeln und glauben. Er wußte, daß er sie gewann, sobald er ihren Zweifel überwunden hatte. —

Als es in Eschenburg ruchbar wurde, daß Bernd Brahe von seiner diesjährigen Forschungsreise nicht nur Schädelmessungen, sondern auch einen lebendigen Schwiegersohn mitbrachte, hatte man die lange entbehrte Sensation. Kein Sprößling der Stadt, ein gänzlich Unbekannter war es, mit fremdländischem Namen, eine Reisebekanntschaft, deren Beruf man nicht einmal wußte. So hielten sich Enttäuschung und Neugier die Wage. Man kannte die Vorsicht Bernd Brahes. Kein Fuchs behütete seinen Bau so klug, wie der Professor sein Geld. Es mußte sich um ein ernsthaftes Er-

lebnis handeln. Aber eine Brahetochter und ernsthaftes Erlebnis? Wie stimmte das zusammen? Man hatte in Eschenburg zunächst das Pech, Tora für die Verlobte zu halten. Redakteur Froheimer verbreitete das falsche Gerücht. Man stand vor einem noch größeren Rätsel. Betty, die Hübscheste, war doch als erste bestimmt, zu heiraten. Helene kam nicht in Betracht. Aber Tora? Die sich für keinen Mann interessierte? Die voll Schrullen war? Die Damen von Eschenburg entsetzten sich. Da hörte man die erlösende Berichtigung: Tora hatte sich nicht verlobt, sondern Betty, natürlich Betty. Man war zwar traurig, daß den Söhnen der Stadt diese Partie entging, aber man fand einen Trost — es hätte sie ja doch keine Familie der andern gegönnt. Nun aber der Bräutigam. Wie sah er aus? Was war er? Wie hatte er das Mißtrauen Bernd Brahes überwinden können? — —

Lange mußte man diesmal auf die Rückkehr der interessanten Leute warten. Im Herbst erst kam der Professor. Wie freute man sich auf die große Komödie: Verlobung im Hause Brahe. Tycho als Schwiegervater. Die verdrehte Tora, die brummige Helene als Schwägerinnen. Und Betty, die Unnahbare — was für ein Exemplar von Mann hatte sie sich ausgewählt?

Johannes V. Jensen: Eiche und Buche

Als das Eis auf den dänischen Inseln geschmolzen war und sie wie nasse Kieshügel in der Ostsee lagen, mit Blöcken und Granitsteinen bestreut, kam zuerst die Sonne und spendete Wärme, kam der Wind mit Spuren weiter Wanderung auf seinem Mantel, und das neugeschaffene Land kleidete sich in Flechten und Moos. Mücken fanden den Weg zu den kalten

Seen und vermehrten sich dort, und ihnen folgte ein Ein und Aus von Zugvögeln, die Samen hinterließen, woraus Gras, Weiden, Zwergbirken, Blaubeeren und Heidekraut sproßten. Das erste Dänemark war eine Tundra, arktische Heide.

Als das Land nach und nach austrocknete und wärmer wurde, zogen große Laubbäume ein, vorläufig noch hochnordische, die Espe stand während hunderttausend Jahren und spielte geblendet im Sonnenschein mit ihren Blättern, die Birke wuchs heran, der Wacholderbusch blieb zwerghaft, wurde aber alt in der Landschaft. Dann wanderte die Föhre ein und verdrängte die graziöse Espe.

Nach und nach wurde die Erde entsprechend trocken und doch nicht zu trocken für die Eiche, sie war breit und nahm bald der Föhre den Platz weg, sie hatte Zeit und ließ sich wie für alle Zeiten mit ihrem hübschen Gefolge von Nußbaum und Dornbusch, Kaprifolien, Ebereschen und wilden Äpfeln nieder. Während vieler, vieler Jahrtausende, die gar nicht zu schwinden schienen, bildete sie den dänischen Wald.

Da begann ein neuer Baum vom Süden einzuwandern; er ging langsam und sicher auf seinen Wurzeln, jeder Schritt nicht weiter, als ein Samenkorn vom Zweig fällt, er gebrauchte Hunderte von Jahren zu einer Meile, drang aber beständig vorwärts; das war die Buche. Und der neue Baum eröffnete einen stillen, seltsamen Kampf mit der Eiche. Nicht, daß sie sich schlugen, es wäre der schlanken Buche übel bekommen, wenn sie sich in die knorrigen Riesenarme der Eiche verwickelt hätte, nein, die Buche lächelte. Die Buche lächelte, grünte zeitig und streckte sich, spannte einen hohen, luftigen Ast über den Kopf der alten untersetzten Eiche, und wo der Schatten des spitzenzarten Laubes hinfiel, welkte die Eiche, ging durch Mangel an Licht aus und bekam einen dürren Skelettarm; mehrere junge Buchen rückten ihr lächelnd auf den Leib und grünten

zeitig, bis die ganze Eichenkrone hingewelkt und nur noch der alte hohle Mammutstamm übrig war. Und die Buche lächelte. War sie nicht ein herrlicher Baum?

Und jetzt bildet die Buche den ganzen Wald. Die brausenden, lieblich grünen Kronen stehen wie ein einziges Laubdach beisammen, von den schlanken, hellgrauen Säulen der Stämme getragen.

Aber wie die Buche Licht liebt, in dem Maße verbreitet sie auch Dunkelheit. Weder Haselsträucher, Dornbüsche noch der wilde Apfelbaum können unter der lächelnden Buche gedeihen, nur Sauerklee und Anemonen breiten einen blühenden Frühlingsteppich über das welke Laub, zeitiger als die Buche selbst ausspringt.

Unterholz und Buschwerk sind verschwunden. Etwas Ungesundes geht in der Erde vor, seit die Buche Alleinherrscher geworden ist, der Waldboden wird vom Wind ausgetrocknet und geht aus Mangel an Licht in Gärung über, statt der fetten, schwarzen Erde bilden sich harte, unfruchtbare Krusten auf der Erdoberfläche, die schließlich sogar die Luft von den Wurzeln der mächtigen Buche ausschließen.

Die Buche hat sich selbst aus dem Dasein herausgeschattet. Die großen Bäume verfallen, der Wald siecht dahin, schließlich sinkt er zu einem kriechenden Buchengestrüpp zusammen, das die Erde bedeckt, ohne sich erheben und wieder zu Bäumen werden zu können.

Wenn die letzten Wurzelschößlinge verfault sind, hinterlassen sie einen sumpfigen, unfruchtbaren Erdboden, wo nur Blaubeeren und Moos gedeihen. Dann kommt das Heidekraut wieder. Und so kehrt der Wald in sich selbst zurück und wird wieder Heide wie in der Urzeit.

Und dann kann die Natur von vorn anfangen.

Gertrud lehnte müde am Klavier und Fräulein von Dussa begann ruhig und geläufig auf sie einzureden. Aus dem Nebenzimmer klang das leise Klappern der Spielmarken herüber und Fastrade konnte von ihrem Sitz aus Sylvias bleiches Gesicht sehen, wie es nachsichtig und resigniert in die Karten schaute. „Was hilft es?" sagte Egloff leise; „da hat die arme Kleine sich an einem Schmerze und einer Leidenschaft berauscht, und mit dem letzten Akkord ist alles aus und sie ist wieder nur Gertrud Port, die eine Nervenkrankheit hat, nicht weiter studieren kann und von ihrem Vater angebrummt wird."

„Aber sie hat doch dieses Erlebnis gehabt," versetzte Fastrade und ihre Stimme klang so erregt, daß Egloff überrascht aufschaute. Fastradens Gesicht war über und über naß von Tränen. „Sie weinen?" fragte er. — „Es ist nur die Musik," erwiderte sie und lächelte.

Egloff schaute wieder auf seine Hände. „Nun ja," begann er langsam, „aber fühlen Sie nicht, wie hier in diesem Zimmer alles Leidenschaftliche und Lebensvolle gleich verklingt, totgeschlagen wird vom — wie soll ich sagen — Abendlichen, Großmütterlichen, Sirowschen? Am Besigtisch klappern sie mit den Marken, es riecht nach dem vom Kamin heißgewordenen Teppich und Fräulein von Dussa hält einen Vortrag, Goethe und Schubert sind ganz weit. Gott, dieses Sirowsche, wie ich es sehe, ich muß es wirklich einmal als Kind gesehen haben, wie es durch die Zimmer geht und alles Leben, das sich regen wollte, zum Schweigen bringt. Es trägt ein fußfreies braunes Kleid, eine lila Haube, hat ein kleines, graues Gesicht und legt eine kleine graue Hand vor den Mund und gähnt," er wartete einen Augenblick, ob

Fastrade etwas sagen würde, als sie jedoch schwieg: „so ist es bei Ports, so ist es auch bei Ihnen, und das kommt daher, daß unsere alten Herrschaften stärker sind als wir. Sie wollen ruhig und melancholisch ihren Lebensabend feiern, gut, aber wir wurden in diesem Lebensabend erzogen, wir müssen ihm dienen, wir müssen in ihm leben, wir fangen sozusagen mit dem Lebensabend an. Das ist ungerecht." Er hielt wieder inne und schaute auf. Fastrade saß sehr ernst da und schob ein wenig die Unterlippe vor, wie sie es tat, wenn sie unzufrieden war. „Was ich da sage, mißfällt Ihnen?" fragte Egloff.

„Ja," erwiderte Fastrade, „es klingt unangenehm und lieblos."

„Lieblos?" wiederholte Egloff nachdenklich, „ach nein, dieses Abendleben macht uns im Gegenteil zu reizbar und gefühlvoll. Ich wurde hier einsam ohne Kameraden von meiner Großmutter erzogen, ich wurde ein unerträglich weicher Bengel. Einmal ging ich in den Park hinaus in der Sommerdämmerung. Ich kam an einen Platz, wo auf langen Leinen Wäsche aufgehängt war, eine ganze Reihe großer Männerhemden hing dort, der Abendwind fuhr in sie hinein, schaukelte sie sanft hin und her und sie hoben ihre Arme langsam in die Höhe und ließen sie wieder müde sinken, was soll ich Ihnen sagen, das rührte mich, ich stand da und heulte, tatsächlich."

Gertrud sang wieder, sie sang ein Lied von Mendelssohn, hob sich auf die Fußspitzen, rang die Hände ineinander:

„Schon sinket die herbstliche Sonne,
das wird mein Träumen wohl sein."

Ihr ganzer kleiner Körper wurde wieder von der süßen Melancholie der Töne geschüttelt, und als sie zu Ende war, sank sie auf einen Stuhl nieder und atmete tief. Fräulein

von Dussa wandte sich sogleich zu ihr und begann eifrig über Mendelssohn auf sie einzusprechen. Egloff hob einen Finger in die Höhe und sagte leise zu Fastrade: „Jetzt geben Sie acht, Sie werden es spüren, wie jetzt gleich das Sirowsche durch die Zimmer geht, um Mendelssohn hinauszufegen.“

Fastrade zog ihre Augenbrauen empor und meinte fast ungeduldig: „Ich weiß nicht, worüber Sie sich beklagen, Ihr Leben ist doch gewiß nicht abendlich und melancholisch.“ Egloff zuckte die Achseln: „Man tut, was man kann, nur das Sirowsche ist stärker. Gewiß, ich locke zuweilen Menschen hierher oder ich gehe auf Reisen oder ich fahre in das Städtchen in den Klub und trinke oder ich spiele Karten, gewiß, gewiß, aber das Sirowsche wohnt bei mir zu Hause und gehört zu mir. Übrigens,“ und er dachte einen Augenblick nach, „übrigens, man hat Ihnen wohl gesagt, daß ich ein Spieler bin.“

Fastrade zog die Augenbrauen zusammen und machte ihr eigensinniges Gesicht. Warum kommt er mir mit seinen Fragen und Geständnissen so nahe, dachte sie, danach sagte sie fast unwillkürlich: „Warum müssen Sie denn spielen?“

„Warum?“ erwiderte Egloff sinnend, „ich weiß nicht, vielleicht weil im Spiel immerfort sich schnell etwas entscheidet, so etwas wie ein ganz eilig laufendes Schicksal. Im Leben entscheidet sich ja sonst alles so langsam. Wenn ich heute auf etwas hoffe, erfüllt es sich erst nach so langer Zeit, daß ich dann keine Freude daran habe, man lebt ja, als ob man eine Ewigkeit Zeit hätte.“ Er hielt inne und betrachtete Fastrade. „Sie,“ sagte er dann, „sollten auch mehr Eile haben.“

„Ich?“ Fastrade sah ihn mit blitzenden Augen feindselig an. „Was wissen Sie von mir?“

Egloff verneigte sich leicht. „Entschuldigen Sie, gewiß zu wenig, um einen Rat erteilen zu dürfen.“

„Ich," fuhr Fastrade hastig fort, „ich diene sehr gern der — der — wie sagten Sie doch, der Abendstimmung all derer, die ich liebe und — und — ich werde mir schon meinen Tag zu machen wissen." Sie war sehr erregt, denn sie fühlte, daß es unwahr war, was sie sagte. Egloff lächelte.

„Sie haben sich wieder über mich geärgert," sagte er, überhaupt sind Sie heute, wie es mir scheint, gegen mich."

„Heute?" wiederholte Fastrade erstaunt, „war ich denn schon für Sie?"

Egloff lachte: „Sehr wahr. Für mich zu sein ist hier in der Gegend jawohl überhaupt nicht Sitte."

Die Damen am Kartentische brachen auf. Draußen vor der Treppe klingelten die Schlittenschellen. Man fuhr fort. Als es im Hause wieder still und leer war, stand Egloff eine Weile sinnend im Musikzimmer, dann rief er Klaus und befahl: „Mein Schlitten soll angespannt werden, ich fahre noch in die Stadt zum Klub."

Die Baronin und Fräulein von Dussa saßen wieder friedlich im Wohnzimmer bei der Lampe, die Baronin strickte ihre pfauenblaue Strickerei, Fräulein von Dussa hatte ihren Kneifer aufgesetzt und ein Buch aufgeschlagen, sie lehnte aber ihren Kopf auf die Lehne des Sessels zurück. Als die Schellen von Egloffs Schlitten von draußen hereinklangen, sagte die Baronin: „Er fährt wieder aus." — „Ja," sagte Fräulein von Dussa. „Er ist jetzt wieder sehr unruhig," meinte die Baronin. — „Sehr unruhig," bestätigte Fräulein von Dussa, dann fügte sie klagend hinzu: „Wenn er die rechte Frau fände." „Ja, wissen Sie denn eine?" fragte die Baronin gereizt. Fräulein von Dussa schüttelte den Kopf. „Diese beiden Mädchen da mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen sind gewiß nicht die rechten." Die Baronin sah von ihrer Strickerei auf und sagte scharf: „Gertrud ist eine Närrin ge=

worden und Fastrade mag ein gutes Mädchen sein, nur schade —"

„Ja sehr schade," wiederholte Fräulein von Dussa und beugte sich auf ihr Buch nieder.

Wilhelm Lentrodt: Wintersehnsucht

Die Schönheit des Winters: weite Schnee- und Eisflächen, bereifte Kiefernforste, das Märchen eines verschneiten Bergwaldes, und in dieser Reinheit, Unberührtheit, in dieser daunenweichen, traumverhängten Stille: die Welt in schönem Schlaf, in holdem Tod.

Ein früher Morgen. Wir waren beträchtlich jünger und kamen von einem etwas dionysischen Feste. Wir gingen durch den frisch gefallenen Schnee. Einige Laternen brannten noch in der westlichen Vorstadt. Unsere Sinne waren von Wein, Musik, Tanz und aufregenden Gesprächen überwach und -fein, empfänglich für die zartesten Farben und all die seltsamen Formen der dämmernden, weißen, stummen Morgenwelt. Wir gingen schweigend nebeneinander, lautlos; unsere Schritte blieben ohne Ton auf der blütenweißen Decke der Erde. Es war so wundervoll um uns, so wundervoll in uns. Wir gingen wissend in lauter Geheimnissen, wunschlos, aller Schwere und Gebundenheit ledig, leicht und frei, doch eins mit der verschleierten Welt, in einem Gefühl sanfter Hingabe, wie völlig bereit, uns hineinzulegen in den weißen Himmelsflaum, uns darein zu wickeln, als wäre es warme Wolle — in dieser vollkommen hauchlosen Stille, in dieser verklärten, leidlosen Ruhe, bereit, die körperliche Sphäre zu verlassen ...

Oder auf dem Schlittschuh über märkische Seen, etwa bei Tegel, in einer frostklaren, klingenden Nacht, unter dem eisigen

Blau des Himmels, unter großen fremden Sternaugen, im Spiel über den grünen Glast des festgewordenen Abgrundes, bei schauerlichem, toddrohendem Krachen der berstenden Eisrinde.

Oder eine Schlittenfahrt in den verstummten Wäldern der Heimat. Am Abend. Man kommt durch stille Dörfer, schaut durch helle Scheiben, sieht in den Bauernstuben die Mädchen am Spinnrad und neben ihnen die Burschen. Man fährt über mondbeschienenes Feld, sieht einen Fuchs durch den Schnee schleichen oder am Waldesrand ein Reh. Man sitzt dann nachher zu Hause am Holzfeuer und wärmt sich behaglich und träumt mit der Zigarre und denkt – an Frühling und Sommer.

Denn trotzdem, trotz aller Schönheit (auch trotz Bachscher Kantaten in der Philharmonie) kommt mir der Winter immer wie ein hoher, kahler Berg vor, ein Berg, den man hinauf muß, um das Land seiner Sehnsucht schauen zu können. Winter ist Zwischenzeit, die große Pause. Erst der Frühling zieht den Vorhang wieder auf, und das eigentliche Leben beginnt wieder. Und schon nach der Wende des Jahres stellt sich die Unruhe ein. Man hat das Gefühl, als wäre man schon auf der Höhe des Berges, und nun müßte es in immer schnellerem Tempo, in fliegender Eile hinabgehen. Aber die Tage sind so kurz und dunkel, lang die Nächte, und die Wochen dehnen sich unendlich. Die Zeit der strengsten Kälte, dann die Zeit der nassen, peitschenden Stürme, Schnee und Regen, bis eines Mittags warm, plötzlich zu warm, die Sonne durchbricht, und man eines Abends im Garten die ersten Singlaute einer Drossel voll zaghafter, scheuer Süße hört.

Da kann es einen dann jäh überfallen mit Macht. Die Sehnsucht packt dich, die alte Sehnsucht nach Frühling und

Sommer, nach Erdenlust und bunter Freude, und du bist wieder jung und träumst von Lerchenmorgen und Nachtigallennächten, heißen, duftenden Mittagen, vom Grün der Frühlingserde und der sprossenden Feldersaat, von den platzenden Blütenknollen des Holunders, von Blütenhecken und -hängen, vom Jungferngrün schmaler Birken, von den langwehenden, silbernen Brautschleiern der Weiden, von Waldanemonen und Veilchen, von Wiesen und Klee und dem summenden, singenden, jauchzenden, rauschenden, brausenden Leben auf der Erde, in den Lüften.

Dann sind die ersten Tage erst nur noch grauer, die Natur wie unbarmherzig entblößt in ihrer Kahlheit, die Bäume wie Skelette, und man geht in fröstelnder Nüchternheit und quälender Unlust, mit erstarrenden Wünschen und frierender Herzwärme.

Wie wäre die Gegenwart oft zu ertragen, gäb es nicht Vergangenheit und deshalb auch Zukunft: lebendige Vergangenheit, fortwirkende, zeugende Vergangenheit, nicht die in Kisten und Kasten, in Särgen, in Mumiengestalt, sondern die in uns auferstandene, immer wieder in uns auferstehende, von uns wiedergeborene, sich in uns immer mehr verklärende: vom Zeitlichen, Persönlichen, allem Zufälligen gereinigt, Geist geworden, Kraft, sicherer Besitz, Rückhalt und Boden der Zukunft: Vergangenheit als Versprechen der Zukunft.

Es war einst Frühling; es war einst Sommer. Es wird deshalb wieder Frühling sein und Sommer werden: ein Blühen, ein Früchtetragen; ein Öffnen der Blumen und Herzen, ein Nehmen und Schenken; Leben in Schönheit, in Fülle, Überschwang und Überströmen — in der Liebe Lust und Schmerz, in der Liebe, die keine Grenzen kennt zwischen Wonne und Tod.

Winter ist Schlaf. Und selbst Tod ist nur ein Übergang, Wandlung, ein Aufgang. Ewig ist die Kraft. Es gibt kein Ende.

Der Inspektor hätte nicht nötig gehabt, mich darauf vorzubereiten, daß Dein Vater mich nicht freundlich empfangen würde. Nicht etwa, weil ich an seiner Stelle gleiche Gefühle gehabt hätte, sondern weil ich seinen Charakter kannte. Im tiefsten Innern unversöhnlich, verzeihe, lieber Kostek, wenn ich dieses Urteil fälle, hatte Zygmunt gewiß niemals daran gedacht, mir zu verzeihen. Allein, ich hätte nicht geahnt, daß er sich mit Rachegedanken trug. Welche Enttäuschung harrte meiner!

Ich sah nichts auf dem Wege zum Zimmer Zygmunts. Meine Augen schienen sich geschlossen zu haben und sich nur einem Gegenstande öffnen zu wollen: Zygmunt.

Die Tür zu seinem Zimmer war nur leicht angelehnt.

Auf mein verlegenes Klopfen antwortete ein heiseres: „Bitte!"

Es war schon dunkel im Zimmer. Ich unterschied einige Sessel und im Hintergrunde ein Bett, auf dem ich Zygmunt vermutete. Ich bedauerte, nicht geradezu gehen und Zygmunt die Hand bieten zu können. Wäre mir das möglich gewesen, so hätte ich sofort meinen besten Trumpf ausspielen und ihn bei dem Verwandtschaftsgefühle packen können, das noch immer in ihm lebendig hätte sein müssen, besonders nach einer so langen Leidenszeit, die alles Natürliche der Seele zur endgültigen Reife bringen muß. Ich nahm dies Ergebnis für sicher an, da es auch bei mir sich hatte feststellen lassen.

Ich sagte, schwer bedrückt, ein wenig ins Gemach hinein: „Guten Abend!"

„Guten Abend!" klang es von der Gegend des Bettes her.

„Bist du da?" fragte ich weiter, in vollster Unfähigkeit, die Wirkung meiner Worte zu berechnen, geschweige denn festzustellen.

„Jawohl, ja, ich bin immer noch zu Bett! Wundert dich das?"

Durch diese eine Frage war ich schon mattgesetzt. Was sollte ich darauf antworten? Mit Gewalt aber drängte ich mich dazu, eine Fortsetzung des Gesprächs zu erzwingen. Und, um etwas zu sagen, was auch etwas anderes sein konnte, sagte ich: „Ja!"

„Mich nicht," antwortete Zygmunt kalt und fast tonlos.

„Warum?"

„Weil ich Esel zu Ärzten habe." Sein Ton wurde wütend. „Sie wollen mich mit aller Gewalt heilen. Und dabei sehen sie doch, daß sie es nicht können. Übrigens, was willst du eigentlich hier! Du mußt doch nicht etwa glauben, daß es mir Vergnügen macht, dich zu empfangen."

„Das habe ich auch nicht erwartet."

„Hättest du mir geschrieben, so hätte ich dir geantwortet, du solltest zu Hause bleiben. Da du dich durch den Inspektor anmelden läßt, kann ich dich nicht durch einen Angestellten vom Hofe weisen lassen. Das geht nicht, besonders nicht, wenn man sich nicht mehr schlagen kann, wie ich."

Das war die ungebrochene Kraft, an der ich mich zu schanden rennen mußte, wenn es mir nicht gelang, sie in milde Weichheit aufzulösen.

„Die Art, wie du mich empfängst, läßt mich mein Kommen wirklich bedauern."

„Ich empfange dich, wie es sich gehört, wie jeden anderen Eindringling."

Bisher hatte Zygmunt gesprochen, wie aus dem Sarge heraus, wie ein sonst unbeweglicher Toter, dem nur zu reden vergönnt wäre. Jetzt hob er sich aus dem Bette auf und sah mich an. Sein Gesicht war tief durchfurcht und verfallen. Das Leiden schien die Augen vorzutreiben, damit sie genauer

sähen, woher das Unglück gekommen war. Zygmunts Kopf begann zu zittern wie derjenige eines hinfälligen Greises. Ein tiefes „Ach!“ entzwang sich seiner Brust. Und seine Blicke bohrten sich aufs neue in mich hinein. Ich fühlte, wie mir der Schweiß auf die Stirne trat. Hätte ich zu antworten gehabt, so wäre es mir noch möglich gewesen, mich zu retten, wenn auch nur hinter ein Wort. Da aber Zygmunt sprach, wie für sich allein, da er mich gewissermaßen als nicht mehr vorhanden erklärte, konnte ich auch nicht einmal entschlüpfen.

Zygmunt schien sich an meiner Angst zu weiden, und meine Verwirrung war so tief, daß ich nicht einmal fertig bekam, mich abzuwenden. Da aber auch ich ein Golubicki bin, fuhr mir bald das Blut ins Auge, und ich mußte mir die Hand in die Tasche stecken, damit mich mein Faustballen nicht zu einer neuen, bedauerlichen Handlung hinriß.

Erst als ich meiner ganz sicher war, fuhr ich mir über die Stirn und sagte: „Ich bin hierher gekommen, um mich zu versöhnen.“

„Das ist ein Gedanke! Zum Versöhnen gehören zwei.“

„Meine Hoffnung bleibt bestehen,“ sagte ich bestimmt. „Du kannst mich nicht so von deiner Schwelle gehen lassen, wie du es jetzt möchtest. Das wäre unmenschlich.“

Zygmunt erhob sich aufs neue im Bette.

Es war schon finster geworden, und ich sah nur noch Umrisse mit zwei glühenden Punkten darin.

Er blieb eine Weile auf den gekrampften rechten Arm gestützt, wortlos, bewegungslos. Plötzlich ließ er sich unter giftigem Lachen in die Kissen zurückfallen, nicht ohne alsbald deutliche Schmerzenslaute von sich zu geben, die eine so beängstigende Stärke annahmen, daß ich mich, von einem ganz natürlichen Mitgefühle getrieben, an das Bett begab, um Zygmunt, wenn es ginge, zu helfen.



Siegfried Trebitsch,
der Verfasser von
„Gefährliche Jahre"



Jakob Wassermann,
der Verfasser von
„Das Gänsemännchen"



Adolph Wittmaack,
Fischers Romanbibliothek:
„Konsul Möllers Erben"



Alfred Wolfenstein,
der Verfasser von
„Die gottlosen Jahre"



Kaiser Rudolf II

Aus „Wassermann, Deutsche Charaktere und Begebenheiten“

„Laß das nur," sagte er, sich zusammenraffend. „Es ist schon vorbei. Wann werde ich das endlich loswerden!"

Ich war mir erst jetzt bewußt geworden, daß ich Zygmunt berühren wollte, und ich legte mir Rechenschaft davon ab, was daraus hätte entstehen können, wenn ihn plötzlich die Wut befiel. Ich zog daher den Rest meiner Bewegung so schnell wie möglich zurück, und dieser körperliche Anstoß brachte mein Gemüt in die Sicherheit des Abwartens.

Zygmunt wimmerte eine Weile weiter und fluchte dazwischen.

Ich saß still da und schloß jeden Antrieb zur Bewegung aus. Zygmunt schien ganz seinen Schmerzen hingegeben zu sein. Er sah nicht mehr nach mir. Bald klingelte er mechanisch und befahl: „Licht!" Das Dienstmädchen brachte eine Lampe, deren Flamme durch einen dicken Schirm abgeblendet war.

Erst jetzt konnte ich sehen, wie entsetzlich Zygmunt aussah. Was war aus diesem schönen Manne geworden! Das also blieb von jemandem, auf den Krankheit, Not und Leiden sich niedergeschlagen haben! Seine Wangen waren hohl. Zwischen den Mundwinkeln und den Nüstern hatten sich tiefe Furchen gegraben, über denen der Schnurrbart zu grauen begonnen hatte.

Welch ein Bild des Jammers enthüllte sich da meinem zweifelnden Auge!

Erst unter diesem Eindrucke kam ich zur vollen Empfindung des Unglücks, das ich angerichtet hatte, und ich konnte mich nicht einmal so weit aufraffen, um mich mit dem sogenannten Schicksale zu trösten. Ich hatte leichtsinnig mit dem Schicksale gespielt, und meine Trauer hatte plötzlich so sehr meine Gedanken versteift, daß ich nicht einmal mich darauf berufen konnte, wie sehr es mich zum Spiele herausgefordert hatte. Aber wahrscheinlich hätte ich auch diesen Gedanken ganz zurückgewiesen, da er mir den Genuß meiner

Reue gestört hatte. Ich hatte mich auf Buße und Abbitte nach vielem Ringen mit meinem Stolze vorbereitet. Den Weg dorthin hatte ich als den guten erfunden. Nichts sollte sich mehr vor mir aufstellen und mich daran verhindern, ihn bis zu Ende zu gehen. Ich war, ich blieb schuldig und ich war es, blieb es, weil ich es sein und bleiben wollte.

Robert Michel: Muharrem

Der verwaiste Muharrem, den Nurija vor Jahren auf seinem Rückweg von Mekka in Trebinje mitgenommen hatte, um ihn für seine Dienste zu erziehen, hatte in Nurija einen väterlichen Dienstherrn und in Adem Jazvin einen Freund gefunden. Muharrem konnte nicht gleich den Kindern des Dorfes in die Schule zum Hodscha kommen, weil er mit den Schafen auf die Weide gehn mußte; aber an den Abenden nahm Adem den Knaben zu sich und lehrte ihn alles, was er tagüber die Schulkinder gelehrt hatte.

Auch als Muharrem schon erwachsen war, entzog ihm Adem nicht seine Fürsorge. Einmal war von dem Hodschahaus der Kamin herabgefallen, und Adem bat den jungen Muharrem, er möge den Schaden wieder gut machen: Muharrem baute aus Steinen und Lehmerde einen neuen Rauchfang mit einem zierlichen Dach, der dem Hodscha außerordentlich gefiel. Auf das Zureden Adems hin errichtete Muharrem auch auf anderen Häusern des Dorfes neue Kamine; nie aber baute er sie einander gleich, sondern bei jedem Bau ließ er seine Einbildungskraft frei walten, so daß unter seinen Händen aus Stein und Lehm Gebilde entstanden, die man früher auf Dächern nie gesehen hatte. Aber nach dem einmütigen Urteil aller Dorfbewohner paßte jeder einzelne Kamin vortrefflich gerade zu

dem Dach, für das er gebaut war, und die Bewohner der Häuser, auf denen Muharrems Rauchfänge standen, waren voll Lobes über ihre gute Wirkung.

Nurija, den die Geschicklichkeit Muharrems bei diesen Arbeiten überraschte, zog ihn nun auch häufig zur Nachhilfe in seinen Steinmetzarbeiten heran. So hatte Muharrem die beste Aussicht, in zwei verschiedenen Handwerken tüchtig zu werden. Es entstand damals ein förmlicher Wettstreit zwischen Adem Jazvin und Nurija Sekirija. Je mehr Nurija den Jungen für die Steinmetzerei gewinnen wollte, desto mehr förderte der Hodscha seine Tätigkeit als Erbauer von Rauchfängen. Durch günstige Verbindungen wußte ihm Adem zahlreiche Aufträge in den umliegenden Ortschaften zu verschaffen; ja selbst in Mostar tauchten da und dort die absonderlichen Gebilde Muharrems auf den Steindächern auf und wurden sogar vielfach nachgeahmt. Freilich waren diese Nachbildungen dem Auge nicht so gefällig wie Muharrems Kamine, und vor allem waren sie nicht so haltbar. Denn Muharrem hatte auf einem Hügel bei Mostar im Tal der Radobolje, wo der alte christliche Friedhof liegt, eine pulverige dunkelgraue Erde gefunden, die er dem Lehm beimischte, wodurch der Bau außerordentlich fest und widerstandsfähig wurde. Muharrem kam auf diese Weise zu Ruf und auch zu Geld. Trotzdem wäre es ihm nicht eingefallen, den Dienst bei Nurija aufzugeben; er hütete nach wie vor die Schafe und fand daneben hinlänglich Zeit für seine Arbeiten.

Auch heute hatte Adem wieder einen Auftrag für Muharrem. Er hatte letzthin einer Bäuerin unten im Tale versprochen, daß ihr Muharrem ohne Bezahlung einen Rauchfang auf das Haus setzen werde.

Wenn man vom Dorf den steilen Bergweg längs des Baches hinabstieg, bis dorthin, wo der Bach in die Narenta

und der Steig in die Straße nach Mostar einmündete, stand da eine armselige Hütte, in der eine alte christliche Bäuerin, die Jelena, mit ihrer Tochter Katica wohnte. Neben dieser Hütte über der Einmündung des Baches schwebte eine zierliche Wassermühle, die der Jelena einige Groschen eintrug, denn sie überließ sie fallweise fremder Benützung gegen geringes Entgelt. Übrigens hatte Jelena auch eine kleine Schafherde, die sie von ihrer Tochter Katica hüten ließ. Im Hause der Jelena traf Adem Jazvin allmonatlich einmal mit einem befreundeten Hodscha aus Mostar zusammen; bei dem schwarzen Kaffee, den ihnen die Jelena vorsetzte, tauschten die zwei greisen Geistlichen alte Erinnerungen aus und allerlei Gedanken. Aus Erkenntlichkeit für die Gastfreundschaft wollte ihr nun Adem über das verrußte Dachloch einen ordentlichen Rauchfang bauen lassen.

„Geld wird bei der alten Jelena natürlich keines zu holen sein,“ schloß Adem die Mitteilung des neuen Auftrages.

Muharrem machte eine abwehrende Bewegung; dann fügte er hinzu: „Lehmerde finde ich dort im Narenta-Ufer und Steine gibt's genug; da wird die Arbeit nicht beschwerlich fallen.“

In diesem Augenblicke kam ein halbwüchsiger Bursche und brachte auf einer Tasse eine große Kanne schwarzen Kaffees und eine kleine Schale, in der einige Stückchen Zucker waren. Es war der junge Hassan, ein Sohn des Nachbars Šeho, aus dessen Hause der Hodscha täglich den schwarzen Kaffee zu seiner Mittagsmahlzeit geschickt erhielt. Hassan legte die Hand an die Brust, verneigte sich ehrerbietig vor dem alten Hodscha und stellte die Tasse vor ihm in das Gras. Adem dankte ihm und gab ihm Grüße für seinen Vater mit. Als sie wieder allein waren, brachte Muharrem auf Adems Geheiß eine zweite Schale aus dem Haus, und nun tranken sie gemeinsam den Kaffee.

Adem fragte den Muharrem: „Du weißt es wohl schon,

daß Hassans Bruder, der lange Muzir, aus Amerika zurückkommen wird?"

„Ja, ich weiß es. Auch Božko Boro kommt mit ihm zurück. Mir hat der Vater Boro einen Brief von ihm mitgegeben, daß ich ihn der alten Milja ins Spital in Mostar überbringe."

Adem Jazvin hatte heute im Sinn, Muharrem mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er das Amt des Muezzins übernehmen könnte. Und dorthin, wenn auch auf Umwegen, wollte er das Gespräch lenken: „Siehst du, Muharrem, die zwei sind in Amerika nicht glücklich geworden. Die Sehnsucht treibt sie wieder heim. Keiner von denen, die die heimatlichen Berge jemals verlassen haben, um irgendwo draußen das Glück zu finden, ist wirklich glücklich geworden. Vielleicht gibt es dort draußen in der Welt, wo die übergeschäftigen Menschen leben, gar keine Möglichkeit zu einem wahrhaften Glück. Sie wollen alles erjagen, auch das Glück, und das geht nicht. Sogar das Wissen erjagen sie. Man soll ja jeglicher Wissenschaft nachstreben; selbst Mohammed gebietet: Suche die Wissenschaft und sollte es auch in China sein. Aber ich glaube, diese Menschen in den großen Städten wissen alles nur mit dem Kopf; mit dem Herzen indessen wissen sie nichts. Und man muß vor allem mit dem Herzen wissen, sonst weiß man überhaupt nichts. Gerade in Hinblick auf deine Zukunft hab ich in den letzten Jahren oft und oft darüber nachgedacht, ob ich dir mit voller Überzeugung raten könnte, hier in unserm Dorfe zu bleiben oder hinauszugehen in die Welt. Seither bin ich dem Grabe um vieles näher gekommen, und vieles ist mir jetzt klar, was ich früher auf keine Weise ergrübeln konnte. Siehst du, heute würde ich dir auch in jedem beliebigen armen Bergdorf unseres Landes raten, daß du für immer daheim bleiben sollst; auch in einem Dorf ohne Bäume und Bach, wo die Leute jeden Trunk mühsam aus einer Zi-

sterne schöpfen müssen, oder gar im Sommer das Wasser von weit her in Tierfellen tragen müssen. Wie anders ist man aber in unserem Dorfe begünstigt. Wenn ich in früheren Jahren im Koran die immer wiederkehrende Verheißung des Himmels las, daß uns da paradiesische Gärten erwarten, durcheilt von Bächen, da dachte ich etwa an die Gärten im Tal der Radobolje bei Mostar, oder meine Einbildungskraft zeigte mir Dinge, die nicht von dieser Welt sind: jetzt aber, wenn ich im Koran auf eine dieser Stellen stoße, geht mein Verlangen keinem anderen Bilde nach als dem, das du hier rings um dich siehst. Fürwahr, hier der obere Teil des Dorfes der Džamija auf diesem ebenen Boden, den offenbar der Bach einmal angeschwemmt hat, ist wie ein Ausschnitt aus dem künftigen Paradies. Wir haben einen Bach, dessen Wasser das köstlichste Getränk ist, und Bäume haben wir und Gärten; wenn sie auch klein sind, unsere Gärten — dafür ist der Ausblick auf das Tal und auf die Berge schöner, als Worte sagen können."

Adem war so angeregt von dem, was er sprach, daß er sich lebhaft zum Sitzen aufrichtete. Er zog die Beine unter sich und blickte wie im Nachgenuß seiner Worte rings um sich. Dann schlürfte er an dem duftenden Trank in der Schale, und seine Augen blickten dabei an den schlanken Pappeln empor. Auch nachdem er die Schale abgesetzt hatte, blickte er noch immer zu den Wipfeln der Bäume, nachdenkend, wie er das Gespräch zum Ziele führen sollte: „Siehst du, Muharrem, jedes Jahr hab ich dich auf diese Pappeln hinaufgeschickt, daß du die Äste bis hoch hinauf abschneidest. Wir sagten, daß wir das Holz gut brauchen können und daß die Pappeln um so besser in die Höhe gehen werden. In der Tat stehen sie jetzt da wie langgestielte Blumen. Jene Gründe aber waren nur ein Vorwand — in Wirklichkeit war es der Wunsch meines Herzens, dich in Höhen zu sehen; hauptsäch-

lich deshalb förderte ich auch deine Kaminarbeiten. Aber erst heute ist es meinem Verstande klar geworden, woher mir dieses Verlangen kam, deine Arbeit in die Höhen zu lenken. Erst heute, als ich Nurija sagte, daß er mit seiner Stimme eigentlich Muezzin werden müßte, erst da erkannte ich, daß ich, ohne dessen bewußt zu sein, auch dich zu diesem Amte erzog. In diesen Höhen muß dir ja manchmal von selbst die Lust gekommen sein, Gott zu preisen."

Als Muharrem diese Worte hörte, wurde er bestürzt und traurig. Es schien ihm der Augenblick gekommen zu sein, da er das langgewahrte Geheimnis seiner christlichen Abkunft nicht weiter verbergen konnte. Oft hatte er schon daran gedacht, den Hodscha zu bitten, daß er seinen Übertritt zum Islam bewirke, da er doch in den Bräuchen dieser Religion aufgewachsen und dem Glauben seiner Eltern völlig entfremdet war. Aber noch nie war ihm die Entscheidung so dringend erschienen. Jetzt mußte er endlich vor Adem das Geständnis ablegen und seinen Rat erbitten. Tränen traten ihm in die Augen, als er zu sprechen begann. Adem, der seine Bewegung sah, wehrte ab: „Du sollst dich nicht gleich entschließen. Prüfe dich erst einige Tage selbst, ob es wirklich mit deinen Wünschen übereinstimmt, daß du dieses Amt im Dienste Allahs annimmst." Da schwieg Muharrem, und sein Geheimnis blieb in ihm, drückender als jemals früher.

Maria Seelhorst: Ausklang

Es hatte sich manches geändert in Sagittas Leben, nur nicht in dem von Ulrike gedachten Sinne.

Sie wurde noch ebenso geliebt, noch ebenso verwöhnt nach zehnjähriger Ehe von ihrem Gatten wie damals von ihrem Bräutigam.

Sie ließ sich lieben — noch immer verhielt sie sich passiv und ängstlich zu dem lauten Leben.

Sie war leider fürchterlich reizbar.

Liebe jedoch arbeitete, dachte und handelte für sie.

Auf andere Weise wäre es wohl auch gar nicht möglich gewesen, durch die Jahre hindurch zu kommen — denn schwer trug Sagitta am Leben.

Ihr Gemüt neigte zur Verdüsterung, ihre Gesundheit war zart geblieben seit damals.

Sie glich einer Treibhauspflanze. Jede Veränderung in ihrem Leben wurde von ihr und von ihren Angehörigen wie eine Gefahr angesehen.

Drei Knaben hatte sie zur Welt gebracht, aber kaum geboren, wies sie sie in eine gewisse Entfernung von sich.

Jede Entbindung brachte ihr eine schwere Niederlage, die Kinder kamen unter die Obhut der Pflegerin, und wenn endlich die Mutter sich erholt hatte, war ihre Erziehung eingeteilt und geregelt.

Sagitta sah zu, mit mäßigem Interesse, zufrieden, wenn ihr Eingreifen nicht gefordert wurde.

Zuweilen erholte sie sich, es kamen glücklichere Zeiten, wo sie rosig und frisch war und fröhlich in ihrer immer ein wenig bewölkten Art.

Sie verteilte ihr Lächeln, ein paar Zärtlichkeiten — ihr Mann nahm sie entgegen wie königliche Geschenke.

Er vergötterte sie.

Die ganze Familie war zu den Ferien in Bertramshof versammelt — Sagitta verbrachte den Hauptteil des Jahres hier — fern von dem lauten Berlin und mit ihr ihre zwei jüngeren Knaben — der Älteste sowie ihr Gatte wurden durch Schule und Beruf sonst in der Stadt festgehalten.

Die Schliepacke lebte bei Sagitta. Winzig und leicht wie

ein vergilbtes Rosenblatt schwebte sie noch immer in ihrer lautlosen Art durch das Haus, alles wissend, alles sehend — für alle besorgt.

Nachdem sie die alte Frau Dietze in einer langen Krankheit gepflegt und ihr, der zähen Liebhaberin des Lebens, beigestanden hatte im Tode, übernahm sie Sagitta und deren Haushalt.

Es war am Spätnachmittag, die Stunde, in der den Kindern erlaubt war, ein bißchen bei der Mutter zu verweilen — wenn sie sich, und das war nicht immer der Fall — kräftig genug fühlte, ihre gesunde Lebhaftigkeit zu ertragen.

„Sieh mal, Mutti" — der siebenjährige Bob lehnte sich mit dem ganzen schlanken Körper über den Tisch, „sieh mal, hier schlachten sie den armen Mann!"

„Bob, um Gottes willen, was sagst du da wieder. Zeig mal! Woher hast du das Buch?"

Sagitta runzelte die Stirn.

„Laß man, Muttchen, er hat natürlich keine Ahnung," bemerkte der ältere Otto.

„Wem gehört das Buch?"

Otto schlenkerte in einiger Verlegenheit mit den Armen.

„Oh — nur mir," sagte er gedehnt, „ich habe es bloß von dem Kantorjungen gekauft."

„Gekauft? Woher hast du denn Geld?"

Die Mutter sah böse aus, Otto wußte schon, solche Verhöre kamen manchmal ganz plötzlich, er lachte ein bißchen ängstlich.

„Wir sagen kaufen. — Ich gab ihm Pflaumen. Aber er hat mich reingelegt.

Es ist alles nicht wahr," fügte er weise und erklärend hinzu.

„Siehst du, die Tibetaner sind gar keine Wilden — den Mann schlachten sie nicht, schlachten sagt überhaupt nur Bobi. Er hieß auch gar nicht Vonlorn, sondern er hieß Vonlanden und denk mal, Mutti, Karl sagt, manchmal war er in Bertramshof, aber dann ist er fort nach Asien und dort."

„Geschlachtet," beharrte Bob.

„Nein er hat sich selbst —"

„Still Kinder, ich bitt euch," rief die Schliepacke, „ihr tut uns weh — Mutti und mir — denkt mal, wenn ich erzählen wollte, einem Freund von euch sei es so ergangen. Und er war unser Freund — nein, nein, Sagitta, schüttele nicht den Kopf — wenn er auch zuletzt so unbegreiflich war und spurlos verschwand, so rätselhaft aus unserem Leben — er war doch gut. Und nun ist er tot — so oder so — wer weiß, was er gelitten, man muß den Zorn vergessen. So viel Gutes und Interessantes war in ihm."

Die Knaben rissen sich schreiend um das Buch.

Sagitta hatte sich erhoben: „Ich habe Ihnen ein für alle Mal verboten, den Kindern aufregende, abenteuerliche Bücher und Bilder in den Händen zu lassen," sagte sie zu der Erzieherin gewandt, dann ging sie ins Haus.

Als ihr Mann gegen Abend von seinem Spazierritt heimkehrte, lag Sagitta zu Bett mit Kompressen auf Kopf und Herz.

Sie hatte eine ihrer unerklärlichen, nervösen Krisen, die sich in stundenlangem Weinen lösten.

Es waren keine guten Tränen, die Sagitta weinte, nichts Erlösendes enthielten sie — nein es waren zornige, anklagende Tränen, noch immer voll Bitterkeit flossen sie um vergebliche Liebe, um den Raub einer harmlosen Jugend. Ihr Herz hatte vergessen, daß es einen Helden geliebt hatte und es fühlte nicht die versöhnende Wehmut, die dem hätte gelten

können, der erlöst von allen Schlacken des kleinlichen Lebens irgendwo im Sande der Wüste verschüttet oder eingehüllt vom Schnee hoher Berge nun ruhte, zurückgekehrt in die Heimat seines großen Geistes.

Jakob Wassermann: Zwischen den Schwestern

Eines Morgens kehrte Gertrud vom Markt zurück und trug schwer an ihrem Einkaufskorb. Als sie ins Haus trat, hörte sie, daß Daniel spielte. Sie hörte sogleich, daß es kein Phantasieren war, sondern ein zusammenhängendes Gebilde, dessen Töne ihr unbekannt waren.

Während sie die Stiege hinauf ging, spürte sie kaum mehr die Schwere des Korbes, und oben schlich sie in die Wohnstube und lauschte. Aber es zog sie näher und näher ans Klavier; Daniel merkte es nicht, als sie in sein Zimmer trat und sich auf einen Stuhl setzte: er war ganz versunken und wandte den wunderbar erfüllten Blick nicht ab von den beschriebenen Notenblättern auf dem Klavier.

Es waren die Entwürfe zur „Harzreise im Winter". Seit anderthalb Jahren, seit er sie in Ansbach niedergeschrieben, hatte er sie liegen lassen und nicht mehr daran gearbeitet. Plötzlich war das Feuer wieder aufgeflammt, und in Schöpferglut konnte er das Unverbundene binden, das Angedeutete gestalten.

Immer wieder begann er einen Teil von neuem und suchte Brücken, bald hier, bald dort, griff zum Bleistift, schrieb Noten hin, suchte wieder, sang und lächelte sonderbar irr und beglückt, wenn auf den Blättern ein Motiv in abgerundeter Form erschien. Und Gertrud wurde noch näher gezwungen; in ihrer Ergriffenheit kauerte sie sich dicht neben ihm auf den

Boden, am liebsten hätte sie in das Instrument hineinkriechen mögen, um ihre ganze Seele in den Saiten mit austönen zu lassen, und als Daniel geendet hatte, legte sie ihre Stirn auf seinen Schenkel, und ihre heißen Hände langten nach ihm empor.

Daniel erschrak, denn er erinnerte sich einer Stunde, wo ein anderes Weib die Stirn auf seinen Schenkel gelegt hatte, und da fiel plötzlich sein Blick an die Wand, dorthin, wo die Maske der Zingarella hing. Er ward sich des Zusammenhangs nicht bewußt, hier war keine Brücke, zu verschieden war das Antlitz von seinem Urbild, aber mit einem leisen Schauer ahnte er doch rätselvolle Verknüpfungen und glaubte einen Herüberruf von jenseitigen Gestaden zu vernehmen.

Still legte er seine Hand auf Gertruds Haar, und ihr war es, als habe sie damit sein Versprechen erhalten, daß dieses Werk ihr zu eigen gehöre, daß er es für sie schuf, es aus ihrem Herzen genommen habe und ihrem Herzen zurückschenken werde.

Der Musikalienhändler Zierfuß hatte Karten zu einem Konzert geschickt. Daniel mochte nicht gehen, und so bat Gertrud ihre Schwester, daß sie mit ihr gehen solle. Daniel holte die beiden vom Konzert ab.

Da sagte ihm Lenore auf der Straße, daß sie am Nachmittag einen für ihn bestimmten Brief mit dem Londoner Poststempel bekommen habe.

„Von Benda?“ fragte Daniel rasch.

„Die Schrift ist Bendas Schrift,“ erwiderte Lenore. „Ich wollt ihn dir eben bringen, da hat mich Gertrud abgeholt. Warte vorm Haus, dann bring ich ihn herunter.“

„So iß mit uns zu Abend,“ forderte Gertrud die Schwester auf und sah Daniel unsicher an.

„Wenn's Daniel recht ist —?“

„Keine Flausen, Lenore, es ist mir recht,“ sagte Daniel.

Eine Viertelstunde später saß Daniel bei der Lampe und las Bendas Brief.

Zuvörderst teilte ihm der Freund mit, daß er sich an einer wissenschaftlichen Expedition beteiligen werde, deren Arbeitsfeld das Kongogebiet sei und die sich gleichsam im Kielwasser der zur Aufsuchung Emin Paschas ausgerüsteten Stanleyschen Expedition halten werde.

„Dieser Brief ist also ein Abschiedsbrief, mein lieber Freund, es gilt einen Abschied für Jahre, vielleicht fürs Leben. Ich fühle mich wie neu geboren. Ich habe wieder Augen, und die Ideen, die mein Hirn hervorbringt, sind nicht mehr zum Erstickungstod im Morast der verbrüderten Sippe verurteilt. Die Arbeit im Laboratorium einer gigantischen Natur wird mich die erlittene Niedertracht und Ungerechtigkeit vergessen lassen; Hunger und Durst, Krankheit und Gefahren sind leichter zu ertragen als die Wirkungen jener zivilisierten Laster, die den Körper schonen, indes sie Seele und Geist verderben."

Weiterhin hieß es: „An die Heimat binden mich nur noch zwei Menschen, meine Mutter und Du. Vergegenwärtige ich mir Dein Bild, so kommt eine stolze Stimmung über mich, und jede Stunde, die wir zusammen verbracht haben, ist meinem Gedächtnis unverwischbar eingeprägt. Aber es gibt da einen heiklen Punkt, einen Gewissenspunkt; nenn es meinetwegen einen Span, nenn es, wie Du willst, faß es auf, wie Du willst, ich hab mich nun einmal donquijotisch festgerannt und muß den Posten verteidigen."

Kopfschüttelnd las Daniel weiter. Von seiner Verheiratung wußte Benda noch nichts. Er schien sogar nicht einmal zu wissen, daß Daniel und Gertrud verlobt gewesen. Oder wenn er es gewußt hatte, schien er es vergessen zu haben. Oder wenn er es nicht vergessen hatte, schien ihm das Vergessen wünschenswert.

Daniel traute seinen Augen nicht, als er zu der Stelle

kam: „Meine größte Angst war stets, Du könntest an Lenore vorübergehen. Ich war zu feig, diese Angst zu äußern, und diese Feigheit hab ich mir ohne Unterlaß zum Vorwurf gemacht. Jetzt, da ich scheide, soll es nicht mit dem Gefühl eines Versäumnisses geschehen."

Ums Himmels willen, dachte Daniel, was tut er mir an!

„Ich habe es oft im stillen bewundert, es war wie die Befriedigung bei einem chemischen Experiment, wenn die Reaktion der Stoffe sich in der erwarteten Weise vollzieht: was sie spricht, ist Dein Wort, was Du empfindest, ist ihr Gesetz."

Er sieht Gespenster, bäumte sich Daniel auf, verwirrt mir meinen Faden. Wozu? wozu?

„Sei nicht achtlos! Zerstampf mir nicht die wunderbare Blüte! Das Mädchen ist von seltener Art, von der seltensten. Man braucht das ganze Herz mit seiner ganzen Güte, um sie zu ahnen und zu fassen. Kommen meine Worte aber zu spät, so zerreiß dieses Blatt und denk es aus Deinem Geist und aus der Welt wieder fort."

„Komm und iß, Lenore!" sagte Gertrud, die mit einer Schüssel voll marinierter Heringe ins Zimmer trat.

Lenore saß auf dem Sofa und blickte Daniel, der in Gedanken versunken war, forschend an.

Daniel schaute empor und betrachtete die beiden, als seien sie Gestalten einer Halluzination. Die eine im rostbraunen Kleid, die andere im dunkelblauen, wie Moll und Dur. Nebeneinander stehend beide, und doch so fern voneinander, die Endpunkte seiner Welt.

„Was schreibt denn Benda?" fragte Gertrud zaghaft.

„Denkt euch nur, er geht nach Afrika," antwortete Daniel mit einer Stimme, als löge er. „Kurios, nicht wahr? Zur Stunde ist er vielleicht schon auf dem Meer."

Während in seiner Miene die Furcht war, als könnten die sich nähernden Schwestern erraten, was er von dem Inhalt des Briefes verschweigen mußte, las er vor, was er mitteilen durfte.

„Warum liest du denn nicht weiter?" erkundigte sich Lenore, als er abbrach.

Sie beugte sich über den Tisch, um wißbegierig in den Brief zu schauen, dabei verwickelten sich ihre Haare in der Metallverzierung der Hängelampe. Gertrud erhob sich, um sie zu befreien.

Daniel hatte die Hand über den Brief gelegt und schaute Lenore drohend an. Das gefesselte Mädchen, seinem Blick begegnend, kämpfte zwischen Lachen und Verdruß, und es war ihm unbehaglich, ihre Augen so nah vor sich zu sehen.

„Weißt du nicht, daß sich das nicht paßt?" fragte er. „Wir haben vielleicht ein Geheimnis, Benda und ich."

„Ich hab gedacht, Benda läßt mich grüßen," erwiderte Lenore und errötete beschämt.

Da hielt Daniel den Brief über den Zylinder der Lampe, wartete, bis er Feuer fing, und warf ihn dann auf den Boden, wo er verbrannte.

„Es ist schon spät, der Vater wartet," sagte Lenore, als sie in aller Eile gegessen hatte.

„Ich begleite dich hinüber," erklärte Daniel. Überrascht von so ungewohnter Ritterlichkeit, schaute ihn Lenore an. Er blickte finster drein, und sie verwunderte sich noch mehr. „Ich kann auch allein gehen, Daniel," sagte sie ernst; „brauchst dich nicht zu inkommodieren."

„Inkommodieren, Lenore? Was soll denn das wieder heißen? Bist du auch von der Sorte, die keinen Ton halten kann und das Pedal tritt, wo die Empfindung versagt?"

Lenore schwieg.

„Zieh deinen Mantel an, Daniel," bat Gertrud im Flur, „es weht ein kalter Wind."

Sie wollte ihm den Mantel umhängen, aber er warf ihn ärgerlich auf die Truhe.

Schweigend ging er neben Lenore über den menschenleeren Platz. Sie hatte schon den Schlüssel ins Torschloß gesteckt, da schaute sie bekümmert auf. „Daniel, was ist denn mit dir?" fragte sie. „Wenn ich dich anseh, wird mir angst und bange. Was hab ich denn verbrochen, daß du jetzt immer so häßlich gegen mich bist?"

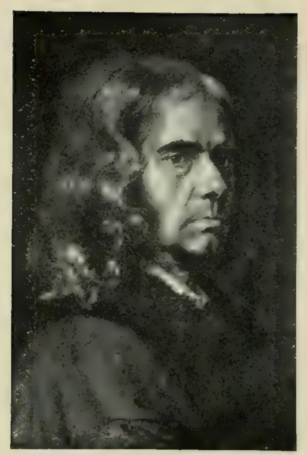
„Laß das, Lenore, ich bitt dich, laß es sein," sagte er mit rauher Stimme. Aber der Blick, den sie auf ihn geheftet hielt, war streng und unerbittlich prüfend, so wenig mädchenhaft, so stark und kühn, daß ihm plötzlich weich ums Herz wurde. „Geh noch ein Weilchen mit mir auf und ab!" bat er.

Lange redeten sie nichts, bis endlich Lenore fragte, was er arbeite. Nur zögernd gab er Bescheid, aber auf einmal flammten die Worte. Er sagte, oft sei ihm zumut, als ringe er in der Finsternis mit Kobolden. Was zu tiefst aus der Seele gequollen, sei so schwer an Laut und Zunge und ersterbe ihm in der Mühe um die Form. Ihm könne nichts gedeihen als das Entrückte, das Erdentbundene, dessen Melodie noch in keiner Menschenbrust Widerhall finde. Deshalb erscheine er oft so haltlos und unglücklich ins Schweifen gewiesen, denn je herrischer die Ordnung sei, unter die er Geist und Phantasie gestellt, je verlorener treibe sein leibliches Teil im Chaos der Werktagswelt. Den Himmel trage er nur als Traum in sich, unter den Menschen sei für ihn die Hölle, Und wie tot alles um ihn liege, ein Kirchhof; sein beherztestes Leben werde allgemach zu Schatten und Ungestalt entfleischt, aber daß er grausam sei gegen die Menschen, spüre er wohl, denn jene lebten ja auch, unschuldiger als er und nützlicher.

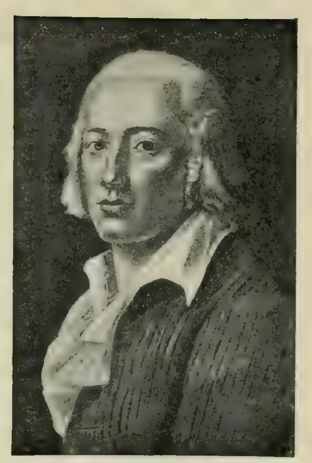


Eberhard Dankelmann

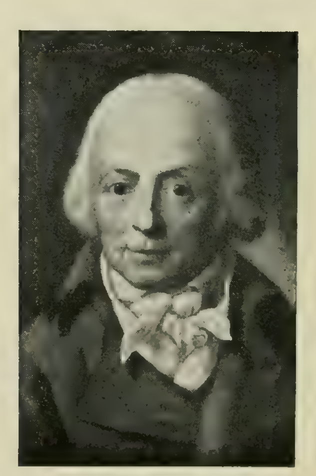
Aus „Wassermann, Deutsche Charaktere und Begebenheiten“



Chamisso



Hölderlin



Bürger

Aus den neuen Bänden der Pantheon-Ausgabe

„Aber du hast doch eine, die dich hält," wagte Lenore einzuwerfen, „du hast doch Gertrud."

Darauf antwortete er nicht. Sie wartete, daß er antworten solle, und als sie begriffen hatte, daß er nicht antworten würde, lächelte sie zu ihm hinüber wie mit einem letzten Versuch, ihn zu einer Bestätigung zu bewegen. Dann schwand die Ruhe aus ihren Zügen; jedesmal, wenn sie an einer Laterne vorbeigingen, drehte sie den Kopf zur Seite.

„Sie ist vor Gott dein Weib," sagte sie endlich leise und mit wundersamer Feierlichkeit.

Daniel horchte bestürzt auf. In den Wind hinein redend, entgegnete er: „Die Oberstimme, Lenore; ein Vogel, der in den Bäumen zwitschert. Vor Gott mein Weib! Aber in den Wurzeln heult der Baß. Ein teuflisches Tremolo; hörst du's?"

Er lachte toll, und sein Gesicht war ihr mit gebleckten Zähnen zugewandt, sie aber packte beschwörend seinen Arm.

Da drückte er die Hand wider die Stirn und sagte: „Der Brief, Lenore, der Brief . . ."

„Siehst du, ich hab's ja gleich gewußt, Daniel, der Brief. Was steht denn in dem Brief?"

„Das kann ich nicht sagen," antwortete er, „sonst purzelt mir die süße Oberstimme in den finstern Baß, da wär's um sie geschehen."

Lenore schaute ihn erstaunt an, so närrisch war er ihr noch nie erschienen.

„Paß' auf," fuhr er fort und legte seinen Arm in den ihren, „ich hab ein Lied komponiert, das geht so." Und er sang zu Versen von Eichendorff eine Melodie von zarter Schwermut. „Weil jetzo alles stille ist und alle Menschen schlafen, mein Seel' das ewige Licht begrüßt, ruht wie ein Schiff im Hafen."

Sie standen wieder bei der Haustüre; aus dem Weilchen waren zwei Stunden geworden, und Lenore sagte ihm gute Nacht.

Ungern stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor. Gertrud saß im Vorplatz auf der Truhe. Mit dem Mantel, den er vorhin von sich geworfen, hatte sie ihre Beine bedeckt, der Rücken war an die Mauer gelehnt, der Kopf auf die Schulter gesunken, und so schlief sie, ohne bei seinem Kommen zu erwachen. Neben ihr auf der Truhe stand die bis aufs Metall herabgebrannte Kerze und flackerte nur noch mit letzten Zuckungen, welche das Antlitz der Schläferin durch rasch wechselnde Schlagschatten fremdartig leidend machten.

„Vor Gott mein Weib," murmelte Daniel, und erst, als die Kerze verlöscht war, weckte er Gertrud auf, und sie gingen in der Finsternis in die Schlafkammer.

Jakob Wassermann: Dankelmann

Der Kurfürst Friedrich von Brandenburg und spätere erste König von Preußen überließ sich am Anfang seiner Regierung völlig der Leitung Dankelmanns, seines ehemaligen Hofmeisters. Eberhard Dankelmann war 1643 geboren; er war ein Fremder, ein Westfale aus der damals noch nassau-oranischen Stadt Lingen, wo sein Vater, der berühmte gelehrte Sylvester, Landrichter war. Die Familie war bürgerlich, hatte aber die Tradition, daß einer ihrer Vorfahren einem deutschen Kaiser durch treue Wachsamkeit das Leben gerettet und dieser ihm mit den Worten: „Danke, Mann" den Ritterschlag erteilt habe. Das Wappen, das dieser Tradition Wahrscheinlichkeit geben sollte, war ein Kranich.

Der junge Dankelmann war eine Art Wunderkind gewesen; er hatte in Utrecht studiert, hatte hier schon in seinem zwölften Jahr eine Disputation gehalten und dann die europäische Turnee durch England, Frankreich und Italien gemacht. Er

war zwanzig Jahre alt, als ihn der Große Kurfürst auf einer Reise nach Holland kennen lernte und zum Lehrer des damals fünfjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm annahm. Zwei Jahre später, 1665, wurde er Titularrat, 1669 Halberstädtischer, 1676 kurmärkischer Regierungsrat, und noch unter dem Großen Kurfürsten Kammer- und Lehnsrat. Zweimal vor Friedrichs Regierungsantritt rettete er dem Prinzen das Leben, 1680 bei dem angeblichen Vergiftungsversuch durch die Stiefmutter, und sieben Jahre darauf bei einem Stickfluß, wo er ihm gegen den Rat der Ärzte eine Ader schlagen ließ und ihn so wieder zum Bewußtsein brachte. Kurz nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn Kurfürst Friedrich zum Regierungspräsidenten in Cleve, und am 2. Juli 1695, bei der Zusammenkunft der sieben Brüder Dankelmann, die alle hohe Ämter im Brandenburgischen bekleideten, bei offener Tafel zum Premierminister mit dem ersten Rang am Hofe. Friedrich setzte die Bestallung eigenhändig auf. Es heißt darin, daß Dankelmann ein vollständiges Exempel ungefärbter Treue, unabläßiger Applikation in der Beförderung der Gloire des Kurfürsten und aller andern, dem Diener eines großen Herrn wohlanständigen Tugenden und Qualitäten sei. In demselben Jahre ließ ihn der Kurfürst mit seinen sechs Brüdern von Kaiser Leopold in den Reichsfreiherrenstand erheben, und der Kaiser gab ihnen zu dem bisher im Wappen geführten Kranich sieben mit einem Ring zusammengehaltene Zepter, „damit deren Posterität aus denen sieben Zeptern die Urheber dieser unserer ihnen erteilten Gnad und Würde als sieben Brüder, welche gleichsamb an einem Ring beisammen halten umbsomehr abnehmen und vermerken können". So das Diplom; und es besagte auch, daß Eberhard Dankelmann den ihm angetragenen Grafenstand abgebeten habe, um mit seinen Brüdern im gleichen Stand zu bleiben. Der Kurfürst verlieh

ihm noch die Erbpostmeisterwürde, die Hauptmannschaft Neufeld an der Dosse und ansehnliche Lehne und Güter.

Er leitete die Finanzen und alle Hauptgeschäfte. Man nannte ihn den Colbert der brandenburgischen Staaten. Er vermehrte die Jahreseinkünfte aus den Domänen um hundertfünfzigtausend Taler. Er regierte mit seinen sechs Brüdern, von denen er der mittelste war. Man nannte diese Regierung der sieben Brüder Dankelmann, die als rechtschaffene Männer im Volk beliebt waren, die Herrschaft der Plejaden oder des Siebengestirns. Der älteste Bruder war Resident im westfälischen Kreis, der zweite außerordentlicher Gesandter beim König von England, der dritte Kammergerichts- und Konsistorialpräsident, der vierte Generalkriegskommissär, der fünfte Kanzler zu Halle und außerordentlicher Gesandter am kaiserlichen Hof und der sechste Kanzler zu Minden.

Dankelmann war ein tüchtiger und verdienstvoller, ein sehr selbstbewußter und gegen den alten Adel sehr stolzer Mann. Er war von tiefmelancholischem Temperament; man hat ihn niemals lachen gesehen. Sein Unglück schwebte dunkel vor seiner Seele, als er noch im höchsten Glücke war. Eines Tages gab er dem Hof zur Einweihung seines neuen Hauses ein Fest. Die Gesellschaft tanzte im großen Saal, Dankelmann befand sich mit dem Kurfürsten in seinem Arbeitskabinett. Mit dem Wohlgefallen eines Kenners betrachtete Friedrich einige Gemälde, die dort an den Wänden hingen. „Das sind schöne Bilder,“ meinte der Kurfürst. „Ach,“ erwiderte Dankelmann mit bitterem Lächeln, „die Bilder und was ich sonst noch Kostbares besitze, wird ja doch einst, bald vielleicht, das Eigentum von Eurer kurfürstlichen Gnaden sein, wenn meinen Feinden gelingt, wonach sie so eifrig trachten, mir die Liebe meines Herrn zu entfremden.“ Da legte der Kurfürst die Hand auf die Bibel und antwortete, der Fall könne sich nie ereignen.

Der Fall ereignete sich aber doch, und zwar nicht ohne Dankelmanns Verschulden. Das Zeremoniell war in jenen Tagen, wo sich alles um die Hofherrlichkeit drehte, die Schlange, die die gescheitesten Köpfe verführte. Dankelmann bezeigte sich gegen seine altadeligen Kollegen hochfahrend, rauh und unfügsam. Er mochte freilich zu tun haben, sich in Positur gegen sie zu setzen. Er verlangte von sämtlichen Ministern der auswärtigen Höfe den ersten Besuch; selbst den regierenden Reichsgrafen wollte er nicht weichen. In die Kirche zu Königsberg, wo der ganze Hof versammelt war, kam er einst zu spät; die Predigt hatte schon begonnen. Sein Nachfolger, der spätere Premier Wartenberg und der Feldmarschall Barfuß sprachen miteinander; Dankelmann fuhr zwischen sie mit den Worten: „Meine Herren, warum heben Sie mir kein Platz auf?" Wartenberg erhob sich und sagte: „Hier ist Platz." Kalt entgegnete Dankelmann: „Es ist Ihre Schuldigkeit, mir Platz zu machen."

Dergleichen gab böses Blut. Im Gefühl seiner Vorzüge nahm Dankelmann auch gegen den Kurfürsten einen feierlichen Ton an, der dem hohen Herrn natürlich zu hoch vorkommen mußte. Er verdarb es auch mit den Damen und brachte die ganze kurfürstliche Familie gegen sich auf. Sein Sturz erfolgte auf echt orientalische Weise. Im Vorgefühl seines Schicksals hatte er seinen Abschied erbeten. Der Kurfürst, der fünfunddreißig Jahre lang um ihn gewesen war, bewilligte den Abschied. Dankelmann blieb in Berlin; noch am Abend des 10. Dezember 1697 erschien er bei Hof, und der Kurfürst unterhielt sich mit ihm aufs freundlichste. In der Nacht darauf erschien der Gardeoberst von Tettau in Dankelmanns Haus in der alten Friedrichstraße, dem sogenannten Fürstenhaus. Er wurde arretiert, seine Effekten wurden versiegelt, und man brachte ihn nach Spandau, später

nach Peitz. Erst zehn Jahre darauf wurde er nebst vielen andern Staatsgefangenen pardoniert; da er Preußen nicht verlassen durfte, begab er sich nach Kottbus, wo er eine halbe Freiheit genoß und zweitausend Taler Pension. Seine sämtlichen Güter wurden ohne Prozeß konfisziert; das Fürstenhaus, Marzahne, Zimmerbude, Groß- und Klein-Quittainen in Preußen, Biesenbruch in der Uckermarck, Umelingen und Schönebeck in der Altmark und die Kohlenbergwerke bei Wettin. Die Familie hat die Güter niemals zurückerhalten. Während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft war nur seine Frau um ihn, die sich ausgebeten hatte, seine Haft teilen zu dürfen. Erst nach Friedrichs Tode erhielt der siebzigjährige Greis eine Ehrenerklärung: König Friedrich Wilhelm ging öffentlich mit ihm zur Kirche.

Alfred Wolfenstein: Gedichte

Mund

Im Wege ist mein Mund mir, wenn ich sprechen will,
Er liegt so sicher und aufdringlich still,
In des Gesichtes Reize ist er zu verstrickt,
Er blickt zu sehr hinaus und wird erblickt,
Ein Fremder ist er, welcher mich genießt,
Mühlos von meinen Worten überfließt,
Und fast nur hört — er spricht fast gar nicht was er spricht
Und macht doch den, der alles tut — und ist fast nicht,
Ist nicht einmal das Tor, — ein Loch, durchschrien
Vom Geist voll Scheu, — ein Zufall, — ja ich hasse ihn —
Der ich mich liebe.

Mühsame Erde

O Gott . . vielleicht sehnt eine Wiese sich nach mir,
Der schreibend den gehäuften Schreibtisch preßt!
Papier
Hält mich, den Menschen, hält mich wirklich fest!

In dieser dünnen Wüste geisterst du,
Mitmenschheit, unmenschliche, fiebrig du vor Zwang,
Dich selber folternd, . . sehnsüchtig nach Ruh . .
Und machtlos wie der Uhr gespannter Gang.

So arbeit ich, arbeitet ihr, um Arbeit dreht
Sich eine leicht geschaffne Welt,
Und das Gestirn in unserm Auge steht
Nicht mehr darüber, . . duldend angestellt!

Wie meine Finger krauchen tierisch grau . .
Wie Schmetterlinge licht sein können . .
Der Feder sangloser Radau . .
Mein Herz wird krank vor Wunsch, hinauszurennen . . .

Begegnungen

Durch Straßen wandernd sehe ich euch an,
Dich Mädchen wünschend, wollender dich Mann,
. . Es gibt so plötzlich blitzende Gesichter,
So innig lichte wie der Nächte Lichter.

Im dicken Strom der unsichtbaren Leute
Wie blinkt ihr auf, ihr sternenhaft durchfreute:
Du mit den Augen tief wie Silber, . . du
Mit Haar, verkündend deines Denkens Ruh.

Und Busen, leicht zweieinig wie der Gang
Der Füße mit dem hell verschlungnen Klang
.. Manchmal bewegen sich mit Inbrunst Hände
Als hülfen sie mir über starrste Wände.

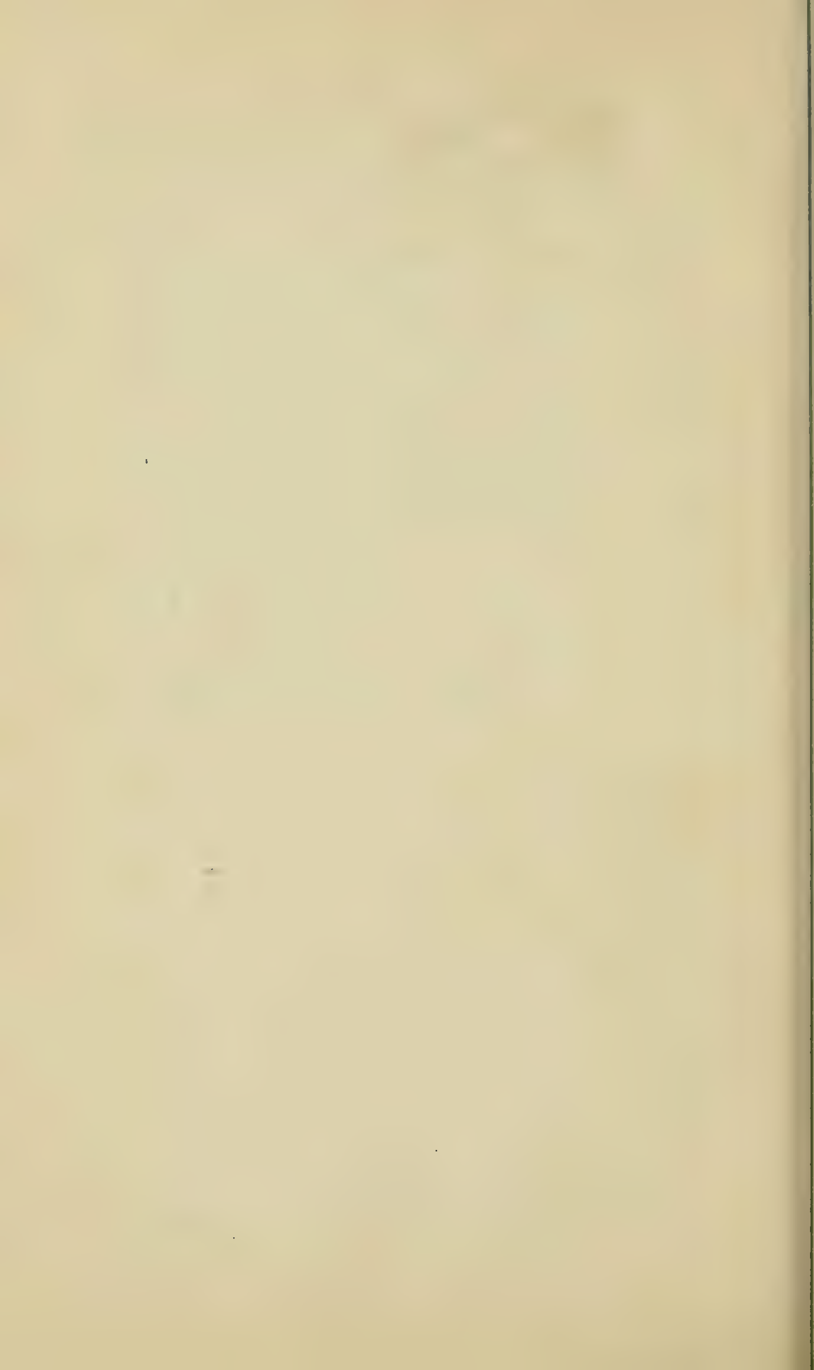
Und Männerlippen breitgeflügelt schweben
Bewußt, wie über einem Schiff voll Leben
.. Und Stirne du, die gerade Grenzen stellt
Zwischen durchstrahltem Geist und stumpfer Welt.

.. Ihr nicht sehr vielen, doch so vollen ihr,
Von andrer Höh, — von gleichem Licht mit mir:
Uns dient die Erde nur, uns selbst zu sehen,
Wir halten recht weit weg ihr drehend Wehen.

Doch bringe ich euch wohl in leise Worte,
— Ich bring euch nicht in meiner Arme Pforte.
Ich komm — ihr kommt — wir treffen uns, — vorbei — —
Es rauscht der Straßen dichtes Einerlei.

III

Bibliographie



Peter Altenberg

Fechsung. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1.—4. Auflage. 280 Seiten. Geh. 4 Mark, Halbpergamentband 5 Mark.

L. Andro

Die Liebende. Novellen. 1.—2. Auflage. Umschlagentwurf von Wilhelm Wagner. 219 Seiten. Geh. 3 Mark, Pappband 4 Mark.

Raoul Auernheimer

Die verbündeten Mächte. Lustspiel aus der Wiener Kongreßzeit. 128 Seiten. Geh. 2 Mark, Halbleinenband 3 Mark.

Hermann Bahr

Der Querulant. Komödie. 163 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., Halbleinenband 3 Mark 50 Pf.

Der muntere Seifensieder. Ein Schwank aus der deutschen Mobilmachung. 151 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., Halbleinenband 3 Mark 50 Pf.

Herman Bang

Sommerfreuden. Roman. 1.—4. Tausend. 192 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., Leinenband 3 Mark 50 Pf.

Henning Berger

Bendel & Co. Ein Chikago-Roman. 1.—3. Tausend. 359 Seiten. Geh. 4 Mark, Leinenband 5 Mark.

Richard A. Bermann

Das Seil. Eine Ehegeschichte. 1.—2. Auflage. Umschlagentwurf von Wilhelm Wagner. 212 Seiten. Geh. 3 Mark 50 Pf., Pappband 4 Mark 50 Pf.

Theophile von Bodisco

Das Kirchspiel von St. Lucas. Roman. 1.—2. Auflage. 296 Seiten. Geh. 4 Mark, Pappband 5 Mark.

Johan Bojer

Ein Mann des Volkes. Roman. 188 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., Leinenband 3 Mark 50 Pf.

Otto Brahm

Kritische Schriften. 2. Bd.: Literarische Persönlichkeiten aus dem neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Paul Schlenther. 445 Seiten. Mit einem Bildnis Otto Brahms. Geh. 5 Mark, Leinenband 6 Mark 50 Pf.

Laurids Bruun

Vom Bosporus bis zu van Zantens Insel. 1.—3. Tauf. 365 Seiten. Geh. 4 Mark, Halbleinenband 5 Mark.

Marie von Bunsen

Im Ruderboot durch Deutschland. (Havel, Werra, Weser und Oder). Mit 16 Abbildungen. 1.—3. Auflage. 251 Seiten. Geh. 5 Mark, Leinenband 6 Mark.

Franz Theodor Csokor

Der große Kampf. Ein Mysterienspiel in acht Bildern. 127 Seiten. Geh. 2 M 50 Pf., Halbpergamentband 3 M 50 Pf.

Emil Faktor

Die Temperierten. Auseinandersetzungen in drei Akten. 85 Seiten. Geh. 2 Mark, Halbpergamentband 3 Mark.

Otto Flake

Die Prophezeiung und andere Novellen. 1.—2. Auflage. 229 Seiten. Geh. 3 Mark, Leinenband 4 Mark.

Theodor Fontane

Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden. Mit dem Bild des Dichters und einer Einleitung von Paul Schlenther. Einbandentwurf von E. R. Weiß. In Leinen gebunden 20 Mark.

1. Bd.: Gedichte. Grete Minde. Schach von Wuthenow. Unterm Birnbaum. LXVIII und 581 Seiten.
2. Bd.: L'Adultera. Cecile. Unwiederbringlich. 653 Seiten.
3. Bd.: Stine. Irrungen Wirrungen. Frau Jenny Treibel. 504 Seiten.
4. Bd.: Die Poggenpuhls. Effi Briest. 456 Seiten.
5. Bd.: Der Stechlin. 454 Seiten.

Grete Gulbransson

Gedichte. Umschlagentwurf und Silhouette von Olaf Gulbransson. 77 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., in Seide geb. 3 Mark 75 Pf.

Gerhart Hauptmann

Der Bogen des Odysseus. Drama. 1.—7. Auflage. 168 S. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Geh. 3 Mark, Pappband 4 Mark.

Max Herrmann

Sie und die Stadt. Gedichte. 102 Seiten. Geh. 3 Mark, Pappband 4 Mark.

Hermann Hesse

Roßhalde. Roman. 1.—20. Auflage. 304 Seiten. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Geh. 4 Mark, Leinenband 5 Mark.

Georg Hirschfeld

Das Kreuz der Wahrheit. Roman. 1.—3. Auflage. 325 Seiten. Geh. 4 Mark, Leinenband 5 Mark.

Arthur Holitscher

Geschichten aus zwei Welten. 1.—2. Auflage. 225 Seiten. Geh. 3 Mark, Leinenband 4 Mark.

Norbert Jacques

London und Paris im Krieg. Erlebnisse auf Reisen durch England und Frankreich in Kriegszeit. 1.—17. Auflage. 212 Seiten. Geh. 1 Mark 50 Pf., Pappband 2 Mark.

Sigurd Ibsen

Robert Frank. Drama in drei Akten. 185 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., Halbpergamentband 3 Mark 50 Pf.

Johannes V. Jensen

Das Schiff. Roman. 1.—4. Tausend. 244 Seiten. Geh. 3 Mark, Leinenband 4 Mark.

Georg Kaiser

Die Bürger von Calais. Bühnenspiel in drei Akten. 108 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., Halbpergamentband 3 Mark 50 Pf.

Europa. Spiel und Tanz in fünf Aufzügen. 167 Seiten. Einbandentwurf von Karl Walser. Geh. 2 Mark 50 Pf., Halbpergamentband 3 Mark 50 Pf.

Ernst Kamnitzer

Die Nadel. Lustspiel in drei Akten. Nach Plänen von Carl Sternheim. 140 Seiten. Geh. 2 Mark, Halbpergamentband 3 Mark.

Bernhard Kellermann

Der Krieg im Westen. Kriegsberichte. 1.—15. Auflage. 218 Seiten. Geheftet 2 Mark, Leinenband 3 Mark.

E. von Keyserling

Abendliche Häuser. Roman. 1.—4. Auflage. 260 Seiten. Geh. 3 Mark 50 Pf., Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Hans Kyser

Charlotte Stieglitz. Schauspiel aus den dreißiger Jahren. 84 Seiten. Geh. 2 Mark, Halbleinenband 3 Mark.

Wilhelm Lentrodt

Das doppelte Gesicht der Gegenwart. Essays. 214 Seiten. Geh. 3 Mark 50 Pf., Halbleinenband 4 Mark 50 Pf.

Julius Levin

Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki. Roman. 315 Seiten. Geh. 4 Mark, Pappband 5 Mark.

Emil Ludwig

Friedrich, Kronprinz von Preußen. Historisches Schauspiel in zehn Bildern. 156 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., Halbpergamentband 3 Mark 50 Pf.

Der Künstler. Essays. 1.—2. Auflage. 302 Seiten. Geh. 4 Mark, Halbleinenband 5 Mark.

Aage Madelung

Mein Kriegstagebuch. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1.—7. Tausend. 205 Seiten. Geh. 2 Mark, Leinenband 3 Mark.

Robert Michel

Die Häuser an der Dzamija. Roman. 1.—2. Auflage. 224 Seiten. Geh. 3 Mark, Leinenband 4 Mark.

Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn. 1.—3. Auflage. 185 Seiten. Geh. 2 Mark, Leinenband 3 Mark.

Friedrich Neubauer

Der Hühnerhof. Eine Komödie. 67 Seiten. Geh. 1 Mark 50 Pf. Halbpergamentband 2 Mark 50 Pf.

Ostpreußische Kriegshefte

Auf Grund amtlicher und privater Berichte herausgegeben von A. Brackmann.

Erstes Heft: Die August- und Septembertage 1914. 91 Seiten. Geh. 1 Mark.

Zweites Heft: Die Fluchtbewegung und Flüchtlingsfürsorge. 119 Seiten. Geh. 1 Mark.

Gabriele Reuter

Liebe und Stimmrecht. 53 Seiten. Geheftet 60 Pf.

Jakob Schaffner

Der Bote Gottes. Roman. Neue wohlfeile Ausgabe. 342 Seiten. Geh. 2 Mark, Leinenband 3 Mark.

Arthur Schnitzler

Der blinde Geronimo und sein Bruder. Novelle. Mit einer Radierung von Ferdinand Schmutzer. 1.—5. Auflage. 72 Seiten. Pappband 1 Mark 50 Pf.

Komödie der Worte. Drei Einakter. Inhalt: Stunde des Erkennens; Große Szene; Das Bacchusfest. 1.—6. Auflage. 193 Seiten. Geh. 2 Mark 50 Pf., Halbleinenband 3 Mark 50 Pf.

Ernst Schweninger

Zur Krebsfrage. 47 Seiten. Geheftet 1 Mark.

Maria Seelhorst

Das Vermächtnis der Marianne Terburg. Roman. 294 Seiten. Geh. 3 Mark 50 Pf., Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Siegfried Trebitsch

Gefährliche Jahre. Schauspiel in drei Akten. 92 Seiten. Geh. 2 Mark, Halbpergamentband 3 Mark.

Jakob Wassermann

Das Gänsemännchen. Roman. 1.—7. Auflage. 606 Seiten. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Geh. 6 Mark, Leinenband 7 Mark 50 Pf.

Deutsche Charaktere und Begebenheiten. Mit elf Abbildungen nach zeitgenössischen Originalen. 1.—4. Auflage. 287 Seiten. Geh. 4 Mark, Halbpergamentband 5 Mark.

Alexander in Babylon. Roman. Neubearbeitete Ausgabe. 4.—5 Tausend. 254 Seiten. Geh. 3 Mark 50 Pf., Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Alfred Wolfenstein

Die gottlosen Jahre. Gedichte. 87 Seiten Großoktav. Geh. 3 Mark 50 Pf., Pappband 4 Mark 50 Pf.

SAMMLUNG VON SCHRIFTEN ZUR ZEITGESCHICHTE

Jeder Band gebunden 1 Mark

1. Band: **Aus den Kämpfen um Lüttich.** Von einem Sanitätssoldaten. 83 Seiten. 1.—9. Tausend.

2. Band: **Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft.** Von Franz Oppenheimer. 84 Seiten. 1.—5. Tausend.

3. Band: **Der englische Charakter, heute wie gestern.** Von Theodor Fontane. 160 Seiten. 1.—7. Tausend.

4. Band: **Preußische Prägung.** Von Lucia Dora Frost. 77 Seiten. 1.—4. Tausend.

5. Band: **Friedrich und die große Koalition.** Von Thomas Mann. 131 Seiten. 1.—25. Tausend.

6. Band: Die Fahrten der Emden und der Ayesha. Von Emil Ludwig. 116 Seiten. Mit 20 Abbildungen. 1.—27. Tausend.

7. Band: In England — Ostpreußen — Südösterreich. Von Arthur Holitscher. 163 Seiten. 1.—4. Tausend.

8. Band: Der deutsche Mensch. Von Leopold Ziegler. 186 Seiten. 1.—3. Tausend.

9. Band: Russischer Volksimperialismus. Von Karl Leuthner. 81 Seiten. 1.—5. Tausend.

10. Band: Die Flüchtlinge. Von einer Reise durch Holland hinter die belgische Front. Von Norbert Jacques. 108 Seiten. 1.—6. Tausend.

11. Band: Zwischen Lindau und Memel während des Krieges. Von Paul Schlenther. 1.—4. Tausend.

12. Band: Deutsche Kunst. Von Karl Scheffler. 1.—4. Tausend.

13. Band: Gedanken zur deutschen Sendung. Von Alfred Weber. 1.–6. Tausend.

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

Jeder Band gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Alice Berend, Die Bräutigame der Babette Bomberling

Laurids Bruun, Die freudlose Witwe

Theodor Fontane, Mathilde Möhring

Gustaf af Geijerstam, Frauenmacht

Gerhart Hauptmann, Bahnwärter Thiel

Hermann Hesse, Knulp. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps

Felix Hollaender, Frau Ellin Röte

Friedrich Huch, Mao
Johannes V. Jensen, Dolores
Selma Lagerlöf, Herrn Arnes Schatz
Hans Land, Staatsanwalt Jordan
Emil Lucka, Isolde Weißhand
Thomas Mann, Das Wunderkind
Arthur Schnitzler, Die griechische Tänzerin
Hermann Stehr, Leonore Griebel
Adolph Wittmaack, Konsul Möllers Erben

PANTHEON-AUSGABE

Jeder Band mit Einleitung und Bildnis

Bürger, Gedichte. Lederband 3 Mark.
Chamisso, Gedichte. Lederband 3 Mark.
Hölderlin, Gedichte. Lederband 3 Mark.

FISCHERS ILLUSTRIERTE BÜCHER

Jeder Band in handkoloriertem Einband 1 Mark 50 Pf.

In der alten Sonne von Hermann Hesse. Illustriert von Wilhelm Schulz. 107 Seiten.

Harmonie von E. von Keyserling. Illustriert von Karl Walser. 91 Seiten.

Tonio Kröger von Thomas Mann. Illustriert von Erich M. Simon. 122 Seiten.

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

Jeder Band gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Hermann Bahr, Theater
Herman Bang, Am Wege
Herman Bang, Die vier Teufel
Herman Bang, Zusammenbruch
Herman Bang, Hoffnungslose Geschlechter
Martin Beradt, Go
Alice Berend, Frau Hempels Tochter
Alice Berend, Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel
Alice Berend, Die Bräutigame der Babette Bomberling
Björnstjerne Björnson, Mary
Laurids Bruun, Van Zantens glückliche Zeit
Laurids Bruun, Van Zantens Insel der Verheißung
Laurids Bruun, Die freudlose Witwe
Anny Demling, Oriol Heinrichs Frau
Theodor Fontane, L'Adultera
Theodor Fontane, Cecile
Theodor Fontane, Irrungen Wirrungen
Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel
Theodor Fontane, Mathilde Möhring
Gustaf af Geijerstam, Pastor Hallin
Gustaf af Geijerstam, Die Brüder Mörk
Gustaf af Geijerstam, Thora
Knut Hamsun, Redakteur Lynge
Otto Erich Hartleben, Die Serenyi
Gerhart Hauptmann, Bahnwärter Thiel
Wilhelm Hegeler, Das Ärgernis
Hermann Hesse, Unterm Rad
Hermann Hesse, Knulp
Georg Hirschfeld, Das Mädchen von Lille
Einar Hjörleifsson, Die Übermacht
Sophie Hoechstetter, Passion
Felix Hollaender, Das letzte Glück

Felix Hollaender, Frau Ellin Röte
Felix Hollaender, Sturmwind im Westen
Friedrich Huch, Geschwister
Friedrich Huch, Mao
Norbert Jacques, Der Hafen
Johannes V. Jensen, Dolores
Hans von Kahlenberg, Eva Sehring
Bernhard Kellermann, Yester und Li
E. von Keyserling, Beate und Mareile
Charlotte Knoeckel, Maria Baumann
Selma Lagerlöf, Herrn Arnes Schatz
Hans Land, Stürme
Hans Land, Staatsanwalt Jordan
Jonas Lie, Eine Ehe
Jonas Lie, Auf Irrwegen
Emil Lucka, Isolde Weißhand
Thomas Mann, Der kleine Herr Friedemann
Thomas Mann, Das Wunderkind
Karin Michaelis, Treu wie Gold
Peter Nansen, Julies Tagebuch
Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden
Gabriele Reuter, Frauenseelen
Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling
Felix Salten, Olga Frohgemuth
Jakob Schaffner, Die Erlhöferin
Jakob Schaffner, Die Irrfahrten des Jonathan Bregger
Arthur Schnitzler, Die griechische Tänzerin
Arthur Schnitzler, Frau Berta Garlan
Hermann Stehr, Leonore Griebel
Emil Strauß, Der Engelwirt
Emil Strauß, Kreuzungen
Leo Tolstoi, Chadschi Murat
Ruth Waldstetter, Die Wahl
Jakob Wassermann, Der niegeküßte Mund
Adolph Wittmaack, Konsul Möllers Erben

PANTHEON-AUSGABE

Die Pantheon-Ausgabe stellt eine Sammlung von Einzelausgaben klassischer Werke dar. Jeder Band enthält eine Einleitung und Erläuterungen und ist mit dem Bild des Dichters geschmückt.

Folgende Bände sind erschienen:

Bürger, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Julius Bab.)

Brentano, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Alexander von Bernus.)

Chamisso, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Julius Bab.)

Chamisso, Peter Schlemihl. (Mit 9 Abbildungen. Einleitung von Thomas Mann.)

Droste-Hülshoff, Gedichte.* (Einleitung und Erläuterungen von Adelheid von Sybel-Bernus.)

Eichendorff, Gedichte.* (Auswahl von Emil Strauß. Einleitung von Kurt Jahn.)

Goethe, Faust I/II.* (Einleitung, Textrevision und Erläuterungen von Otto Pniower.)

Goethe, Gedichte. (Zwei Bände.)* (Einleitung, Textrevision und Erläuterungen von Otto Pniower.)

Goethe, Hermann und Dorothea. (Textrevision und Einleitung von Max Morris.)

Goethe, Italienische Reise. (Drei Bände.) (Einleitung und Anmerkungen von G. v. Graevenitz.)

Goethe, Torquato Tasso. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Otto Pniower.)

Goethe, Werthers Leiden. (Textrevision und Einleitung von Otto Pniower.)

Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen. (Einleitung von Hugo v. Hofmannsthal.)

Hebbel, Gedichte. (Auswahl, Textrevision und Einleitung von Julius Bab.)

Heine, Atta Troll — Deutschland. (Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer.)

Heine, Buch der Lieder.* (Textrevision und Einleitung von Ernst Elster.)

Heine, Romanzero.* (Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer.)

Hölderlin, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Emil Strauß.)

Ibsen, Gedichte. (Einleitung und Erläuterungen von J. Collin.)

Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. (Mit 8 Vollbildern von Karl Walser. Einleitung von Arthur Eloesser.)

Kleist, Michael Kohlhaas. (Textrevision von Otto Pniower. Einleitung von Erich Schmidt.)

Lenau, Gedichte. (Auswahl, Einleitung und Textrevision von Leo Greiner.)

Lessing, Nathan der Weise. (Textrevision von Otto Pniower. Einleitung und Erläuterungen von Albert Köster.)

Moerike, Gedichte.* (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Franz Deibel.)

Rückert, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Oskar Loerke.)

Schiller, Gedichte.* (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Richard Weißenfels.)

Shakespeare, Hamlet. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Rudolf Fischer.)

Shakespeare, Sommernachtstraum. (Textrevision, Einleitung und Anmerkungen von Gregor Sarrazin.)

Uhland, Gedichte.* (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Harry Maync.)

Preis des Bandes in Leder gebunden 3 Mark, in Pergament 4 Mark. Von den mit * bezeichneten Bänden sind Luxusausgaben, auf handgeschöpftem Büttenpapier, erschienen; Preis 6 M in Pergament.

GESAMTAUSGABEN

Björnstjerne Björnson

Gesammelte Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen 15 Mark.

*

Richard Dehmel

Gesammelte Werke in zehn Bänden. Geheftet 30 Mark, in Halbpergament 40 Mark, in Ganzpergament 50 Mark.

*

Richard Dehmel

Gesammelte Werke in drei Bänden. In Leinen 12 Mark 50 Pfennig, in Halbleder 16 Mark.

*

Theodor Fontane

Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden. In Leinen 20 Mark.

*

Gustaf af Geijerstam

Gesammelte Romane in fünf Bänden. Geheftet 12 Mark, in Leinen 15 Mark.

*

Otto Erich Hartleben

Ausgewählte Werke in drei Bänden. Geheftet 8 Mark, in Pappbänden 10 Mark, in Ganzpergament 15 Mark.

*

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke. Gesamtausgabe in sechs Bänden. In Leinen 24 Mark, in Halbleder 30 Mark.

Hugo von Hofmannsthal

Die prosaischen Schriften gesammelt in vier Bänden. Jeder Band geheftet 3 Mark, Pappband 4 Mark, in Ganzpergament 6 Mark.

*

Henrik Ibsen

Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Zehn Bände. Geheftet 35 Mark, in Leinen 45 Mark.

*

Henrik Ibsen

Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen gebunden 15 Mark.

*

Henrik Ibsen

Nachgelassene Schriften in vier Bänden. Geheftet 24 Mark, in Leinen 28 Mark.

*

Peter Nansen

Werke in drei Bänden. In Leinen gebunden 12 Mark.

*

Arthur Schnitzler

Gesammelte Werke. I. Die erzählenden Schriften in drei Bänden. In Leinen 10 Mark, in Halbleder 13 Mark, in Ganzleder 17 Mark.

II. Die Theaterstücke in vier Bänden. In Leinen 12 Mark, in Halbleder 16 Mark, in Ganzleder 21 Mark.

*

Bernard Shaw

Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. Geheftet 10 Mark, in Leinen 12 Mark.

Stefan Großmann, Die Erlösung von der Wissenschaft
Gerhart Hauptmann, O mein Vaterland
Moritz Heimann, Erziehungsfragen
Hermann Hesse, Deutsche Erzähler
Arthur Holitscher, Tagebuch einer Ostpreußenfahrt
Wilhelm von Humboldt, Reisetagebücher 1788/89
Norbert Jacques, Aus den Tagen der Einnahme von Antwerpen
Johannes V. Jensen, Das Schiff. Roman
Alfred Kerr, Aus dem Kriegsbuch eines Hirnwesens
E. von Keyserling, Nicky. Novelle
Karl Leuthner, Russischer Volksimperialismus
Emil Ludwig, Der Durchbruch der Goeben und der Breslau
Freiherr v. Mackay, Das Antlitz des Balkan
Thomas Mann, Gedanken im Kriege
Julius Meier-Graefe, Das Erlebnis
Friedrich Meinecke, Der Weltkrieg
Robert Michel, Die Häuser an der Džamija. Roman
Robert Musil, Europäertum, Krieg, Deutschtum
Gustavus Myers, Das amerikanische Proletariat
Hermann Oncken, Bismarck
Franz Oppenheimer, Die Wurzel des Krieges
Samuel Saenger, Logik im Chaos
Karl Scheffler, Deutsche Baukunst
Max Scheler, Der Genius des Kriegs
Fritz Schotthöfer, Das besetzte Belgien
Hermann Stehr, Die Großmutter. Novelle
Ernst Troeltsch, Imperialismus
Jakob Wassermann, Nationalgefühl
Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung
Leopold von Wiese, Englands Herrschaft in Indien
Wilamowitz-Moellendorff, Das Weltreich des Augustus
Leopold Ziegler, Zarathustra-Glossen

Herman Bang: Aus der Mappe. Auflage 75 Exemplare auf Büttenpapier, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 15 Mark.

Gerhart Hauptmann: Gesammelte Werke in 6 Bänden. Auflage 200 Exemplare auf reinem Hadernpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 80 Mark.

Gerhart Hauptmann: Der Bogen des Odysseus. Auflage 60 Exemplare (davon 50 zum Verkauf) auf Stratfordpapier, numeriert und in Pappband gebunden 25 Mark.

Gerhart Hauptmann: Griechischer Frühling. Auflage 100 Exemplare auf holländischem Büttenpapier. In Ganzpergament 15 Mark.

Hugo von Hofmannsthal: Die prosaischen Schriften. Auflage 60 Exemplare (davon 50 zum Verkauf) auf van Gelder, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 12 Mark der Band, bei Subskription auf das vierbändige Gesamtwerk. (Zwei Bände bisher erschienen.)

Johannes V. Jensen: „Die Welt ist tief . . .“ Auflage 25 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 10 Mark.

Felix Salten: Herr Wenzel auf Rehberg. Auflage 25 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 10 Mark.

Arthur Schnitzler: Dämmerseelen Auflage 25 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 10 Mark.

Karl Vollmoeller: Des Aischylos Oresteia. Auflage 50 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, numeriert und in Ganzpergament gebunden. Preis 10 Mark.

Jakob Wassermann: Die Schwestern. Auflage 25 Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und in Ganzleder gebunden. Preis 10 Mark.

AUTORENVERZEICHNIS

Franz Ferdinand Heitmüller
Max Herrmann
Hermann Hesse
Franz Hessel
Georg Hirschfeld
Einar Hjörleifsson
Sophie Hoechstetter
Hugo von Hofmannsthal
Arthur Holitscher
Felix Hollaender
Otto Helmut Hopfen
Friedrich Huch
Henrik Ibsen
Sigurd Ibsen
Bernd Isemann
Norbert Jacques
Kristofer Janson
Johannes V. Jensen
Else Jerusalem
Hans von Kahlenberg
Josef Kainz
Georg Kaiser
Ernst Kamnitzer
Rudolf Kassner
Eduard Kehlmann
Bernhard Kellermann
Alfred Kerr
Ellen Key
E. von Keyserling
Nils Kjaer
Charlotte Knoeckel
Annette Kolb
Eberhard König
Hertha Koenig
Sonja Kowalewska
Franz Kranewitter
Siegfried Krebs
Herman Kroepelin
Hans Kyser
Selma Lagerlöf
Hans Land
Ludwig Landshoff
Angela Langer
Philipp Langmann
Vernon Lee
Wilhelm Lentrodt
Gustav Leutelt
Karl Leuthner
Julius Levin
Jonas Lie
Oskar Loerke
Emil Lucka
Emil Ludwig
Aage Madelung
Thomas Mann
Rosa Mayreder
Julius Meier-Gräfe
George Meredith
Karin Michaelis
Robert Michel
Paul Mongré
Christian Morgenstern
Richard Muther
Peter Nansen

Friedrich Neubauer
Franz Oppenheimer
Otto Pniower
Johannes Raff
Walther Rathenau
Emil Reich
Ernst Reinmann
Hans Reisiger
Rudolf Requadt
Gabriele Reuter
Henry Handel Richardson
Ernst Rosmer
Carl Rößler
Alexander Ruths
Felix Salten
Jakob Schaffner
Karl Scheffler
Carl Ludwig Schleich
Paul Schlenther
Arthur Schnitzler
Emil Scholl
Toni Schwabe
Mathieu Schwann
Ernst Schweninger
Maria Seelhorst
Matilde Serao
Franz Servaes
Egmont Seyerlen
Bernard Shaw
Elisabeth Siewert
Reinhard Sorge
Christian Staun
Albert Steffen
Hermann Stehr
Emil Strauß
J. M. Synge
Hildegard Thildner
Leo Tolstoi
Cecile von Tormay
Siegfried Trebitsch
Alexander Ular
Karl Vollmoeller
Ruth Waldstetter
Jakob Wassermann
Alfred Weber
Ernst Weiß
Gustav Wied
Oscar Wilde
Bruno Wille
Adolph Wittmaack
Alfred Wolfenstein
U. C. Woerner
Leopold Ziegler
Josef Zytlaun

Der vollständige Katalog über die Werke aller Autoren des Verlags steht kostenfrei zur Verfügung.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

